

# bricolage 9

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie



Gilles Reckinger, Diana Reiners, Dorothy Zinn (Hg.)

## Migrantische Arbeitswelten in Südtirol

Explorativ-ethnographische Ergebnisse eines  
Euregio-Lehrforschungsprojektes

# SERIES

bricolage

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie

Herausgegeben von Reinhard Bodner, Timo Heimerdinger, Konrad Kuhn,  
Silke Meyer, Gilles Reckinger, Michaela Rizzolli und Ingo Schneider

Band 9

**Gilles Reckinger (Hg.)**

Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck

**Diana Reiners (Hg.)**

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Graz

**Dorothy Zinn (Hg.)**

Fakultät für Bildungswissenschaften, Universität Bozen

Diese Publikation wurde mit finanzieller Unterstützung des Vizerektorats für Forschung und des Dekanates der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Innsbruck sowie der Stiftung Kommerzienrat Guido Feger gedruckt.

© *innsbruck* university press, 2017

Universität Innsbruck

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

[www.uibk.ac.at](http://www.uibk.ac.at)

Layout: Stephanie Grosslercher

Satz und Korrekturarbeiten: Iyoshi Adam

Lektorat: Nadja Neuner-Schatz

ISBN 978-3-903122-92-5

# **bricolage**

**Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie**

**Heft 9:**

**Gilles Reckinger, Diana Reiners, Dorothy Zinn (Hg.)**

## **Migrantische Arbeitswelten in Südtirol**

**Explorativ-ethnographische Ergebnisse eines  
Euregio-Lehrforschungsprojektes**



# Inhalt

- 7 *Diana Reiners und Gilles Reckinger*  
Zur Einführung: Das Lehrforschungsprojekt  
Migrantische Arbeitswelten in Südtirol (MiAS)
- 15 *Diana Reiners*  
Zur Situation von Migrant\_innen auf dem Südtiroler  
Arbeitsmarkt: einseitige Bedarfsorientierung und  
Integrationshindernisse – Ein Überblick
- 23 *Dorothy Zinn*  
Migrants and their Children as Potential Game-Changers:  
Immigrant Incorporation in South Tyrol's Divided Society
- 39 *Ingrid Tschugg, Diana Reiners*  
Das *Haus der Solidarität* – temporäre Unterkunft  
für in Not geratene Menschen
- 53 *Bernadette Mayr*  
„Doch das Leben geht weiter“  
Prekarisierungsfallen für Migrant\_innen in Südtirol
- 73 *Ingrid Tschugg*  
„So ist das Leben.“ Ein Küchengespräch
- 81 *Nadja Neuner-Schatz*  
Subalternisierung in der innerhäuslichen Pflege in Südtirol
- 109 *Sophia Adolf, Dian Altin*  
Senegalesische Straßenhändler\_innen in Bozen und Brixen
- 129 *Verena Altenhofen*  
Arbeits- und Lebenswelten von Straßenverkäufer\_innen  
in Südtirol

- 149 *Christian Neumann*  
Einblicke in die Lebenswelten einer latein-amerikanischen  
Migrantin in Südtirol: Subjektive Deutungen, Gefühle und  
Umgangsstrategien, Sprache, Schule und Arbeit
- 165 *Claudia Lintner*  
„Wenn es keinen Weg gibt, dann musst du schließen, ist  
doch scheißegal“: Migrantenökonomien in Südtirol

# Zur Einführung: Das Lehrforschungsprojekt Migrantische Arbeitswelten in Südtirol (MiAS)

**Diana Reiners, Gilles Reckinger**

Der vorliegende Band präsentiert die Ergebnisse eines viersemestrigen Lehrforschungsprojektes, das von Gilles Reckinger (Innsbruck), Susanne Elsen (Bozen), Diana Reiners (Innsbruck/Bozen) und Dorothy Zinn (Bozen) initiiert und zwischen dem Wintersemester 2014/15 und dem Sommersemester 2016 durchgeführt wurde. Darüber hinaus war Claudia Lintner (Bozen) als Projektmitarbeiterin an der Betreuung der Studierenden beteiligt. Das Lehrforschungsprojekt wurde durch den EUREGIO Mobility Fund, die Universität Innsbruck und die Universität Bozen gefördert.

Im Zentrum des Projektes, im Zuge dessen Studierende der Universität Innsbruck und der Freien Universität Bozen gemeinsam unter Begleitung erfahrener Forscher\_innen eigene Erfahrungen ethnologischer Feldforschungspraxis machen und reflektieren konnten, stand die Fragestellung, wie Migrant\_innen in Südtirol ihre alltäglichen Arbeitsbedingungen erfahren, mit welchen Schwierigkeiten und Hürden sie konfrontiert sind, ob sich ihre an Arbeit geknüpften persönlichen Bedürfnisse und Ziele erreichen lassen, und welche Bewältigungsstrategien und (Zukunfts-)Perspektiven sie im Umgang mit den Bedingungen entwickeln.

Mit dem Fokus auf die Arbeitswelten von Migrant\_innen soll der Blick auf strukturelle soziale Ungleichheit gerichtet werden, die sich in rechtlicher und ökonomischer Ungleichstellung, expliziten und verdeckten Mechanismen der Arbeitsmarktregulierung und Schließungsmechanismen (wie die Anforderung der Mehrsprachigkeit) ausdrückt und sich auf die materiellen und symbolischen Teilhabechancen und sozialen Positionen von Migrant\_innen auswirkt. Migrant\_innen sind überwiegend in jenen Arbeitsmarktsegmenten beschäftigt, die besonders von Prekarisierung und Deregulierung gekennzeichnet sind.

In seinem Werk zur Entwicklung der Lohnarbeitsgesellschaft im 20. Jahrhundert hat Robert Castel nachgewiesen, dass die an Lohnarbeit geknüpften Rechte und sozialen Absicherungen zu einer breiten gesellschaftlichen Integration geführt haben und zugleich auf der Ebene individueller Biografien Planbarkeit, Sicherheit und Zukunftsperspektiven ermöglichten, die ein gesellschaftliches Modell der



Normalbiographie formen konnten.<sup>1</sup> Die Erosion dieses Modells und die Ausbreitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse führen wachsende Teile der Bevölkerung in eine „Zone der Verwundbarkeit“, die graduell in eine „Zone der Entkopplung“ münden kann, die von brüchigen sozialen Netzwerken und mangelnder Einbindung in soziale Sicherungssysteme gekennzeichnet ist.<sup>2</sup> Migrant\_innen sind auch in Südtirol von Prekarisierungsprozessen und ihren Folgen in besonderer Weise betroffen, wie *Diana Reiners* anhand statistischer Befunde in ihrem Überblicksbeitrag zeigt.

Zugleich soll mit dem Fokus auf Arbeit das Augenmerk auf die strukturellen ökonomischen Bedingungen – anstelle von kulturalisierenden und differenzbetonten Begriffen wie „kultureller Integration“ – gerichtet werden. Damit soll der methodologischen Problematik begegnet werden, dass bereits die Eingrenzung des Forschungsthemas auf Migrant\_innen die Gefahr impliziert, Ethnisierungen und Kulturalisierungen vorzunehmen oder zu konstruieren, auf die Regina Römhild und Manuela Bojadžijev hinweisen. Sie kritisieren, dass viele Forschungen über Migrant\_innen einer „migrantologischen“ Perspektive verhaftet bleiben, die Migrant\_innen als eine von der Gesellschaft unterschiedene Sondergruppe konstruieren.<sup>3</sup>

Mit der Forderung nach einer „Entmigrantisierung von Migration“ argumentieren Regina Römhild und Manuela Bojadžijev, dass mobile (Arbeits-)Biographien wesentlich verbreiteter sind als die hegemonialen Diskurse einer homogen und sesshaft gedachten Nation es suggerieren. Die Ethnisierung von Migration trägt zur Verfestigung sozialer Ungleichheit bei, die als objektiviertes Ergebnis von Differenzdiskursen jene Ein- und Abgrenzungen legitimiert, die rechtliche Unterscheidungen und die Schaffung spezifischer, subalternisierender Arbeitsmärkte ermöglichen. Der gerade im Südtiroler Kontext hochbrisanten Fragestellung der Ethnisierung und der Rolle von Migrant\_innen innerhalb eines ethnisch geteilten Kontextes widmet sich der Beitrag *Dorothy Zinns* in diesem Band.

1 Robert Castel: *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz 2000.

2 Robert Castel: *L'insécurité sociale. Qu'est-ce qu'être protégé?* Paris 2003.

3 Vgl. Regina Römhild u. Manuela Bojadžijev: Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. In: *Labor Migration* (Hg.): *Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung* (=Berliner Blätter 65/2014). Berlin 2014, 10-24.

## Auswahl der Forschungsthemen

Ausgehend von der Beschäftigung mit Strukturdaten ging die Forschungsgruppe nach einem theoretischen Sampling vor, das der verhältnismäßig kurzen und aus der Distanz schwierig vorzubereitenden Feldforschungsphase Rechnung tragen sollte. Schließlich fokussierten die Forschungsthemen sich auf die Bereiche (Straßen-)Handel, Gastgewerbe und häusliche Pflege, in denen besonders häufig Migrant\_innen beschäftigt sind und die meist von geringem formalen Qualifikationsniveau sowie flexibilisierten, oft saisonal stark fluktuierenden Arbeitszeiten geprägt sind. Daneben entschied sich ein Teil der Forschungsgruppe, mit arbeitslosen Migrant\_innen zu forschen und den Einfluss von Prekarisierungsprozessen auf ihre Biographien zu untersuchen.

Verstehende Interviews mit Personen zu führen, die nicht durch Vermittlung oder Bekanntschaften bereits in einem Naheverhältnis zu den Forschenden stehen, ist eine anspruchsvolle Aufgabe, wie den Studierenden in der Feldsituation bewusst wurde. Um den für verstehende, biographische Interviews notwendigen Aufbau von Vertrauensbeziehungen zu den Interviewpartner\_innen zu erleichtern und die Effekte der ungleichen sozialen Positionen zwischen Forscher\_in und Beforschten zu reflektieren und in der Interaktion so weit wie möglich zu kontrollieren<sup>4</sup>, entwickelten die Studierendengruppen fünf thematische Zugänge:

Ein Team suchte Kontakt zu **Straßenhändler\_innen im städtischen Raum in Bozen und Brixen**. Vermittelt durch Studierende der Universität Bozen kamen komplementär zu den Gesprächen am Arbeitsplatz auch Interviews mit schon zuvor bekannten Personen zustande. Zwei männliche Studierende interessierten sich für **private Sicherheitskräfte**, die als Türsteher für Discotheken und Modegeschäfte arbeiten<sup>5</sup> und suchten diese an ihrem Arbeitsort auf.

Drei Studierende wählten den Zugang über eine niederschwellige soziale Institution, die in Brixen große Sichtbarkeit genießt – das von einer Sozialgenossenschaft getragene *Haus der Solidarität* – und das **Arbeitslosen** und Wohnungslosen vorübergehend Unterkunft und Hilfe bei der Arbeitssuche bietet. Dieser Zugang machte es jedoch nötig, die institutionellen Dynamiken dieser Organisation und ihren Einfluss auf die Interviews mizureflektieren.

Da dort auch Pflegekräfte an Familien vermittelt werden, kam das *Haus der Solidarität*, neben anderen genossenschaftlichen Vermittlungsorganisationen, auch in der Forschung zum Thema der **innerhäuslichen Pflegerinnen**, den sogenannten „*badanti*“, in den Blick.

4 Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997.

5 Leider konnten die Studierenden zu diesem Bereich keinen schriftlichen Beitrag vorlegen.

Den dritten Zugang wählten Christian und Rosa Neumann über einen Verein lateinamerikanischer Frauen in Brixen, mit denen sie Gespräche führen konnten. Im Rahmen der Analyse wird die Fallgeschichte einer Migrantin vorgestellt, die im familiengeführten **Hotel- und Gastgewerbebetrieb** ihres Mannes arbeitet.

## Ergebnisse des Lehrforschungsprojektes

Die in diesem Band vorgestellte Lehrforschung bietet Einblick in unterschiedliche migrantische Arbeits- und Lebenswelten, die von Prekarität, Flexibilisierung und Abhängigkeitsverhältnissen, von zeitlich entgrenzter Arbeit und Selbstunternehmertum, von Fremdheits-, Ausgrenzungs- und Marginalisierungserfahrungen sowie biographischen Brüchen und Abqualifizierung geprägt sind, die durch die Nicht-Anerkennung von Bildungstiteln und Berufserfahrung entstehen. Damit entsteht ein facettenreiches Bild der strukturellen Schwierigkeiten, mit denen Migrant\_innen durch rechtliche Bedingungen, Arbeitsmarktlage und biographische Verwerfungen umgehen müssen, zugleich zeichnen die Fallgeschichten aber auch nach, welche kreativen Kräfte, Selbstermächtigungs- und Widerstandspotenziale die sozialen Akteur\_innen entwickeln und wie sie eine aktive Rolle in der Südtiroler Gesellschaft einnehmen.

## Prekarisierung – Krankheit und Jobverlust als Armutsfalle

Prekäre Beschäftigung ist durch verschiedene Faktoren bestimmt: den Grad der Arbeitsplatzsicherheit und der Kontinuität, (individuelle und kollektive) Kontrolle über die Arbeitsbedingungen, den Lohn und die Arbeitszeit, den Grad der sozialen Absicherung und die Höhe des Einkommens.<sup>6</sup> Prekär Beschäftigte sind besonders häufig von negativen Auswirkungen der Flexibilisierung betroffen, die Claire Wallace durch vier Faktoren gekennzeichnet sieht: „low pay, short term contracts, little control over work and low job satisfaction“<sup>7</sup>. Kommen zusätzliche Benachteiligungen hinzu, die als Defizite auf dem Arbeitsmarkt wahrgenommen werden, sinken die Chancen, auf den Flexibilisierungsdruck reagieren zu können – mit der möglichen Folge der (Langzeit-) Arbeitslosigkeit.

---

6 Vgl. Gerry Rodgers: Precarious Work in Western Europe. The State of the Debate, In: Rodgers, Gerry u. Rodgers, Janine (Hg.): Precarious Jobs in Labour Market Regulation. The Growth of Atypical Employment in Western Europe. Bruxelles u. Genève 1989, 1-16.

7 Claire Wallace: Work Flexibility in Eight European Countries. A Cross-national Comparison (=Institut für Höhere Studien, Reihe Soziologie 60). Wien 2003, 19.

Anhand der biographischen Fallgeschichte einer aus Deutschland stammenden Alleinerziehenden, die mit zwei Kindern im *Haus der Solidarität* in Brixen lebt, zeichnet *Bernadette Mayr* nach, wie eine gescheiterte Migration in Verbindung mit prekärer Beschäftigung, Arbeitsplatzverlust, Verschuldung und körperlich eingeschränkter Arbeitsfähigkeit zum Abrutschen der Familie in extrem prekäre Lebensumstände bis hin zum Verlust der Wohnung führt. Dabei spielen das sprachliche Hindernis, im zweisprachigen Kontext kein Italienisch zu sprechen, aber auch die rechtliche Situation, dass ihr – auch als EU-Bürgerin – nach Ablauf der Arbeitslosenunterstützung keine Sozialhilfe zusteht, eine wesentliche Rolle, weil sie den Prekarisierungsprozess verschärfen.

In *Ingrid Tschuggs* Portrait einer wohnungs- und arbeitslosen philippinischen Migrantin wird deutlich, dass eine Scheidung für Frauen, die in ihrer Ehe jahrelang unbezahlte Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung leisten und ökonomisch abhängig vom alleinverdienenden Ehemann sind, gravierende Konsequenzen haben kann. Obwohl sie im Herkunftsland hochqualifiziert war, verliert sie durch die Migration ihr symbolisches Kapital, weil ihre Bildungstitel nicht anerkannt werden. Die körperliche Belastung durch manuelle Arbeit führt zu Beschwerden, die auf dem Arbeitsmarkt einschränkend wirken. Arbeitslosigkeit und der Verlust der eigenen Wohnung führen in eine Spirale der sozialen Marginalisierung.

In den Fallgeschichten der beiden Frauen kommen verschiedene Bewältigungsformen zum Ausdruck. Während Bernadette Mayrs Gesprächspartnerin auf ihre Lebenssituation mit Scham und Resignation reagiert und eine körperlich eingeschriebene Kraftlosigkeit und Erschöpfung spürbar wird, richtet die Interviewpartnerin Ingrid Tschuggs ihre Wut gegen die als ungerecht erlebte Situation nach außen: Sie klagt Ungerechtigkeiten an, die sie in verschiedenen Arbeitsverhältnissen erlebt hat. Ihre Perspektive ist auf Unabhängigkeit gerichtet, was sich im Wunsch ausdrückt, als Selbständige ein kleines Lokal zu eröffnen.

## Die linke Hand des Staates und ihre paradoxe Rolle

Die Unterbringung im *Haus der Solidarität*<sup>8</sup> gegen einen geringen Betrag oder dort erbrachte Arbeitsleistung bietet eine Auffangstruktur, mit deren Hilfe die Bewohner\_innen aus der sozialen Marginalisierung heraus wieder schrittweise Autonomie und gesellschaftliche Teilhabe erlangen sollen – so das Ziel der Organisation. Damit übernimmt die NRO, als „linke Hand des Staates“<sup>9</sup> die Aufgabe, die Auswirkungen von Prekarisierungs- und Marginalisierungsprozessen auf dem

8 Siehe Tschugg/Reiners in diesem Band.

9 Pierre Bourdieu: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neo-liberale Invasion. Konstanz 1998.

Arbeitsmarkt abzufedern, die durch die Wirtschaftskrise und die Rezession entstanden sind.

In der Funktion als Vermittlungsstelle wird das Paradox noch deutlicher, dass NROs mit ihrem sozialen Auftrag gesellschaftlich eine komplementäre Funktion zur Ökonomie einnehmen, die damit zugleich – unintendiert – deren Funktionen unterstützt. *Nadja Neuner-Schatz* zeigt auf, wie sich Beschäftigungsdruck auf Arbeitnehmerinnen, die Nachfrage nach flexibilisierten, möglichst billigen Arbeitskräften und gesetzliche Rahmenbedingungen, die eine Deregulierung der Arbeitsverhältnisse und damit die strukturelle Ausbeutbarkeit der Beschäftigten zulassen, verschränken. Als *Maklerinnen* zwischen Arbeitgeber\_innen und Altenpfleger\_innen nehmen Organisationen wie das *Haus der Solidarität* in ihrem Selbstverständnis eine Vermittler\_innenrolle ein: zwischen den Interessen der Arbeitgeber\_innen nach möglichst rund um die Uhr verfügbaren Pflegekräften und den Interessen der Pfleger\_innen, insbesondere in Bezug auf ihre Rechte und Vertraglichung. Die Ambivalenz besteht jedoch darin, dass das HdS damit einen Markt bedient, dessen rechtliche Rahmenbedingungen für die Beschäftigten Arbeitsverhältnisse bedeuten, die von hohem Arbeits- und Verfügbarkeitspensum, räumlicher und zeitlicher Abhängigkeit im Haushalt der zu betreuenden Personen und geringem Verdienst geprägt sind. Die genossenschaftliche Organisation der Vermittlung durch eine dritte Instanz stellt dabei lediglich den Abschluss eines Arbeitsvertrages und dessen Einhaltung sicher. Der strukturellen Subalternisierung, die in den rechtlichen Bedingungen dieses Arbeitsmarktes festgeschrieben werden, und die Neuner-Schatz in ihrem Beitrag kritisch herausarbeitet, wird dadurch aber nicht entgegengewirkt. Besonders eklatant zeigen sich in diesem Arbeitsmarkt mehrfache Abhängigkeitsbeziehungen; denn die Pfleger\_innen sind nicht nur in privaten – der Öffentlichkeit entzogenen – Settings kaum überprüfbar, weitgehend deregulierten Arbeits- und Lebensbedingungen ausgesetzt, darüber hinaus verhindert die existentielle Unsicherheit wechselnder Verträge Planbarkeit und die Möglichkeit des Widerstandes gegen strukturelle Ausbeutbarkeit.

### Selbstunternehmertum als Coping-Strategie und die Mobilisierung eigener Netzwerke

Der Straßenverkauf im öffentlichen Raum als eine unternehmerische Nischenökonomie, dem sich der Beitrag *Dian Altins* und *Sophie Adolfs* und der Beitrag *Verena Altenhofens* widmen, stellte sich – auf den zweiten Blick – als eine ökonomische Überlebensstrategie heraus, mit der gering qualifizierte Migrant\_innen auf Arbeitslosigkeit oder geringe Chancen, auf dem Lohnarbeitsmarkt Arbeit zu finden, reagieren. Dabei spielen in der Entscheidung für den Straßenhandel biographische Vorbilder und die habituelle Prägung durch die Eltern, die im Stra-

ßenverkauf, Kleingewerbe und Kleinunternehmertum tätig waren, eine Rolle. Zugleich ist die Organisation sowohl des Wohnens als auch des Arbeitens wie der Ankauf der Waren von Netzwerkbeziehungen abhängig.

An den Wohnverhältnissen zeigt sich – jenseits ethnisierter Zuschreibungen kommunitärer Formen des Zusammenlebens – dass die Wohngemeinschaft männlicher senegalesischer Straßenverkäufer im Bahnhofsviertel von Bozen oder die mit der erweiterten Familie geteilte Wohnung einer kroatischen Straßenverkäuferin auf der Grundlage materieller Bedingungen entstehen und Lösungen sind, die aus der Notwendigkeit entstehen, die Lebenshaltungskosten so gering wie möglich zu halten. Damit wird deutlich, dass die Unsicherheit dieser Lebenslagen, im Vergleich zu integrierten, gesicherten gesellschaftlichen Positionen ohne den Einfluss dieser familiären Netzwerke oder religiösen Gemeinschaften noch größer einzuschätzen ist.

Die Familie als zentrale Ressource und Beziehungsnetzwerk, deren Rolle als Gegenpart gegenüber Alltagsdiskriminierungen oder Ablehnungserfahrungen im dörflichen Umfeld umso wichtiger wird, bildet auch in *Christian Neumanns* Portrait einer aus Brasilien stammenden Frau einen zentralen Bezugspunkt. Sie führt mit ihrem Mann und den Schwiegereltern ein Hotel im Umland Brixens. Um das mittelständische Unternehmen zu erhalten und genügend Einkommen zu erwirtschaften, muss das Ehepaar extrem lange Tagesarbeitszeiten auf sich nehmen und auf Freizeit verzichten. Das Zusammenfallen von Arbeits- und Wohnort wie der 17-Stunden Arbeitstage führen zu einer Entgrenzung, die vor allem durch die enge Einbindung aller Familienmitglieder bewältigt werden kann. Die Familie ist dadurch Ressource und Netzwerk, bedingt aber auch wechselseitige Abhängigkeit und soziale Kontrolle.

Abschließend befasst sich der Beitrag *Claudia Lintners* anhand ihrer empirischen Forschung zu migrantischen (Klein-)Unternehmer\_innen theoretisch mit den Potenzialen und Risiken der subjektivierten Selbstaktivierung als Strategie migrantischer Ökonomien in Brixen.

Die Herausgeber\_innen möchten sich bei Iyoshi Adam für Satz- und Korrekturarbeiten bedanken. Besonderer Dank gebührt Nadja Neuner-Schatz für das aufmerksame Endlektorat.

## Literatur

- Bourdieu, Pierre et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997.
- Bourdieu, Pierre: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neo-liberale Invasion. Konstanz 1998.
- Castel, Robert: Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz 2000.
- Castel, Robert: L'insécurité sociale. Qu'est-ce qu'être protégé? Paris 2003.
- Rodgers, Gerry: Precarious Work in Western Europe. The State of the Debate, In: Rodgers, Gerry u. Rodgers, Janine (Hg.): Precarious Jobs in Labour Market Regulation. The Growth of Atypical Employment in Western Europe. Bruxelles u. Genève 1989, 1-16.
- Römhild, Regina u. Bojadžijev, Manuela: Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. In: Labor Migration (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung (=Berliner Blätter 65/2014). Berlin 2014, 10-24.
- Wallace, Claire: Work Flexibility in Eight European Countries. A Cross-national Comparison, (=Institut für Höhere Studien, Reihe Soziologie 60). Wien 2003.

# Zur Situation von Migrant\_innen auf dem Südtiroler Arbeitsmarkt:

## Einseitige Bedarfsorientierung und Integrationshindernisse – Ein Überblick

**Diana Reiners**

Italien blickt auf eine lange Geschichte der Arbeitsmigration ärmerer Bevölkerungsteile aus strukturschwachen Regionen des Südens zurück, die in die industriellen Zentren Norditaliens, Europas und nach Übersee aufbrachen. Die Geschichte der Immigration nach Italien hingegen ist vergleichsweise kurz: Mit den Bootsankünften albanischer Flüchtlinge nach dem Zerfall Jugoslawiens setzten erst 1990 größere Migrationsbewegungen nach Italien ein. Entsprechend langsam wandelt sich die Selbstwahrnehmung des Landes zu dem eines Einwanderungslandes. Die nationale Politik reagiert seit Jahren jedoch mit einer restriktiven Migrationspolitik und der Verschärfung von Gesetzen, die einerseits den Zugang von Migrant\_innen zu Ressourcen und Sozialsystem verhindern sollen, andererseits irreguläre Arbeitsverhältnisse unter Strafe stellen, wobei aber nicht die Arbeitgeber\_innen, sondern die illegal Beschäftigten kriminalisiert werden. Dabei zeigt sich gerade am zahlenmäßigen Ausmaß der Legalisierungswellen, dass informelle und irreguläre Arbeitsverhältnisse einen nicht zu vernachlässigenden Anteil an der italienischen Wirtschaft haben: Insgesamt wurden während zwei Legalisierungsfristen zur Bekämpfung der Schwarzarbeit 2009 295.000 und 2012 135.000 Anträge auf Legalisierung von Arbeitsverhältnissen von Nicht-EU-Bürger\_innen gestellt.

Seit der Einführung des Bossi-Fini-Gesetzes im Jahr 2002, das die Regularisierung von Arbeitsverhältnissen von Beschäftigten in privaten Haushalten, häuslichen Pflegekräften und anderen arbeitsrechtlichen Grauzonen zum Ziel hatte, ist die Aufenthaltbewilligung für Migrant\_innen – mit Ausnahme anerkannter Flüchtlinge und subsidiär Schutzberechtigter – an einen gültigen regulären Arbeitsvertrag geknüpft. Damit droht bei Arbeitslosigkeit zugleich auch der Verlust des Aufenthaltstitels. Diese Problematik existentieller Prekarisierung wird durch die ökonomische Krise mit steigenden Arbeitslosenzahlen seit 2008 noch



verschärft.<sup>1</sup> Darüber hinaus haben Migrant\_innen in Italien während der ersten fünf Jahre ihres Aufenthalts keinen direkten Anspruch auf Sozialleistungen, Unterbringung oder Wohnförderung, was sich besonders auf die Wohnverhältnisse auswirkt. Zudem gilt die Bedingung, dass Migrant\_innen fünf Jahre ununterbrochen ihren Wohnsitz in der gleichen Provinz nachweisen müssen, was ihre berufliche Mobilität einschränkt. Auch die Frist für den Zugang zur italienischen Staatsbürgerschaft ist mit zehn Jahren ununterbrochenen Aufenthaltes eine der längsten im europäischen Vergleich.

Neben der rechtlichen Ungleichstellung von Migrant\_innen aus Nicht-EU-Staaten und der daraus resultierenden Prekarisierung zeigt sich die strukturelle Benachteiligung besonders deutlich an der Arbeitsmarktintegration. So liegt die Arbeitslosenquote von Migrant\_innen in Südtirol mit 20,6 % um das Vierfache höher als die der Einheimischen mit 4,4 % bei Frauen und 5 % bei Männern. Denn die Krise, von der sich die italienische Wirtschaft nur langsam erholt, und die daraus resultierende steigende Arbeitslosigkeit hat sich besonders auf Arbeitskräfte in prekären Anstellungsverhältnissen im untersten Dienstleistungssektor und in der Industrie niedergeschlagen, und damit gerade auf jene Positionen, die Migrant\_innen offen stehen, weil sie geringe Anforderungen an formale Qualifikationen und Sprachbeherrschung stellen.

### **Migrant\_innen auf dem Südtiroler Arbeitsmarkt**

45.500 Migrant\_innen lebten 2013 in Südtirol. Sie machen damit 8,8 % der Bevölkerung Südtirols aus. Obwohl Südtirol damit knapp über dem italienischen Gesamtdurchschnitt (8,1 %) liegt, ist der Südtiroler Anteil an der Gesamtzahl der in Italien wohnhaften migrantischen Bevölkerung mit 0,9 % und 1,7 % für die Provinz Trentino-Alto Adige sehr gering. Dies liegt daran, dass sich migrantische Communities vor allem in den Ballungszentren der größten italienischen Städte, allen voran um die Industriemetropolen Mailand (Lombardei 25 %) und Rom (11,3 %) oder Bologna (Emilia Romagna 11,5 %) konzentrieren.<sup>2</sup>

Ein Spezifikum des Südtiroler Kontextes, das es von der Situation Gesamtiitaliens unterscheidet, liegt in den Migrationsgründen, die sich von denen Südtaliens unterscheiden, in dem Fluchtgründe dominieren. Zu Beginn der 2010er Jahre wurde Arbeitsmigration mit knapp 60 % als bei weitem wichtigster Mi-

1 Vgl. Fabio Perocco u. Rosanna Cillo: *L'impatto della crisi sulle condizioni lavorative degli immigrati*. *L'economia dell'immigrazione*, vol. 1. Mestre 2011, 13-15.

2 Vgl. Ufficio Nazionale Antidiscriminazioni Razziali UNAR (Hg.): *Dossier statistico immigrazione 2014. Dalla discriminazione ai diritti*. Roma 2014, 114.

grationsgrund genannt.<sup>3</sup> Heute ist Arbeit mit 44 % durch Familiennachzug (47 %) als Hauptmigrationsgrund abgelöst worden. Hierbei ist aber eine deutliche Geschlechterdifferenz zu verzeichnen: 60 % der Frauen geben als Aufenthaltsgrund für die Aufenthaltsbewilligung „Familie“ an, bei Männern überwiegt mit ca. 55 % weiterhin „Arbeit“ als Motiv. Fluchtgründe und Handelstätigkeit/Selbstständigkeit machen dagegen nur unter 4 % aus.

Ein weiteres Spezifikum der Einwanderung nach Südtirol hängt mit der Sprachsituation zusammen: So sind ein Drittel der eingewanderten Bevölkerung EU-Bürger\_innen, davon 40 % aus dem deutschsprachigen Raum. Bei den Nicht-EU-Bürger\_innen stellen Albaner\_innen mit 12 %, Marokkaner\_innen mit knapp 8 % und Pakistaner\_innen mit 7.1 % die größten Herkunftsgruppen dar.

Auch im Südtiroler Kontext zeigt sich, dass Migrant\_innen besonders häufig in jenen Arbeitsmarktsegmenten beschäftigt sind, die von manueller Arbeit, Saisonarbeit, höheren arbeitsplatzbezogenen Belastungen und flexiblen Arbeitszeitregelungen betroffen sind.

So konzentriert sich die Hälfte der im Ausland geborenen Bevölkerung in der Dienstleistungsbranche, davon fast 25 % in den genderspezifischen Arbeitsmärkten der Haushaltshilfe und Pflege, und je knapp 10 % in Handel und Gastgewerbe. Alle drei Bereiche sind durch stark flexibilisierte Arbeitszeiten, geringes Lohnniveau und, besonders im Bereich der häuslichen Pflege, von starker räumlicher und zeitlicher Abhängigkeit von den Arbeitgeber\_innen geprägt.

Den zweiten Hauptarbeitsmarktsektor für ansässige Migrant\_innen, in dem etwa ein Drittel der Migrant\_innen beschäftigt ist, stellt der niedrigqualifizierte Sektor von Industriefertigung und Baugewerbe dar.

Ein weiterer Beschäftigungssektor für vorwiegend saisonale ausländische Arbeitskräfte ist die Landwirtschaft, die nach Zahlen der UNAR knapp 35 % der ausländischen Beschäftigten ausmacht. Dabei ist zu differenzieren, dass nur 5 % der in Südtirol ansässigen Migrant\_innen in der Landwirtschaft beschäftigt sind,<sup>4</sup> und der größte Teil auf Saisonarbeitskräfte aus EU-Staaten wie Rumänien und Bulgarien entfällt, die wegen des Lohngefälles zu besonders geringen Löhnen beschäftigt werden und zudem meist durch die Arbeitgeber\_innen, als Teil der Entlohnung, untergebracht werden.

Die Beschäftigung der migrantischen Bevölkerung in niedrigqualifizierten Branchen hat eine deutliche Einkommensschere zwischen Einheimischen und

---

3 Vgl. Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): *Erwerbstätigkeit in Südtirol. Occupazione in provincia di Bolzano 2012* (= astat Schriftenreihe collana 201), Bozen 2014. Zweifachnennungen waren in dieser Befragung möglich.

4 Ebd.

Zugewanderten<sup>5</sup> zur Folge: Zwei Drittel der ausländischen Beschäftigten, aber nur ein Fünftel der Südtiroler\_innen verfügen nur über ein Netto-pro-Kopf-Einkommen von weniger als 500 Euro im Monat,<sup>6</sup> Einkommensverhältnisse, die die Betroffenen als *working poor* ausweisen.

Laut Astat beurteilen 31 % der Nicht-EU-Bürger\_innen ihre finanzielle Lage als „schlecht“ (gegenüber 17 % der Südtiroler\_innen) und fast 10 % als „sehr schlecht“ (dagegen nur 1,4 % der Südtiroler\_innen).<sup>7</sup>

Mit der Beschäftigung von Migrant\_innen als Puffer in flexibilisierten oder saisonalen Arbeitsmärkten verfestigt sich die soziale Ungleichheit von Migrant\_innen, zumindest der ersten Generation, durch geringere Verdienstmöglichkeiten, daraus folgende Konzentration in benachteiligten Wohnlagen und damit auch teilweise geringerer Bildungsintegration der Kindergeneration.

### Migrant\_innen als Arbeitskräftereservoir

Erst 2011 erließ das Land Südtirol das Landesgesetz Nr. 12 zur „Integration von ausländischen Bürgerinnen und Bürgern“ zur Regelung von Einwanderung und Integration. Bereits im Gesetzesentwurf wurde die „Bedeutung des am Arbeitsmarkt festgestellten Bedarfs“ hervorgehoben, „und zwar sowohl aus quantitativer Sicht (in Bezug auf die Anzahl der benötigten ausländischen Arbeitskräfte), als auch aus qualitativer Sicht (in Bezug auf die Berufsbilder, für die Bedarf festgestellt wird)“.<sup>8</sup>

In der ratifizierten Fassung wird der utilitaristische Zugang gegenüber der Zuwanderung sogar noch stärker formuliert: Der Abschnitt „Ziele und Grundsätze des Landes“ schreibt „die Lenkung der Migrationsströme nach den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes und der sozioökonomischen Entwicklung, und zwar im Rahmen der staatlichen Vorgaben“ fest.<sup>9</sup>

5 Ebd. Tabelle S. 90.

6 Ebd. 23,5 % der Nicht-EU- Bürger\_innen verdienen zwischen 500 und 1000 Euro monatlich (dagegen 50 % der Südtiroler\_innen), in der Einkommensklasse zwischen 1000 und 1500 Euro sind es nur 11 % im Vergleich zu 21,4 % der Südtiroler\_innen. Mehr als 1500 Euro verdienen nur 3,7 % im Vergleich zu 7,8 % der Bevölkerung mit italienischer Staatsangehörigkeit.

7 Ebd. 60 % der Nicht-EU-Bürger\_innen bezeichnen ihre finanzielle Situation als „gut“, gegenüber 77,6 % der Südtiroler\_innen) und nur 1,7 % der Drittstaatsangehörigen, aber 4,1 % der Einheimischen als „sehr gut“.

8 Autonome Provinz Bozen Südtirol (2011): Landesgesetzentwurf Integration ausländischer Bürgerinnen und Bürger, zit. n. Klotz, Katrin: Arbeitsmigration in Südtirol. Ein Vergleich mit Tirol und Trentino. (= Diplomarbeit Innsbruck 2013), Innsbruck 2013, 50.

9 Autonome Provinz Bozen Südtirol: Landesgesetz 12/2 vom 28.10.2011 Integration ausländischer Bürgerinnen und Bürger. Art. 1, Abschnitt 3h. Bozen 2011.

Im Text wird deutlich, dass Migrant\_innen, wie Rainer Girardi es provokant formuliert, weitgehend als „wenig qualifizierte, schwache und bedürftige Personen betrachtet [werden], [...] deren einziger Beitrag zur „Aufnahmegesellschaft“ darin besteht, die vor allem im lokalen Arbeitsmarkt entstandenen Funktionslücken aufzufüllen.“<sup>10</sup>

Der ökonomistische Diskurs der bedarfsorientierten Regelung von Zuwanderung verweist auf zwei implizite Prämissen: zum Einen kommt darin ein Gesellschaftsmodell zum Ausdruck, das der einheimischen (Wahl-)Bevölkerung eine hegemoniale Rolle gegenüber den Zugewanderten einräumt. Zum Anderen bleibt in diesem Diskurs ausgeblendet, dass Migration integraler Bestandteil der globalisierten und hochmobilen Gegenwartsgesellschaft ist, und dass Migrant\_innen die Gesellschaft in der gleichen Weise wie die autochtone Bevölkerung prägen und mitgestalten. Diese auf ökonomischen Nutzen eingeschränkte Migrationspolitik, die an die über Jahrzehnte in Deutschland und Österreich vorherrschende Verdrängung der Integrationsbemühung der sogenannten *Gastarbeiter* erinnert, lässt sich auch in der verzögerten Rezeption wissenschaftlicher Diskurse ablesen: So ist im Bericht der Beobachtungsstelle zur Einwanderung der Autonomen Provinz Bozen (2006) von einer „heiklen Akkulturationsherausforderung“<sup>11</sup> die Rede, mit der „ein Land seiner zukünftigen Gesellschaft begegnet“ und die „die effizienteste Strategie darstell[e], potenziell zermürende Konflikte zu entschärfen und der Verwurzelung tiefgreifender Ungleichheiten vorzubeugen“.<sup>12</sup> Bereits seit Jahren wurde in sozialwissenschaftlichen Debatten der Begriff der Akkulturation stark kritisiert, der auf das Assimilationsmodell Robert E. Parks zurückgeht, da das Modell eine einseitige „Anpassung“ der Migrant\_innen vorsieht, ohne von einer Veränderung der Einwanderungsgesellschaft hin zu einem kulturellen Pluralismus auszugehen.<sup>13</sup> Im Südtiroler Kontext des Prozesses zwischen den Sprachgruppen spiegelt die Betonung auf „Akkulturationsherausforderung“ und „Konflikte“ aber auch eine historische Erfahrung der noch nicht lange zurückliegenden, gewaltsamen Konflikte zwischen den Sprachminderheiten und die daraus erwachsende

10 Rainer Girardi: Geschichtlicher Abriss und demographische Daten zu Migration in Südtirol. In: Medda-Windischer, Roberta; Hetfleisch, Gerhard u. Meyer, Maren: Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven. Bozen 2011, 8.

11 Im italienischen Teil der Publikation heißt es differenzierter und neutraler: „Il modo in cui un paese riesce di far fronte alle delicate sfide dell'acculturazione“.

12 Beobachtungsstelle zur Immigration der autonomen Provinz Bozen / Osservatorio Provinciale sulle Immigrazioni della Provincia di Bolzano (Hg.): *Giovani Immigrati in Alto Adige, Ricerca sull'integrazione dei giovani di nazionalità straniera nati o cresciuti in provincia di Bolzano*. Bozen 2006, 115.

13 Vgl. Diana Reiners: *Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche Migrant\_innen am Rande der Arbeitsgesellschaft*. Konstanz 2010.

Sorge, dass mit der Anwesenheit neuer kultureller Akteur\_innen und Sprachgruppen das erreichte fragile Gleichgewicht erschüttert werden könnte.

## Mehrsprachigkeit als Hindernis für Migrant\_innen

In Südtirol wirkt die Anforderung der Mehrsprachigkeit als zusätzliche Herausforderung für die Arbeitsmarktintegration von Neuhinzugezogenen. Die zum Schutz ethnischer Minderheiten und zur Befriedung der Konflikte zwischen deutsch- und ladinischsprachigen und italienischen Bevölkerungsgruppen eingeführte sprachliche Trennung der Schulen und das System des *Ethnischen Proporz* erweisen sich im Hinblick auf die Integration von Migrant\_innen als unflexibel. Für den Zugang zu allen öffentlichen Arbeitsstellen ist eine Erklärung der Zugehörigkeit zu einer der drei offiziellen Sprachgruppen nötig. Die Konstruktion der Machtbalance zwischen den beiden größten Sprachgruppen und dem Schutz der ladinischen Sprachminderheit, deren Ziel die Erklärung ist, birgt aber das Problem, dass es neben diesen eine Vielzahl *anderer* minoritärer diasporischer Sprachgruppen gibt, die in der öffentlichen Wahrnehmung aus dem Blick geraten. So wie diese Sprachen als kulturelle Vielfalt oder Ressourcen aus der Selbstwahrnehmung Südtirols ausgeblendet bleiben, bleiben auch die Mechanismen einer gelingenden Integration im Verborgenen. Die als „*ethnic division*“ bezeichnete Konstruktion dreier antagonistischer, als ethnisch homogen gedachter Gruppen, hat zur Folge, dass die Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen als *ethnisch* definiert wird: damit besteht für Migrant\_innen ein grundlegendes Hindernis, innerhalb dieser Gruppen ihren Platz einzunehmen.

Die diskursive Ethnisierung der Wohnbevölkerung spiegelt sich im Alltags-sprachgebrauch, der zwischen „Deutschen“, „Italiener\_innen“, „Ladiner\_innen“ und „Ausländer\_innen“ unterscheidet, und sich unhinterfragt bis in die offiziellen Statistiken der autonomen Provinz fortsetzt. So werden auch im offiziellen Sprachgebrauch Migrant\_innen und im Inland geborene Kinder von Eltern mit nicht-italienischer Staatsbürgerschaft als „Ausländer\_innen“ bzw. als „stranieri/e“ bezeichnet. Die Begriffe implizieren diskursiv, dass eingewanderte Bürger\_innen und deren Kinder außerhalb der ethnisch dreigeteilten Südtiroler Gesellschaft verortet werden. Den Grund für den politischen Willen zur „Erhaltung eines Status quo, der eine defensive Haltung und Widerstand gegenüber Änderungen und Neuerungen bedeutet“<sup>14</sup> sieht Roberta Medda-Windischer in einem „Spiegel-

14 Roberta Medda-Windischer: Diversity Management „Neuer Minderheiten“ in Alto Adige/Südtirol. In: Medda-Windischer, Roberta; Hetfleisch, Gerhard u. Meyer, Maren: Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven. Bozen 2011, 20f.

effekt“, der das etablierte System in Frage stellen würde und ungelöste Fragen und Auseinandersetzungen über das Selbstbild der beiden großen Sprachgruppen zu Tage fördern könne.<sup>15</sup> Die Aushandlungen um die gesellschaftliche Stellung von Migrant\_innen ist demnach brisant für das politische Gefüge Südtirols. Migrant\_innen und die nachfolgenden Generationen haben so aber zugleich das Potenzial, zu „*game changers*“ (Zinn in diesem Band) zu werden, mit deren Hilfe ein überkommenes – wenn auch historisch bewährtes – System überwunden werden könnte, hin zu einer post-ethnischen und pluralistischen Konzeption der Südtiroler Gesellschaft.

Die Trennlinien zwischen den Sprachgruppen erscheinen in Alltagssituationen und besonders im urbanen Kontext Bozens und Brixens jedoch fließender, als es der politische Diskurs annehmen lassen würde: Dass die Zugehörigkeit zu einem mehrkulturellen Setting auch als Kapital mit einem Tauschwert einsetzbar ist, zeigt sich im Einsatz von kulturellen Symbolen der *italianità* ebenso wie in der Weltgewandtheit, die der fließenden Beherrschung des Italienischen anhaftet. Die deutschsprachigen Südtiroler\_innen nutzen je nach Kontext die Wahlmöglichkeiten und oszillieren zwischen Mehrsprachigkeit und der jederzeit zweifelsfrei herstellbaren lokalen Verortung durch den Dialekt eines bestimmten Ortes oder Tals. Diese Zuordnung durch Marker der Herkunft ist ein Privileg und Kapital, das die Einheimischen gegenüber den Zugewanderten adelt, weil es wie die Konsekration des Adelstitels eine unüberwindbare Trennlinie der Zugehörigkeit qua Geburt schafft. Die Zwei- oder Dreisprachigkeit und die Zugehörigkeit zu einer der etablierten Gruppen sind wertvolle und seltene Ressourcen, die gegen Zuwanderer\_innen verteidigt werden: So haben Migrant\_innen wegen des ethnischen Proporz zwischen Italienischsprachigen und Deutschsprachigen keinen Zugang zu Stellen des öffentlichen Dienstes, sondern sind auf die Stellensuche in der Privatwirtschaft angewiesen. Zugleich wird auch hier meist die Beherrschung beider Sprachen verlangt. Laut Auskunft eines Mitarbeiters des Arbeitsamtes Brixen gilt es als ein offenes Geheimnis, dass die Forderung nach Zweisprachigkeit der Bewerber\_innen oft von Arbeitgeber\_innen eingesetzt wird, um gezielt (deutschsprachige) Einheimische zu rekrutieren und das Verbot ethnischer Diskriminierung zu umgehen.

---

15 Ebd., 23.

## Literatur

- Autonome Provinz Bozen Südtirol: Landesgesetz 12/2 vom 28.10.2011 Integration ausländischer Bürgerinnen und Bürger. Art. 1, Abschnitt 3h. Bozen 2011.
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): Erwerbstätigkeit in Südtirol. Occupazione in provincia di Bolzano 2012 (=astat Schriftenreihe collana 201). Bozen 2014.
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): Ausländische Schulbevölkerung in Südtirol – 1995/96-2015/16. Bozen 2016. Online unter: [http://astat.provincia.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news\\_action=300&xnews\\_image\\_id=900405](http://astat.provincia.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=300&xnews_image_id=900405). (Stand: 3.5.2017)
- Beobachtungsstelle zur Immigration der autonomen Provinz Bozen / Osservatorio Provinciale sulle Immigrazioni della Provincia di Bolzano (Hg.): *Giovani Immigrati in Alto Adige, Ricerca sull'integrazione dei giovani di nazionalità straniera nati o cresciuti in provincia di Bolzano*. Bozen 2006.
- Girardi, Rainer: *Geschichtlicher Abriss und demographische Daten zu Migration in Südtirol*. In: Medda-Windischer, Roberta; Hetfleisch, Gerhard u. Meyer, Maren: *Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven*. Bozen 2011.
- Klotz, Katrin: *Arbeitsmigration in Südtirol. Ein Vergleich mit Tirol und Trentino*. (= Diplomarbeit Innsbruck 2013). Innsbruck 2013.
- Medda-Windischer, Roberta: *Diversity Management „Neuer Minderheiten“ in Alto Adige/Südtirol*. In: Medda-Windischer, Roberta; Hetfleisch, Gerhard u. Meyer, Maren: *Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven*. Bozen 2011.
- Perocco, Fabio u. Cillo, Rosanna: *L'impatto della crisi sulle condizioni lavorative degli immigrati*. In: *L'economia dell'immigrazione*, vol. 1. Mestre 2011, 13-15.
- Reiners, Diana: *Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche Migrant\_innen am Rande der Arbeitsgesellschaft*. Konstanz 2010.
- Ufficio Nazionale Antidiscriminazioni Razziali UNAR (Hg.): *Dossier statistico immigrazione 2014. Dalla discriminazione ai diritti*. Roma 2014.

# Migrants and their Children as Potential Game-Changers:

## Immigrant Incorporation in South Tyrol's Divided Society

**Dorothy Zinn**

As with most areas of Western Europe, particularly economically prosperous ones, migration to South Tyrol from Eastern Europe and the global South has increased enormously over the last twenty-five years. Elsewhere in Italy, this demographic reality has created some difficulties in the collective imaginary as the country's self-representation has belatedly shifted from being exclusively a land of emigration to one of immigration as well. As a consequence, Italian society – a relative late-comer to national and cultural unification and traversed with lines of internal difference – has had to somehow incorporate these migrants, with all of the tensions that a “new multiculturalism“ has posed for the society (Grillo and Pratt, 2002). This process is even more complex in South Tyrol: given the history of the province and the coexistence of the historically present groups (speakers of German, Italian and Ladin, as well as Sinti), migrants are arriving and establishing themselves willy-nilly into a territory characterized by stark institutional and social division. The discussion here will explore the complexities for migrant incorporation posed by the specific plurilingual situation in South Tyrol, with special attention to the educational system. Because of the role of schooling in social reproduction in general, and in South Tyrol in particular, the acute political-cultural importance of the educational system, the school system in fact offers a privileged lens through which we may explore the presence of migrants and their children.

Only relatively recently has the situation of immigration to deeply divided societies become an object of attention in the scholarly literature, where discussions have been examining the dynamics both of immigrant incorporation in such contexts and of the preexisting relations of difference among the groups involved in the salient social division. As Gilligan and Ball (2011) have noted, more research is needed to capture the special complexity of immigrant settlement in divided receiving societies, and some recent studies have responded to this need (e.g. Haque 2012, Blad and Couton 2009, Banting and Soroka 2012; Jeram, van der Swet and Wisthaler 2016). The growing phenomenon of settlement of third-country



nationals to divided societies like South Tyrol raises a number of questions: that of how national ethno-linguistic minorities receive and react to immigrants and potential claims for their rights to citizenship and the recognition of difference; what the contours of immigrant incorporation might look like in such a context; and how preexisting categories and relations of difference may be influenced or reconfigured owing to the presence of immigrants.

While some studies on immigration to divided societies have considered cases from institutional perspectives or using quantitative indicators to evaluate immigrant incorporation, the discussion proposed here addresses cultural meanings by moving between macro- and micro-levels of investigation.<sup>1</sup> In this way, the analysis emphasizes the tensions and processual aspects characterizing immigrant incorporation in South Tyrol in suggesting possible responses to the questions posed above. Drawing from Todd's (2005) proposal that such an approach may be particularly sensitive to the coexistence of multiple, conflicting symbolic orders, I consider to what extent the presence of immigrants in a divided society such as that of South Tyrol may be provoking an "exogenous shift" (Wimmer 2008) in local boundaries related to difference, in effect acting as what we might think of as game-changers with respect to the pre-existing situation.

South Tyrol is a small, autonomous province of Italy in the Alps bordering with Austria and Switzerland, featuring the presence of three major social groups: two national minorities made up of the dominant group of German speakers and the small Ladin-speaking population, and the numerous but politically less powerful Italian speakers.<sup>2</sup> The image of South Tyrol as a sunny *melting pot of cultures and contrasts* belies a latent tension and deep, periodically contentious, social division between the German and Italian speakers. Against this picturesque Alpine backdrop, one of the most dynamic economic areas of Italy, South Tyrol's cultural landscape — or, as Appadurai (1996) has put it, "ethnoscape" — has been increasingly redefined by the arrival of migrants from other EU and non-EU countries, most noticeably from the early 1990s on. The focus of this discussion, then, is on how this more recent, significant immigrant presence may be incorporated within existing divisions or possibly even be leading to their reconfiguration. To cite one local politician: "...[I]f [South Tyrol] is embarking on a process of integration of

1 The discussion is based on data and materials gathered as part of a broader study featuring ethnographic fieldwork in the South Tyrol school systems from 2012 to 2014, commentaries by local intellectuals and activists, semi-structured interviews, and the analysis of media sources and public records, including policy documents and provincial council debates. Support for the research was provided by a grant from the Free University of Bozen-Bolzano.

2 According to the 2011 Census, the German-speaking group represents circa 70% of the resident population of South Tyrol, while the Italian-speaking and Ladin groups are, respectively, 26% and 4%.

foreigners, what is the model they are being integrated into?“ (Provincial Council 21.10.2011). But as an actor himself caught up in the local system of differences, this politician does not consider how the “what“ ostensibly doing the integrating is itself a regime of various symbolic orders that is hardly immutable, and that the presence of immigrants themselves might in fact be provoking change in it even as their own social incorporation is conditioned by it.

## The Background to South Tyrol's Ethnoscape

For centuries part of the Austrian-Hungarian Empire, South Tyrol was among the territories annexed to Italy in 1918 after World War I. Only a few years later, the rise of the Fascist regime in Italy led to two decades of intense linguistic and cultural repression of the German-speaking South Tyroleans. Subsequent to World War II, South Tyrol achieved status as an autonomous province, and after a lengthy process of negotiation, the autonomy statute gave a great deal of administrative power to the German-speaking South Tyroleans, who constitute a minority within the Italian state, but are a majority within South Tyrol, except in the capital city of Bolzano and a few small towns. Given the dramatic historical background of Italian domination in the first half of the twentieth century, the paramount concern of the new provincial leaders was to protect the German- and Ladin-speaking populations from the risk of cultural loss. To redress past injustices, in 1972 the Second Autonomy Statute established the principle of “ethnic proportion“, or *Proporz*, to make sure that each language group would be represented in the public arena and have access to public resources in proportion to its numerical presence, and the system functions on the basis of the census results regarding the three major linguistic groups. The data of the groups' numbers are gathered through a “Declaration of Language-Group Belonging“, whose compilation is requested of all Italian citizens resident in the province during the census. This Declaration is filed separately with the provincial court in order to be able to access resources such as public jobs and housing, or serve in roles that are distributed on the basis of the ethnic proportion. The Autonomy Statute also sought to guarantee preservation of German and Ladin language and culture by creating separate institutions and administrative apparatuses for the three major language groups. These latter institutional division and power-sharing arrangements are known as a consociational regime (cf. Wisthaler 2016). The logic – which, with specific reference the province, Kymlicka (2007) deems multicultural – is that of a form of positive discrimination founded on the creation of reified boundaries in order to protect minority identities.

Not all types of multicultural coexistence are the same, however, and we should perhaps view South Tyrol as a buffet rather than a melting pot: there is an astonishing degree of de facto social separation (cf. Medda-Windischer et al. 2011; Chisholm and Peterlini 2011; Riccioni 2009; Carlà 2013): separate, parallel school systems for each of the three major linguistic groups, separate sports clubs, separate media, cultural, leisure and religious organizations, separate uses of urban space; and – the drum whose beat sets the general rhythm – separate administrative institutions within the apparatus of the all-important Provincial government. If, as Anderson (1983) noted in his famous formulation, print (and other) media create and consolidate “imagined communities”, the media consumption habits of South Tyroleans indicate a predominant tendency for separate imagined communities (ASTAT 2006). In short, the Italian-/German-speaking social boundaries described in Cole and Wolf’s anthropological classic *The Hidden Frontier* (1974) appear to be alive and well.

This framework of separate coexistence constituting parallel societies has long been promoted by dominant political forces within the German-speaking community. The rationale is, as famously stated by politician Anton Zelger in 1980, “The more separate we are, the better we will be able to understand each other” (cited in Baur 2000: 188). Far from being a multiculturalism of hybridity and mixedness – which, to the contrary, have long been disparaged as “Mischkultur” among the vast majority of German-speaking political parties (cf. Schweigkofler 2000; Fait 2011) – the system clearly bears within it the antinomies of a subnational minority multiculturalism whose extreme reification and reproduction of cultural boundaries risks facilitating far-right discourses of the “right to difference” (Melotti 1997; Holmes 2000).<sup>3</sup>

It is within such a situation that the presence of immigrants settling in South Tyrol must be considered. Until the mid-1990s, the majority of non-Italian citizens migrating to the province came from Germany, Austria and German-speaking Switzerland. Even today, German citizens form the second largest national group (ASTAT 2014a). Over the last twenty years, immigration has risen significantly and has become qualitatively diversified: there are 45,469 foreign nationals resident in South Tyrol from 137 countries, unevenly distributed throughout the territory; they represent 8.8% of the province’s population, which is higher than the national average of 7.4%. Approximately one-third come from non-EU European nations, while 17.5% come from Asia and 12.5% from African countries. The largest national groups are Albanians (5,557), Germans (4,366), Moroccans (3,576), and Pakistanis (3,282). Thus, in a territory in which a form of multi-

3 There is a far from negligible presence of extreme right groups in South Tyrol, some of which have been found to have relations with German neo-Nazis.

culturalism has been institutionalized through the ethnic proportion system and separate-but-equal organizations, and in which an undifferentiated category of “immigrants” now numbers double the entire population of the Ladin minority, the question of how the immigrant presence is received is not a marginal one. The data from the Ninth CNEL report (2013) suggest a mixed picture: according to its indicators, South Tyrol features a relatively good social insertion of migrants compared to other Italian provinces (8<sup>th</sup> of 103), but despite high levels of employment it ranks 76<sup>th</sup> for the general level of labor insertion.

### **South Tyrol as a “Multicultural Success Story”**

The regime for protecting the officially recognized national minorities in present-day South Tyrol has been celebrated by various observers as the happy-ending multicultural outcome of the political compromise that led to South Tyrol’s status as an autonomous province and even as a model for conflict resolution in other similarly divided societies (e.g. Steininger 2003; Kymlicka 2007; Nardon-Schmid 2008). Truly overt forms of hostility amongst the linguistic groups are indeed not very tangible, and while many local people suggest that there is a latent tension between the two major groups (Italian and German speaking), the last two decades have witnessed a climate of relatively peaceful and prosperous, if passive, co-existence (Baur 2000).

With the new immigration, one might ask whether or not the established minorities in a multicultural regime would demonstrate greater openness to forms of multiculturalism that directly regard the newcomers. Although there has been a presumption in the literature that national minorities would maintain strong group boundaries to the exclusion of immigrants, some scholars of immigration to divided societies have begun to question this (Jeram 2013; Muriel and Gatti 2014). Even so, it remains to be seen if institutional openness counters possible backlash discourses against immigrant multiculturalism that have developed throughout Europe on political and popular levels.

Following Sciortino’s (2012) exhortation to pay greater attention to the symbolic dimension of boundaries, in this section I describe some of the elements that anchor the various symbolic orders that give meaning to identity and difference in South Tyrol, and how such symbolic orders related now intersect and interact with those introduced along with the more recent social reality of immigration. Carlà (2013: 81) has observed how political parties in South Tyrol tend to fuse the theme of immigration with that of the traditional linguistic groups present and their relations of power. I would stress his point even more emphatically, in that the entire field of migration in South Tyrol is deeply permeated with symbolic

orders rooted in pre-existing categories and institutional structures. This is not to say that spheres of migration and the long-standing ethnic situation are congruent, but rather that they are inextricably connected.

In the sections that follow, I consider three important undercurrents in the present South Tyrolean ethnoscape: assimilation, exclusion and a broader inclusivity. The first two are strongly shaped by the interaction of the symbolic orders described above and existing institutional structures, while the third is an emerging development. Focusing in particular on schooling, in this discussion I attempt to exemplify, if only summarily, some of the multilevel interactions between institutional arrangements and the intentionality of various actors.

### **Our New Other *Could* Become One of Us: A Variation on Strategic Essentialism**

Although there is little available data on how immigrants are positioning themselves in South Tyrol's divided society, the results of the MigraData study based on 464 interviews with migrants from low-income countries offer some indication (Medda-Windischer et al. 2011). Not only do the majority feel more at ease with the Italian language than with German, but 53.9% declared feeling closer to the Italian language group, as opposed to 11.4% to the German language group and 22.6% to both groups equally (:66 ff.). The results of a survey of 565 migrants instead differentiate the picture from within the all-encompassing label of "immigrants" by pointing out that EU citizens have greater competence in German and are more likely to have German-speaking South Tyrolean friends (ASTAT 2012).

Given that a large number of immigrants will end up settling permanently in South Tyrol and eventually obtain Italian citizenship, in the view of some German-speaking individuals and parties, they risk swelling the ranks of "the other group". Among Italian speakers, too, there are those who see the immigrant presence with a strength-in-numbers view: for example, tentative 2011 census results (which, however, quickly proved to be incorrect) led some Italian-language commentators to exult at how naturalized immigrants were contributing to gains in the Italian language group through their Declarations (*Alto Adige* 11.06.2012). Looking with a view to longer-term developments, then, the process of migrant incorporation within South Tyrol sees migrants as potential, if often ambivalently received, new recruits to the three official groups.

Recruitment can be favored not only through the practice of making the Declaration, but also, and on a more fundamental level, through the process of schooling and the civic (and crucially, social and linguistic) enculturation it effects (Schiffauer et al. 2004). For this reason, the tripartite South Tyrol school system

has become an especially charged site in political debates. The educational system in South Tyrol is divided into three separate sub-systems on the basis of language, with three separate administrative and political directorates within the Provincial government. The basis for the separate systems is Article 19 of the Autonomy Statute, which provides that each of the three official language groups be guaranteed instruction in their “mother tongue.” Although the Italian- and German-language schools introduce instruction of “the other language” (as termed in local and institutional discourse) at the primary level and continue throughout secondary school, the overall results of L2 language instruction in the school systems have been very mediocre. In short, the separation of the education system directly feeds into the reproduction of social boundaries between the Italian- and German-speaking groups.

It is interesting to note the tension existing between the structure of the tripartite school system, originally aimed at protecting the German- and Ladin-speaking groups, and forms of intercultural education emerging as a response in Italy to the presence of students of migrant origin. Intercultural education is promoted as a policy at the national level (Legislative Decree 40/1998; Ministero della Pubblica Istruzione 2007), and on the provincial level it seems to be mainly interpreted with regard to the presence of foreign pupils, who are a rapidly growing presence in the South Tyrol schools. Actual practices of intercultural education in South Tyrol vary greatly: some are well informed by current pedagogical theories, others instead use the term to simply reference to second- or third-language instruction for foreign pupils, which may in fact be conducted within an assimilationist perspective with the aim of *solving the language problem* of newly arrived students as quickly as possible.

A final point has to do with enrollment trends. Article 19 guarantees all parents in South Tyrol the freedom to be educated in their “mother tongue”, and therefore choose the system in which their children will be educated. An implicit assumption is that people will choose the “right” school in relation to their linguistic background. Of course, this scheme does not take into account people from bilingual or plurilingual families, whether immigrant or not. When the children of immigrants began to enter the South Tyrol schools in the early 1990s, the initial enrollment tendency was overwhelmingly in favor of the Italian-language school system, apart from children of parents from German-speaking countries. The Italian-language system developed the image of being the default choice for immigrants for educating their children. For some national groups, especially those who spoke Romance languages or had integrated into “the Italian side”, this choice may have been seen as a question of linguistic affinity for the parents. Furthermore, the Italian-language system has been perceived as being more receptive to immigrant pupils: an abundant folklore abounds of stories to the

effect that German-language schools have actively discouraged the enrollment of migrants' children through requiring a restrictive minimum German-language competence, although such testing cannot officially be used to turn students away. Since around 2008 or so, however, there has been a gradually developing receptiveness in the German system to foreign students, conceived in some quarters as a strategy of inclusion to avoid "having them go over to the Italian side". Even the most hard-line ethno-nationalist parties have complained in the Provincial Council that the children of migrants entering the Italian school system might well endanger future numerical strength of the German-speaking group, and thereby lead to an alteration of the *Proporz*, and consequently, the material resources and positions distributed accordingly. In this case, incorporation of the new groups appears to be accepted upon the condition of assimilation to the German-speaking group, adding a new twist to the notion of strategic essentialism. On their part, migrant parents are also aware of the greater prestige that German enjoys on the local level, and they are actively recognizing the value of fluency in German as a means of improving their children's chances in the South Tyrol job market. For this reason, too, more and more migrant parents are enrolling their children in German-language schools. It is also true that, while migration to South Tyrol was at first overwhelmingly concentrated in Bolzano and the larger urban centers, in recent years it has reached more isolated valleys and villages where the population is entirely German-speaking and only German-language schools are present locally. A countervailing approach is the offering of plurilingual instruction (Italian, German and English) in some Italian schools, deployed as a strategy to combat waning enrollments and flight to the German-language system. In the school studied in the field research, this was an attractive prospect for families, even attracting a few from the German-language system. The mother of one of the pupils in this school was a founding member of an activist group of "Mothers for Plurilingualism", and she is an Eastern European migrant married to an Italian. Currently, among the total population of students without Italian citizenship, about 45% of students attend German-language schools, while 55% attend Italian-language schools. Another aspect that merits further investigation, but which is beyond the bounds of the present discussion, is that of the degree to which foreign students' identity is conditioned by going through one or the other school system, as opposed to remaining attached to an identity dictated by their parents' countries of origin.

## Some Others Might Be Better than Other Others

Although there have been calls for unification of the school system, this idea has long been a taboo among the hegemonic political forces in the province. There have instead been periodic proposals from different political parties to create a fourth school system, one reserved for foreign pupils, based on the presumption that the latter have insufficient language competences and create problems for their classmates. One thus notes how the formula applied to protect the established minorities may be translated into an exclusionary tool. As one German mother-tongue local remarked to me, “It may be that the immigrants finally give the Germans and the Italians something to agree upon.” It appears more likely, though, that the long-time separatism will gradually move in the direction of a greater mixing of groups, if not an actual unification of the system.

However, we should not overlook how incorporation processes through education may not in fact be neutral with respect to racialized categories: not all foreign students going through a given school system can expect to be subsequently incorporated on equal footing within that official linguistic group, and an articulated hierarchy of group membership could develop, featuring cross-cutting lines of division. For example, Islamophobic rhetoric from very different political quarters suggests that the process of incorporation might privilege Christian migrants (especially Catholic ones) and their descendants, especially those from Europe; this view has actually been advocated in policy documents (Pahl et al. 2007, Carlà 2013). In this scenario, the German- and Italian-speaking groups would find common ground in the overwhelmingly shared Catholic religion. Moreover, the effects of racialization are not evenly distributed among all groups forming the broad *immigrant* category: some second generations manage to assimilate, effacing their difference, while others remain racialized as visibly different despite a high degree of cultural and linguistic assimilation.

In any case, there is no lack of the usual xenophobic barbs that we find elsewhere throughout Europe about migrants absorbing resources that could be used for *natives*. Many everyday discourses attribute the peaceful coexistence of ethnic groups in present-day South Tyrol to the substantial funding transfers that the autonomous province has received from the central government over the last decades. The widespread perception expressed in these discourses is that over the last twenty years there has been an abundance of wealth to spread around and keep people satisfied, thereby staving off the threat of a vicious struggle over resources among the three official groups. The current climate of economic crisis will lead to some reductions in these transfers, and the question would be whether or not such cuts would have negative consequences for relations among the established groups, as predicted in such local theorizing. There have been ominous signs



that at least some politicians will not hesitate to make reference to a context of increasingly scanty economic resources in their xenophobic rhetoric, with the aim of pitting the alleged needs of the established against those of migrants and refugees.

On the other hand, and quite contrary to the “ethnic war” hypothesis, it might also be the case that cost-cutting measures could become a window of opportunity to effect some changes in the direction of restructuring the entire edifice of separate institutions upon which the autonomous South Tyrolean system has been constructed. Such changes, unthinkable to date among hegemonic actors, might come to be viewed as *common sense*, if not wholly palatable, through the rationale of economic crisis. One example of this was the inauguration of a new library in the town of Ora/Auer, touted as a novelty for housing the Italian- and German-language collections and library services under the same roof. In a news report covering the event, then-Provincial President Durnwalder commented that it was a sensible operation from an economic point of view, adding – with a barely perceptible wink in his tone – that “And then, there is nothing wrong with someone reading something in German sitting next to someone reading something in Italian” (RAI 3 Alto Adige, 09.06.2012).

### The Possibility of a More Inclusive “Us”

Although they show no signs of relinquishing the long-standing *Proporz* system, current leaders of the hegemonic *Südtiroler Volkspartei* (SVP) party might slowly steer the society in the direction of greater intercultural dynamics among the various groups, old and new. This potential has been rendered manifest by a few groundbreaking events over the last three years that have demonstrated a softening of the SVP’s original ethno-nationalist core. In this complex cultural panorama, other forces have continued to exert efforts toward a more inclusive dynamic. Green politician and intellectual Alexander Langer left a strong legacy of intercultural theory and practice in South Tyrol; his work is being carried forth by the Greens and the Alexander Langer Foundation, and it is also being discovered anew by different actors. The Catholic Church itself has heavyweight standing in the province’s society, and while several of its institutions and practices have had the effect of reinforcing the cultural separation of language groups through the last decades, it has recently made moves to alter some of them in a more inclusive way. Here, as with the school system, the immigrant presence might be allowing the Church certain openings for promoting an intercultural discourse.

In South Tyrol, immigration was relatively invisible until recently, with German-speaking migrants making up the largest proportion, and immigrant mul-

ticulturalism was a non-issue. Now, the visible presence of migrants appears to threaten the national minority not with claims for their own recognition, so much as through the possibility that they will affiliate with the Italian language group. In South Tyrol it is structurally impossible at present for the German-language minority to impose its language in such a way: the regime regulating co-existence in South Tyrol requires official bilingualism and a rigid identification of the population that is in turn directly connected to the distribution of concrete resources. The *Proporz* system thus gives the sides an incentive to compete for and recruit new members rather than build an overarching identification. Kymlicka suggests that sub-state minorities might well need to impose some relatively illiberal measures in order to encourage immigrant integration and steer them away from the national majority (2001: 286, ff.). In South Tyrol, such policies do not appear necessary, because the prestige and economic opportunities associated with the German language are, to some degree, already attracting immigrants spontaneously.

After over forty years of the Province's autonomy, the position of the formerly at-risk official minorities has now been consolidated; on several sides there have been calls for a new form of belonging to South Tyrol, a form of civic citizenship that would supersede the older ethnic divisions (Medda-Windischer and Carlà 2013). How feasible this might be, however, is questionable, in that it would mean unhinging the consociational system: long hailed for establishing a peaceful coexistence, in a new phase of intense immigration and demographic change, this system – explicitly defined along ethnic lines – continues to offer reassurance to the German-speaking minority faced with the specter of its assimilation. The competition between the Italian and German language groups favors immigrant inclusion among the German speakers, but the form it takes is more assimilatory than multicultural with respect to immigrant identities, and migrants have no official ethnic recognition. If the growing, stable presence of a migrant population in South Tyrol gradually provokes a silent revolution within the German language group, it remains to be seen whether or not such a development will allow for the dissolution of the historic Italian/German division.

## References

- Alto Adige, 11.06.2012.
- Anderson, Benedict: *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983.
- Appadurai, Arjun: *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis 1996. Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): *Südtiroler Sprachbarometer/Barometro linguistic dell'Alto Adige*. Bozen-Bolzano 2006.
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): *Immigration in Südtirol/Immigrazione in Alto Adige 2011*. Bozen-Bolzano 2012.
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): *„Ausländische Wohnbevölkerung 2013/Popolazione Straniera Residente 2013“*. AstatInfo n. 45, 06/2014. Bozen-Bolzano 2014. (ASTAT 2014a)
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): *Bildung in Zahlen/Istruzione in Cifre 2013/2014*. Bozen-Bolzano 2014. (ASTAT 2014b)
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Landesamt für Statistik ASTAT (Hg.): *Immigration in Südtirol: Lebensumstände und Sichtweisen der in- und ausländischen Bevölkerung/Immigrazione in Alto Adige. Stili di vita e opinioni della popolazione altoatesina e straniera*. 2011. Bozen-Bolzano 2012.
- Banting, Keith u. Soroka, Stuart: *Minority nationalism and immigrant integration in Canada*. In: *Nations and Nationalism* 18 (1), 2012, 156–176.
- Baumann, Gerd: *Contesting Culture: Discourses of Identity in Multi-Ethnic London*. Cambridge 1996.
- Baur, Siegfried: *Le insidie della vicinanza*. Bolzano: Provincia Autonoma di Bolzano 2000.
- Blad, Cory u. Couton, Philippe: *The Rise of an Intercultural Nation: Immigration, Diversity and Nationhood in Quebec*. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 35 (4) 2009, 645–667.
- Carlà, Andrea: *La Provincia di Bolzano e lo sviluppo di una politica sulla migrazione per i territori abitati da minoranze tradizionali*. In: Medda-Windischer, Roberta u. Carlà, Andrea (Hg.): *Politiche Migratorie e Autonomie Territoriali/Migrationspolitik und Territoriale Autonomie*. Bolzano 2013, 71–114.
- Chisholm, Lynne u. Peterlini, Hans Karl: *Jugend und interkulturelle Kompetenz in Südtirol/Alto Adige. Ein Forschungsbericht./Gioventù e competenza interculturale in Alto Adige/Südtirol. Relazione di ricerca*. Universität Innsbruck: Institut für Erziehungswissenschaften 2011.

- Consiglio Nazionale dell'Economia e del Lavoro (CNEL): Indici di integrazione degli immigrati in Italia. Nono Rapporto. Roma 2013. Online unter: [http://www.cnel.it/Cnel/view\\_groups/download?file\\_path=/shadow\\_ultimi\\_aggiornamenti/file\\_allegatos/000/003/484/IX\\_Rapporto\\_CNEL\\_indici\\_di\\_integrazione\\_immigrati.pdf](http://www.cnel.it/Cnel/view_groups/download?file_path=/shadow_ultimi_aggiornamenti/file_allegatos/000/003/484/IX_Rapporto_CNEL_indici_di_integrazione_immigrati.pdf). (Stand: 2.5.2017)
- Cole, John W. u. Wolf, Eric R.: *The Hidden Frontier: Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley*. New York 1974.
- Colombo, Enzo: Multiculturalismo quotidiano: la differenza come vincolo e come risorsa. In: Colombo, Enzo u. Semi, Giovanni (Hg.): *Multiculturalismo quotidiano. Le pratiche della differenza*. Milan 2007, 15-36.
- Südtiroler Landtag - Consiglio della Provincia Autonoma di Bolzano: Resoconto Integrale della Seduta del Consiglio Provinciale n. 108, del 15.09.2011.
- D'Amato, Gianni: Switzerland: A multicultural country without multicultural policies? In: Vertovec, Steven u. Wessendorf, Susanne: *The Multiculturalism Backlash*. London 2010, 130-151.
- de Certeau, Michel: *The Practice of Everyday Life*. Berkeley 1984.
- Fait, Stefano: "A Gemütlich Segregation: Multiculturalism and the Iceman's Curse in Italy". In: Hasmath, Reza (Hg.): *Managing Ethnic Diversity: Meanings and Practices from an International Perspective*. Aldershot 2011, 221-236.
- Gilligan, Chris u. Ball, Susan: Introduction: Migration and Divided Societies. In: *Ethnopolitics* 10 (2) 2011, 153-170.
- Giudiceandrea, Lucio u. Mazza, Aldo: *Stare insieme è un'arte. Vivere in Alto Adige/Südtirol*. Meran 2012.
- Grillo, Ralph: An excess of alterity? Debating difference in a multicultural society. In: *Ethnic and Racial Studies* 30 (6) 2007, 979-998.
- Grillo, Ralph u. Pratt, Jeff (Hg.): *The Politics of Recognizing Difference. Multiculturalism Italian-style*. Aldershot 2002.
- Haque, Eve: *Multiculturalism within a Bilingual Framework: Language, Race and Belonging in Canada*. Toronto 2012.
- Hannerz, Ulf: *Cultural Complexity: Studies in the Social Organization of Meaning*. New York 1992.
- Holmes, Douglas R.: *Integral Europe: Fast-Capitalism, Multiculturalism, Neofascism*. Princeton 2000.
- Jeram, Sanjay: Immigrants and the Basque nation: diversity as a new marker of identity. In: *Ethnic and Racial Studies*, 36 (11) 2013, 1770-1788.
- Jeram, Sanjay; van der Swet, Arno u. Wisthaler Verena: Friends or Foes? Migrants and sub-state nationalists in Europe. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 42 (8) 2016, 1229-1241.

- Kymlicka, Will: *Minority Nationalism and Immigrant Integration*. In: *Politics in the Vernacular: Nationalism, Multiculturalism and Citizenship*. Oxford 2001, 275-289.
- Kymlicka, Will: *Multicultural Odysseys: Navigating the New International Politics of Diversity*. Oxford 2007. Kymlicka, Will: *The rise and fall of multiculturalism? New debates on inclusion and accommodation in diverse societies*. In: Vertovec, Steven u. Wessendorf, Susanne (Hg.): *The multiculturalism backlash: European discourses, policies and practices*. Abingdon 2010, 32-49.
- Ministero della Pubblica Istruzione: *Legislative Decree 40/1998*. Roma 2007.
- Medda-Windischer, Roberta, et al. (Hg.): *Condizione e prospettive d'integrazione degli stranieri in Alto Adige: relazioni sociali, lingua, religione e valori. Indagine analitica/ Standbild und Integrationsaussichten der ausländischen Bevölkerung Südtirols. Gesellschaftsleben, Sprache, Religion und Werterhaltung*. Bolzano 2011.
- Medda-Windischer, Roberta u. Carlà, Andrea (Hg.): *Politiche Migratorie e Autonomie Territoriali/Migrationspolitik und Territoriale Autonomie*. Bolzano 2013.
- Melandri, Francesca: *Eva dorme*. Milan 2010.
- Melotti, Umberto: *International Migration in Europe: Social Projects and Political Cultures*. In: Tariq Modood, Tariq and Werbner, Pnina (Hg.): *The Politics of Multiculturalism in the New Europe: Racism, Identity and Community*. London 1997, 73-92.
- Ministero della Pubblica Istruzione: *La via italiana per la scuola interculturale e l'integrazione degli alunni stranieri. Osservatorio nazionale per l'integrazione degli alunni stranieri e per l'educazione interculturale*. Rom 2007.
- Muriel, Daniel and Gatti, Gabriel: *The management of otherness beyond the state: integration policies and inclusive citizenship as a government paradigm in the Basque Country*. In: *Ethnic and Racial Studies*, 37 (9) 2014, 1646-1663.
- Nardon-Schmid, Erika: *I diritti linguistici delle minoranze e la politica linguistica in Alto Adige/Sudtirolo*. In: *Linguistic Rights: Europe and Beyond*. Atti delle Prime Giornate dei Diritti Linguistici, Università di Teramo 11-12.6.2007. Rom 2008, 147-169.
- Pahl, Franz et al.: *Immigration und Integration in Südtirol: Allgemeine Bemerkungen, 10 Integrationsgrundsätze*. In: *Südtiroler Volkspartei policy paper* 2007.
- Paulle, Bowen and Kalir, Barak: *The Integration Matrix Reloaded: From Ethnic Fixations to Established Versus Outsiders Dynamics in the Netherlands*. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 40 (9) 2014, 1354-1374.

- Pujolar, Joan: Immigration and language education in Catalonia: Between national and social agendas. In: *Linguistics and Education* 21 (2010), 229-243.
- RAI 3: Alto Adige 09.06.2012 (2 p.m. news broadcast).
- Riccioni, Ilaria: Il vissuto sociale del biculturalismo: confronto tra valori nella convivenza italo-tedesca a Bressanone. In: Riccioni, Ilaria (Hg.): *Multiculturalismi a confronto. Chiapas, Catalogna, Amazonia peruviana, Alto Adige-Südtirol: La funzione delle minoranze nel mondo globalizzato. Atti del seminario, Bressanone 20 maggio 2009. Bozen/Bolzano 2009.*
- Schiffauer, Werner et al.: *Civil Enculturation: Nation-state, Schools and Ethnic Difference in Four European Countries.* Oxford 2004.
- Schweigkofler, Anny: South Tyrol: Rethinking Ethnolinguistic Vitality. In: Wolff, Stefan (Hg.): *German Minorities in Europe: Ethnic Identity and Cultural Belonging.* New York 2000, 63-72.
- Sciortino, Giuseppe: Ethnicity, Race, Nationhood, Foreignness, Etc.: Prolegomena to a cultural sociology of difference-based interactions. In: Alexander, Jeffrey C. u. a. (Hg.): *Oxford Handbook of Cultural Sociology* 2012, 365-389.
- Silverstein, Paul: Immigrant Racialization and the New Savage Slot: Race, Migration, and Immigration in the New Europe. In: *Annual Review of Anthropology* 34 (2005), 363-384.
- Steininger, Rolf: *South Tyrol: A Minority Conflict of the Twentieth Century.* New Brunswick 2003.
- Todd, Jennifer: Social transformation, collective categories, and identity change. In: *Theory and Society.* August 2005, Volume 34, Issue 4, 429-463.
- Wimmer, Andreas: The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multi-level Process Theory. In: *American Journal of Sociology* 113 (4) 2008, 970-1022.
- Wisthaler, Verena: South Tyrol: the importance of boundaries for immigrant integration. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 42 (8) 2016, 1271-1289.



# Das *Haus der Solidarität* – temporäre Unterkunft für in Not geratene Menschen

**Ingrid Tschugg, Diana Reiners**

Mehrere Forschungsfelder im Lehrforschungsprojekt führten die Studierenden zum *Haus der Solidarität*, einer Einrichtung, die sich der materiellen Hilfe für in Wohnungsnot geratene Menschen und der Arbeitsvermittlung, insbesondere im Bereich der häuslichen Pflege, verschrieben hat. Sie teilt die Räumlichkeiten mit einer Entwicklungshilfeorganisation und fördert den Interkulturellen Dialog.

## Vom *Xaverianum* zum *Haus der Solidarität*

Das *Haus der Solidarität* (HdS) ist von vielen Orten in und um Brixen gut sichtbar – es thront richtig am Hang. Vom Zentrum aus ist es zu Fuß in ca. 20 Minuten zu erreichen, es befindet sich südöstlich des Brixener Stadtzentrums in Milland. Die Bewohner\_innen des Hauses leben also zwar am Rande der Stadt, jedoch nicht im Abseits, sie sind gewissermaßen im Blick und sie haben die Stadt selbst ebenfalls im Blick. Das Gebäude wirkt schon von Weitem wie ein Schul- oder Internatsgebäude der 1950er Jahre. Es ist ein fünfstöckiges, wuchtiges Bauwerk mit kleinen Fenstern, die im Parterre vergittert sind, ohne Verzierungen und architektonische Details. So wirkt es trotz seines Bauvolumens in seiner traditionellen Bauweise und ohne Verweis auf seine Verwendung unscheinbar. Im Inneren des Hauses merkt man, dass die letzte Renovierung lange zurückliegt, es ist sanierungsbedürftig. Eine Tafel neben der Eingangstür weckte mein Interesse an der Geschichte des Gebäudes.

Seit 2002 bis Jänner 2016 war das *Haus der Solidarität* im Gebäude des ehemaligen „Xaverianum“ untergebracht, einem Missionsseminar der *Comboni-Missionare*. Der Besitz der *Comboni-Missionare* umfasst unter anderem den ehemaligen „Christelehof“, in dem das *Haus der Solidarität* untergebracht war, und das Missionsgebäude selbst, ehemals der „Ansitz Vintler-Platsch“.

Der *Ansitz Vintler-Platsch* wurde bereits im 12. Jahrhundert errichtet und war bis 1877 im Besitz der Herren von Vintler. 1809 wurde das Gebäude von napoleonischen Truppen in Brand gesetzt, da Brixener Bauern dort ihr Quartier errichtet hatten, von dem aus sie die Stadt Brixen belagerten. Seit dem Brand war die Ruine des *Ansitz Vintler-Platsch* nicht mehr bewohnbar und die Vintler übersiedel-



ten in den benachbarten *Christelehof*: 1877 erwarben die Brüder Hugo und Otto Seidner, Brauereibesitzer in Köstlan bei Brixen, die Gebäude.<sup>1</sup>

1895 kauften die *Comboni-Missionare* das Grundstück, um dort eine deutschsprachige Filiale ihres Missionshauses in Verona zu errichten.<sup>2</sup> In den ersten Jahren in Brixen errichteten sie ein neues Missionsgebäude, das heutige *Jakob-Steiner-Haus*<sup>3</sup> und nahmen ab dem Jahr 1900 Schüler in ihr Seminar auf, das seit 1904 „Xaverianum“ genannt wurde.<sup>4</sup> 1925 wurde das *Xaverianum* geschlossen, da der Leiter kein Italiener war – eine Vorschrift im faschistischen Italien. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das *Xaverianum* neu eröffnet. Auf Grund damals steigender Schüler\_innenzahlen wurde das Gebäude 1956 auf die heutige Größe erweitert, 1989 aber endgültig geschlossen. Die Missionare selbst bewohnen heute das in den Jahren 2005 bis 2007 grundsanierte Missionshaus, das sich im ehemaligen *Ansitz Vintler-Platz* befindet.<sup>5</sup> 2002 stellten die *Comboni-Missionare* das Gebäude des *Xaverianum* dem *Haus der Solidarität* zur Verfügung.

Die *Sozialgenossenschaft HdS – Haus der Solidarität* „Luis Lintner“ Onlus wurde im Jahr 2002 gegründet. Luis Lintner war Missionar in Brasilien und wurde dort 2002 ermordet.<sup>6</sup> Begründend für die Namensgebung des HdS ist dessen programmatische Ausrichtung, die sich an Luis Lintner orientiert: „Er hat seine Stimme dort erhoben, wo das Recht auf Leben, die Würde des Menschen und die Natur als Lebensraum für Mensch und Tier gefährdet waren – ihm versuchen wir es gleich zu tun.“<sup>7</sup> Die Gründungsidee für das *Haus der Solidarität* geht zurück auf

1 Reinhold Baumann: Geschichte der deutschsprachigen Comboni-Missionare. Opferkuch 2009, 71f.

2 Baumann (wie Anm. 1.), 75.

3 Im Jahr 1925 wurde dieses Gebäude an den italienischen Staat verkauft, siehe dazu Baumann (wie Anm. 1), 146. Da am Grundstück der *Comboni-Missionare* eine neue Wohnanlage „Christelehof“ errichtet wird, musste das *Haus der Solidarität* – seit Jahren auf der Suche nach einem neuen Gebäude – im Jänner des Jahres 2016 umziehen. Siehe dazu u.a. die Projektvorstellung des Bauträgers Sader Immobilien: Neubauprojekte – Christelehof. Online unter: <http://www.sader.it/de/content/Christelehof>. (Stand: 19.4.2017). Die Südtiroler Landesregierung vermietet das *Jakob-Steiner-Haus* an die Stadt Brixen, als Gegenleistung stellt die Stadt Brixen dem Land Südtirol Flächen für das Krankenhaus zur Verfügung. Siehe dazu u. a.: Autonome Provinz Bozen Südtirol: News: *Haus der Solidarität: Kompromissformel steht, Baugrund und Miete müssen geschätzt werden*. 12.12.2011. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/news/de/news.asp?news\\_action=4&news\\_article\\_id=380717](http://www.provinz.bz.it/news/de/news.asp?news_action=4&news_article_id=380717). (Stand: 19.4.2017).

4 Der Name wurde zu Ehren von Pater Franz Xaver Geyer, Bischof von Karthum, gewählt. Baumann (wie Anm. 1), 77.

5 Vgl. Baumann (wie Anm. 1), 227f, 250f, 290 u. 349.

6 Presseamt der Diözese Bozen-Brixen: Solidaritätsreise mit Bischof Muser nach Brasilien. In: Sendungen 2012. Online unter: [http://www.bz-bx.net/home\\_deu/ordinariat/00027909\\_Solidaritsreise\\_mit\\_Bischof\\_Muser\\_nach\\_Brasilien.html](http://www.bz-bx.net/home_deu/ordinariat/00027909_Solidaritsreise_mit_Bischof_Muser_nach_Brasilien.html). (Stand: 19.4.2017).

7 Selbstbeschreibung des HdS auf der Homepage: Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: Über uns. Online unter: <http://www.hds.bz.it/about/>. (Stand: 19.4.2017).

die *Organisation für Eine Welt* (OEW), die die Räumlichkeiten des ehemaligen *Xaverianum* mit dem HdS teilt. Karl Leiter, langjähriger Mitarbeiter und Gründungsmitglied der OEW beschreibt, dass man versuchte, eine Struktur zu finden, in der entwicklungs- und/oder ökologische Gruppen Platz fänden. Parallel dazu sollte ein Wohnprojekt als Notanlaufstelle für Menschen, die aufgrund von Notlagen ihre Wohnung verloren hatten, aufgebaut werden. Die Suche nach einem geeigneten Ort begann im Jahr 2000, zwei Jahre später konnte das *Haus der Solidarität* eröffnet werden.<sup>8</sup>

Der erste Leiter und Mitbegründer war Bruno Haspinger, der als Comboni-Missionar in Brasilien tätig gewesen war. Er leitete die Sozialgenossenschaft bis zum Jahr 2007.<sup>9</sup> Valeria und Karl Pizzinini waren beide ebenfalls Gründungsmitglieder. Da Valeria Pizzinini kurz vor der Eröffnung verstarb, entschied sich ihr Mann Karl, ein ehemaliger Krankenhauseselsoerger, im *Haus der Solidarität* zu wohnen – er ist dessen ältester Bewohner.<sup>10</sup>

Der Namenspate des Hauses, Luis Lintner, ist nicht zu verwechseln mit Luzia Lintner, die Bruno Haspinger als Ehrenamtliche bei der Leitung des Hauses zur Seite stand. An ihrem Todestag – sie verunglückte 2008 in Bolivien – wird jährlich eine Gedenkveranstaltung abgehalten. Luzia Lintner wird als überaus eigenständige Persönlichkeit beschrieben:

„Ihre provokante Lebensführung war eine harte Nuss für manche Zeitgenossen. Ihre unkonventionellen Zugänge zu vielen Dingen des alltäglichen Lebens – eine Herausforderung. Andererseits, ja, auch das darf man sehen, hatte auch sie ihre Grenzen, vor allem, wenn es darum ging, Menschen so zu lassen, wie sie waren – sozusagen Wert schätzend andere Lebensmuster gelten zu lassen. Trotzdem, ihr Name weckt bei uns spontan vor allem die positiven Eigenschaften.“<sup>11</sup>

Diese kritische Beschreibung weckte mein Interesse, mehr über diese Frau in Erfahrung zu bringen: Luzia Lintner, 1951 geboren, absolvierte die Ausbildung zur Familienhelferin und arbeitete für die Caritas in Bozen-Brixen in diesem Beruf. Anfang der 1970er Jahre bildete sie sich im Rahmen eines theologischen Fernkur-

8 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

9 Alexander Nitz u.a. (Hg.): Die Luzi. Anekdoten aus dem Leben einer Grenzgängerin, Brixen 2010, 134.

10 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: HdS News - Karl Pizzinini: 70 im Kreise „seiner“ (HdS) Familie. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/karl-pizzinini-70-im-kreise-seiner-hds-familie/>. (Stand: 19.4.2017).

11 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: HdS News - Treffpunkt Lebensbaum. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/treffpunkt-lebensbaum/>. (Stand: 19.4.2017).

ses in Wien fort. Darauf folgte ihre Arbeit als Entwicklungshelferin in Bolivien im Rahmen des *Österreichischen Entwicklungsdienstes*. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Bolivien arbeitete sie in der offenen Altenpflege und Familienhilfe und später als Lehrerin für die Fächer Religion und Ethik. 1996 bis 2005 war sie bei der OEW in Brixen angestellt und zwar im Auftrag von Caritas und *Missio Bozen-Brixen*. Ihre Aufgabe war es „Brücken bauen zu Menschen (durch Hinterfragen von Vorurteilen und Begegnung mit den Randgruppen) in schwierigen Lebenssituationen bei uns in Südtirol und im Osten und Süden dieser Welt“. <sup>12</sup> Von 2005 bis zu ihrem Tod war sie freiwillige Mitarbeiterin bei OEW und HdS mit demselben Aufgabengebiet. <sup>13</sup> Das *Haus der Solidarität* war dann auch ihr letzter Arbeitsort. <sup>14</sup> Vier Jahre nach ihrem Tod wurde bei einer Gedenkfeier positiv an Luzia Lintner erinnert: „Was bleibt? Erinnerungen an einen Menschen mit dem unterschütterlichen Glauben an das Gute, an einen unermüdlichen Einsatz für die Ausgestoßenen der Gesellschaft, aber auch die Erkenntnis menschlicher Grenzen.“ <sup>15</sup> Ihr zu Ehren wurde von Alexander Nitz und einer Arbeitsgruppe des OEW, des HdS, der Caritas und der *Missio Bozen-Brixen* ein Buch mit dem Titel „Die Luzi. Anekdoten aus dem Leben einer Grenzgängerin“ veröffentlicht. Darin sind Erinnerungen von Verwandten, Freundinnen und Freunden sowie von Weggefährten\_innen aus vier Kontinenten zusammengestellt. Die „Grenzgängerin“, die „Brückenbauerin“, die „Mutmacherin“, die „Chaotin“, die „Hartnäckige“, die „Helferin“, die „Eigensinnige“, die „Offenherzige“ <sup>16</sup> – so wird Luzia Lintner beschrieben. Eine Anekdote erzählt, dass sie sich auf unkonventionelle Art für das Fortbestehen des HdS einsetzte, als dieses im Jahr 2007 kurz vor der Schließung stand: So wollte sie bei einer Seelsorgetagung das HdS und dessen Ziele präsentieren, erhielt dazu aber keine Erlaubnis vom Bischof. Darum verteilte sie am nächsten Tag kurzerhand Flugblätter mit wichtigen Informationen zum HdS an die Tagungsteilnehmer\_innen. <sup>17</sup>

## Die Akteurinnen und Akteure im *Haus der Solidarität*

Bei meinen Besuchen erlebte ich mehrere Personengruppen, die im Haus der Solidarität engagiert sind oder die dort leben. Da gibt es zunächst die Gruppe der Personen, die dem HdS Struktur geben und dort arbeiten; dazu gehören die

<sup>12</sup> Nitz (wie Anm. 9), 143.

<sup>13</sup> Nitz (wie Anm. 9), 142f.

<sup>14</sup> Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: HdS News – Was bleibt? o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/1988-2/>. (Stand: 21.4.2017).

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Nitz (wie Anm. 9), 13, 24, 48, 69, 88, 117, 130 u. 141.

<sup>17</sup> Nitz (wie Anm. 9), 84.

Vorstandsmitglieder und die Hausleitung sowie die ehrenamtlich Tätigen und die Praktikant\_innen der Universität Bozen-Brixen. Die zweite wichtige Gruppe sind die *Comboni-Missionare* und die dritte Gruppe sind diejenigen, die im Haus der Solidarität Aufnahme finden: die Bewohner\_innen.

### Arbeiten im Haus der Solidarität: Struktur

Getragen wird die Institution HdS durch die *Sozialgenossenschaft HdS – Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus*, deren Leitung einem siebenköpfigen Verwaltungsrat obliegt. Von 2006 bis 2015 war Petra Erlacher, Ärztin im Krankenhaus Brixen, Vorsitzende des Verwaltungsrates. Ihr Nachfolger Andreas Penn, ist Gründungsmitglied und seit 1999 Vorstandsmitglied.<sup>18</sup> In den ersten vier Jahren leitete Bruno Haspinger mit Unterstützung Luiza Lintners das HdS. Nachdem Haspinger seine Tätigkeit als Missionar wieder aufnahm, übernahmen Karl Leiter und Alexander Nitz – beide sind Gründungsmitglieder – in Teilzeit und stundenweise als freier Mitarbeiter die Leitung der Sozialgenossenschaft. Karl Leiter war der erste Angestellte der OEW und übte seine Tätigkeit acht Jahre lang aus. Im Jahr 2008 bestand die Hausleitung dann aus drei Personen – Karl Leiter, Alexander Nitz und Edmund Gasteiger. Seit 2009 verstärken Praktikant\_innen das Dreier-team, das sich selbst als fachfremd beschreibt:

„Interessant dabei ist, dass keiner der Mitarbeiter vom Fach ist, weder die hauptamtlichen noch die ehrenamtlichen. So ist der eine ausgebildeter Biologe, der andere Holzschnitzer und der dritte Journalist. Diese ‚Berufsfremdheit‘ wird jedoch durchaus als Stärke wahrgenommen, sei es von den Gästen des HdS, als auch von den Partnern. Beide schätzen die unkonventionellen Lösungen, die natürliche, unvoreingenommene Art des Umgangs mit den verschiedenen Themen, das Hinausgehen über Lehrbuchwissen und Glaubenssätze.“<sup>19</sup>

2010 legte Edmund Gasteiger seine Tätigkeit als Hausleiter zurück. Der Artikel auf der Homepage des HdS, in dem sein Ausscheiden beschrieben wird, trägt den Titel „Luci e ombre“ – Licht- und Schattenseiten. Gemeint sind damit Erfahrungen, die die Mitarbeiter\_innen des HdS mach(t)en:

18 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: Über uns – Aufbau – Verwaltungsrat. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/about/aufbaustruttura/verwaltungsrat/>. (Stand: 21.4.2017).

19 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: HdS News – Sich selbst steuern. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/sich-selbst-steuern/>. (Stand: 21.4.2017).

„[A]uf der einen Seite die bis dato vergebliche Suche nach einem alternativen Standort und Rückschläge in der Arbeit mit Menschen in schwierigen Lebenslagen. Auf der anderen Seite Erfolge – eine gefundene Arbeit oder Wohnung, Stabilität eines psychisch Kranken, Unterstützung seitens wohlwollender Menschen. Das ständige Pendeln zwischen Licht und Schatten baut oft auf, verlangt aber von den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern viel Kraft.“<sup>20</sup>

Auf Gasteiger folgte die Sozialarbeiterin Miriam Zenorini, die als Sozialassistentin im Sozialsprengel Leifers und im Ausland Erfahrungen gesammelt hatte.<sup>21</sup> Ein weiteres Mitglied der heutigen Hausleitung ist Katharina Strobl, die integrative und interkulturelle Pädagogik studiert hat, mehrere Auslandseinsätze vorweisen kann und in der Betreuung von traumatisierten Frauen und Menschen mit Beeinträchtigung arbeitete.<sup>22</sup>

Für das HdS ist die Arbeit von ehrenamtlich Tätigen sehr wichtig. Eine der Ehrenamtlichen ist Berta Oberhammer, Steyler Missionsschwester in Sterzing, die 30 Jahre lang in Ghana im Missionseinsatz tätig war und nun ihre Erfahrungen im HdS einbringt. Ihre Motivation: „Ich fühle mich im HdS zuhause. Ich werde gebraucht und kann mein Englisch auffrischen und kehre immer wieder zufrieden und dankbar in meine Gemeinschaft zurück.“<sup>23</sup>

„Eine Brücke zum normalen Leben“<sup>24</sup>

Das Haus der Solidarität versteht sich als niederschwellige Einrichtung. Menschen in prekären Lebenssituationen können hier Unterkunft finden, unabhängig von ihrer Herkunft und Staatsbürgerschaft. Psychologische und medizinische Betreuung kann dagegen nicht angeboten werden. Ziel ist es, die Menschen in ihren Talenten zu fördern, damit sie einen Weg aus der Abhängigkeit von einer Einrichtung finden. Karl Leiter schildert, dass viele diese Selbstständigkeit erst wieder lernen müssten. Das Leisten von Diensten im HdS sowie das Bezahlen von Miete sei für viele, die aus anderen wohltätigen Institutionen, in denen sie rundum betreut wurden, ins HdS kommen, eine Umstellung – „das ist die Brücke zum normalen

20 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: HdS News – Luci e ombre. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/von-licht-und-schattenseiten-2/>. (Stand: 21.4.2017).

21 Ebd.

22 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: Über uns – Aufbau – Hausleitung. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/about/aufbaustruttura/hausleitungamministratoreadministration/>. (Stand: 21.4.2017).

23 Karl Leiter: HdS News – Die gute Fee vom HdS. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/die-gute-fee-vom-hds/>. (Stand: 21.4.2017).

24 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

Leben im Normalfall, was nicht so oft passiert, aber es kommt vor.“<sup>25</sup>

## Finanzierung des HdS

Das Haus der Solidarität finanziert sich aus den Mieteinnahmen verschiedener Organisationen,<sup>26</sup> die die Räumlichkeiten des HdS nutzen, und von Personen, die dort Unterkunft finden. Menschen, die arbeiten, Sozialhilfe oder eine andere Transferleistungen wie zum Beispiel Rente erhalten, bezahlen einen Zimmerbeitrag. Von denjenigen, die die Notschlafstelle in Anspruch nehmen, wird als Gegenleistung Arbeit im Haus erwartet.<sup>27</sup> Eine weitere Einnahmequelle sind Veranstaltungen – ein Beispiel dafür sind die *Interkulturellen Abendessen*.<sup>28</sup> Geldmittel werden auch durch Aktivitäten und durch Spenden lukriert. Ganz besonders stolz sind die Mitarbeiter\_innen im Haus der Solidarität darauf, keine „direkten öffentlichen Gelder“<sup>29</sup> zu beanspruchen, außer für den Umzug in ein neues Gebäude.<sup>30</sup> Alexander Nitz betont im Gespräch, dass die finanzielle Unabhängigkeit Freiheit bei Entscheidungen mit sich bringe.<sup>31</sup> Voraussetzung dafür ist jedoch der Einsatz von ehrenamtlich Tätigen und die kostenlose Inanspruchnahme der Struktur des HdS.<sup>32</sup>

## Die Beziehung zu den Comboni-Missionaren

Die Frage nach der Finanzierung war für mich lange eine offene Frage. Die Informationen, die mir zur Verfügung standen, erklärten nicht, wie die Kosten, die das Gebäude und dessen Erhaltung ergaben, gedeckt werden konnten. Als ich damit begann, mich mit der Geschichte des Gebäudes und der *Comboni-Missionare* zu beschäftigen, fand ich heraus, dass die Missionare nicht nur das Gebäude zur Verfügung stellten, sondern, dass sie auch wesentlich an der Gründung des HdS beteiligt waren.

25 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

26 Dazu zählen z.B. die OEW-Organisation für „Eine solidarische Welt“, die Kommunikationsagentur helios, die Waldorf-Schule und –Kindergarten, der Second-Hand-Laden „Pumuckl“ des Eltern-Kind-Zentrums, die freie Jugendgruppe „Plattform“, Helfen ohne Grenzen, die Frauennähgruppe „StoffART“. Vgl. Zehn Jahre Haus der Solidarität „Luis Lintner“. o. A. 12.4.2012. Online unter: [http://www.cultura-socialis.it/uploads/media/www.stol.it\\_12.4.2012\\_03.pdf](http://www.cultura-socialis.it/uploads/media/www.stol.it_12.4.2012_03.pdf). (Stand: 21.4.2017).

27 Interview mit Alexander Nitz vom 7.4.2016 geführt von Bernadette Mayr und Ingrid Tschugg.

28 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015. Vgl. dazu Bernadette Mayr in diesem Band.

29 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: Über uns – Finanzierung. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/about/finanzierungfinanziametofinancing/>. (Stand: 21.4.2017).

30 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

31 Interview mit Alexander Nitz vom 7.4.2016 geführt von Bernadette Mayr und Ingrid Tschugg.

32 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus (wie Anm. 29).

Das ehemalige „Xaverianum“ wurde von den Comboni-Missionaren zur Verfügung gestellt. Dadurch wurde das HdS in einen kirchlichen Rahmen eingebunden, der Abhängigkeiten und Mitbestimmungsansprüche entstehen ließ. Diese spiegeln sich in Konflikten zwischen der Hausleitung mit dem Anspruch auf Selbstbestimmung und den Ansichten der Missionare. So kam in einem Gespräch, das ich führen konnte, zwar die offensichtliche Bemühung zum Ausdruck, ein Bild eines konfliktfreien Verhältnisses, das mir gegenüber gewahrt bleiben sollte, zu zeichnen. Zugleich konnte ich aber während meines Feldaufenthaltes auch miterleben, wie der Leiter des Hauses von einem der Missionare auf dem Gang zurecht gewiesen wurde. An dieser Szene wurde für mich spürbar, dass das Verhältnis wohl nicht immer völlig konfliktfrei ist.

### Die Bewohner\_innen des Hauses

Die Bewohner\_innen, die im HdS aufgenommen werden, werden auf der Homepage des HdS als „Gäste“ bezeichnet: „Das HdS bietet einer bunten Vielfalt von Menschen in schwierigen Situationen ein Dach über dem Kopf. Dazu gehören: sozial Schwache und Benachteiligte, ausländische MitbürgerInnen und Menschen ohne Obdach, Kranke und Ausgegrenzte.“<sup>33</sup>

Menschen, die im HdS wohnen, müssen einen Zimmerbeitrag oder, wenn sie erwerbslos sind, Arbeit im Haus leisten. Die Bezeichnung „Gäste“ für die Bewohner\_innen des Hauses ist deshalb bei kritischer Betrachtung irreführend. Denn Gäste werden im Allgemeinen eingeladen, ohne Gegenleistung zu verlangen, selbst wenn die Gabe der Gastfreundschaft erwidert oder durch ein Gastgeschenk mit einer Gegengabe versehen ist. Im Fall des HdS ist es aber Vorschrift, dass die Bewohner\_innen für das Zimmer eine (im Vergleich zum Wohnungsmarkt reduzierte) Miete zahlen oder im Gegenzug eine Arbeitsleistung zu erbringen haben. So wird also die ökonomische Beziehung zwischen den „Gästen“ und dem HdS mit der Bezeichnung „Gäste“ verschleiert.<sup>34</sup>

In den Gesprächen mit MitarbeiterInnen war dann auch im Gegensatz zur offiziellen Bezeichnung auf der Homepage von „Bewohner\_innen“ die Rede. Die Bezeichnung Bewohner\_innen erschien mir nicht nur passender, sie vermittelt den Menschen auch eine größere Selbstständigkeit und weitere Handlungsspielräume. Die Bezeichnung „Gast“ verweist zudem auf ein „Almosen“, das den Men-

33 Sozialgenossenschaft HdS-Haus der Solidarität „Luis Lintner“ Onlus: Über uns – Gäste. o. A. o. D. Online unter: <http://www.hds.bz.it/about/mieterinquilini/>. (Stand: 21.4.2017).

34 Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt 1990.

schen entgegengebracht wird; der Begriff impliziert damit eine Abhängigkeit, die nicht der Intention des HdS entspricht.

Über die Aufnahme einer Person ins HdS wird im Mitarbeiter\_innenteam entschieden. Bei einer Begegnung mit einem Bewerber, den wir auf der Bank vor dem Eingang sitzend trafen, wurde mir deutlich, wie schwierig die Entscheidung darüber ist, wer im HdS Aufnahme finden soll. Bernadette Mayr und ich kamen mit dem Mann ins Gespräch. Wir erzählten ihm, welchen Fragen wir nachgingen. Er reagierte auf unser Vorhaben positiv, denn jeder habe eine Geschichte zu erzählen – „Everybody has to tell a story.“ Während des Gespräches kam Alexander Nitz aus dem Haus und brachte dem Mann seine Papiere. Über seine eventuelle Aufnahme werde erst am Freitag entschieden. Er solle sich aber keine großen Hoffnungen machen, da es sehr viele Anfragen gäbe. Wenn er aufgenommen werde, müsse er sich einer Tuberkuloseuntersuchung unterziehen. Daraufhin stand der Mann wortlos auf und ging weg.

Karl Leiter beschreibt in seiner Erinnerung an Luzia Lintner Differenzen, die es im Hausleitungsteam bezüglich der Aufnahme von Personen gab. Nitz und Leiter gingen damals im Rahmen von Aufnahmegesprächen verschiedenen Fragen nach:

- „Wie dringend ist die Anfrage?
- Welche Alternativen zum HdS hat die Person?
- Welche Erfahrungen haben andere Sozialeinrichtungen mit ihr gemacht?
- Passt der/die Aufzunehmende in die Gemeinschaft der bereits im Haus Lebenden?“<sup>35</sup>

Luzia Lintner erschienen diese Fragen als überflüssig.

„Gelegentlich kam es auch vor, dass der erste Eindruck ein sehr klarer, positiver war. Umso überraschender war dann manche Erfahrung, die nicht zu unserer Einschätzung passte. Nicht selten machten wir uns dann Vorwürfe: Dieses oder jenes hätten wir doch gleich merken müssen!“<sup>36</sup>

Die Antwort von Luzia Lintner darauf: „Naja, so ist das eben mit unserer Arbeit: Wer die Hunde liebt, muss auch die Flöhe mögen.“<sup>37</sup> An der Beschreibung von auftretenden Schwierigkeiten bei der Entscheidung fällt besonders auf, dass sich diese Darstellung auf die negativen Seiten von Personen konzentriert. Eine nega-

<sup>35</sup> Nitz (wie Anm. 9), 104.

<sup>36</sup> Ebd., 105.

<sup>37</sup> Ebd.



tive Einschätzung könnte genauso falsch sein – Selbstkritik in dieser Richtung, findet in Leiters Artikel jedoch keine Erwähnung.

### Unterstützung bei der Arbeitssuche

Von den (angehenden) Sozialarbeiter\_innen im Haus der Solidarität wird den Bewohner\_innen auch Unterstützung bei der Arbeitssuche angeboten. So gibt es Hilfe beim Verfassen von Bewerbungsschreiben und Unterstützung bei der Vorbereitung auf Bewerbungsgespräche. Zudem werden Praktika über eine Zeitdauer von 500 Stunden vermittelt. Der Verdienst beträgt dabei vier Euro pro Stunde. Wenn eine Arbeitsstelle gefunden wird, kann das Praktikum unterbrochen werden. Bernadette Mayr und ich konnten ein Interview mit einem der Bewohner\_innen führen, der ein solches Praktikum als Koch im *Kolpingheim* in Bozen absolvierte. In einem anderen Projekt geht es um das Anlegen eines Gemeinschaftsgartens. In Zusammenarbeit mit der Post wurde ein Projekt initiiert, bei dem aus dem Arbeitsmarkt Ausgeschiedene wieder eingegliedert werden, indem sie Post austragen.

### Ein Tag im Haus der Solidarität

Am Montagmorgen der zweiten Feldforschungswoche führte ich ein Gespräch mit Karl Leiter. Er begann dieses selbst, ohne eine Einstiegsfrage meinerseits, indem er mir den Tagesablauf dieses Montags schilderte. Um neun Uhr beginne der Tag mit der Morgenbesprechung. Alle Bewohner\_innen, die nicht durch ihre Arbeit verhindert oder krank sind, sollen daran teilnehmen. Dabei werde den Bewohner\_innen das Programm für die Woche vorgestellt. Wenn fremde Personen im Haus seien, werde erklärt, warum sie im HdS sind und was sie tun. Auch Bernadette Mayr und ich wurden in einer solchen Morgenbesprechung vorgestellt. Auf diesem Weg traten wir in Kontakt mit Gesprächspartner\_innen, mit denen wir Interviews führen konnten. Außerdem werden im Rahmen dieser Morgenbesprechung anfallende Arbeiten verteilt und besprochen.

Montags ist auch die Vermittlungsstelle für Pflegekräfte geöffnet, die von zwei ehrenamtlichen Mitarbeitern geführt wird und „bei der Begegnung von Pflegekräften, die Arbeit suchen, und Familien, die Pflegekräfte brauchen“ behilflich ist. Auch wenn die Vermittlung nicht erfolgreich verläuft oder es zu Konflikten zwischen Arbeitgebern und Pflegekräften kommt, vermittelt der ehrenamtliche Leiter dieser Vermittlungsstelle. Dabei findet die Erstberatung gegen eine freiwillige Spende statt, die die Spesen abdecken soll.<sup>38</sup>

38 Zu den Ambivalenzen der Arbeitsverhältnisse von Live-In-Pflegekräften siehe den Beitrag von Nadja Neuner-Schatz in diesem Band.

Im Tagesablauf folgt die Vorbereitung des Mittagessens für die Bewohner\_innen. Dies wird von Schwester Berta Oberhammer, die als Freiwillige an zwei Tagen in der Woche im Haus ist, und einer Bewohner\_in des Hauses übernommen. Die dafür verwendeten Lebensmittel stammen vor allem aus Spenden.

An diesem Montag ist eine Schulklasse im Haus, die die Lebensrealitäten von Menschen in prekären Situationen kennenlernen soll. Bewohner\_innen des Hauses sprechen dabei mit den Schüler\_innen. Die Bewohner\_innen werden auf solche Begegnungen vorbereitet und sie erhalten dafür ein geringes Entgelt. Karl Leiter begründet dies: „weil wir sagen, das ist eigentlich Arbeit an der Gesellschaft“<sup>39</sup>.

Da ein Mitarbeiter in die Stadt fahren musste, um die für eine Großspende erforderlichen Dokumente zu organisieren, erledigt Karl Leiter mehrere Tätigkeiten parallel – neben unserem Gespräch erledigt er den Telefondienst und bereitet sich auf ein Treffen vor:

„[ich] sollte um 12 Uhr im Zimmer 106 sein, [...] weil wir dort einen Gast eingeladen haben, der seit einem halben Jahr im Haus wohnt, und den wir gebeten haben, davon zu erzählen, was wir von ihm lernen können. Das Treffen dauert eine halbe Stunde, wo er einmal ein bisschen näher von sich erzählen kann, von seinen Eindrücken im Haus und insgesamt von seiner Person.“<sup>40</sup>

Die Bezeichnung „einen Gast eingeladen“ zu haben zeugt davon, dass sich im HdS wie in anderen Institutionen eine eigene Sprache entwickelt hat, mit der auch kompromittierende Situationen euphemistisch beschrieben werden. So handelt es sich bei dieser „Einladung“ um die freundlich beschriebene Aufforderung zu einer Überprüfung der Situation einer Person im HdS. Wie Alexander Nitz schilderte, werden Bewohner\_innen zunächst für einen Monat aufgenommen, anschließend für weitere zwei bis drei Monate. Nach einem Jahr werde überprüft, woran es liegt, dass die- oder derjenige noch keinen anderen Lebensweg gefunden hat.<sup>41</sup> Zugleich wird in den Worten Karl Leiters seine Intention deutlich: Die Mitarbeiter\_innen im HdS glauben daran, dass jede Person Talente und Probleme mitbringt. Ziel ist es, die Bewohner\_innen in Bezug auf ihre Talente zu fördern.

Unser Gespräch wird durch einen Anruf unterbrochen, bei dem es um ein nicht im Haus lebendes Ehepaar geht, das Unterstützung u. a. in Form von Lebensmitteln und Möbeln erhalten hat. Als Gegenleistung nach dem Prinzip des Gebens und Nehmens wurden die beiden gebeten, für eine Gruppe von 20

39 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

40 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

41 Interview mit Alexander Nitz, 7.4.2016.

Personen ein marokkanisches Abendessen vorzubereiten. „Das wäre eine Gegenleistung, eine kleine, kleine Gegenleistung.“<sup>42</sup> Das Ehepaar verweigerte diese „Gegenleistung“, zunächst mit dem Argument, die Frau müsse an einem Kurs teilnehmen, anschließend mit der Aussage, die Lebensmittel, die sie vom HdS bekommen hatten, seien verdorben gewesen. Auf diesem Niveau wollte Karl Leiter nicht mehr weiter diskutieren. Dieses Ereignis wurde dann der Sozialassistentin des Ehepaares mitgeteilt, die in regelmäßigem Kontakt mit dem HdS steht – „wir tauschen unsere Informationen aus“<sup>43</sup>. Als Begründung führt Karl Leiter an, dass manche zu Lasten anderer Hilfe und Zuwendungen ausnützten.

Am Nachmittag findet dann ein Treffen mit einem Gemeindefeldarzt statt, der dem HdS einen Teil seines Gartens für den Sommer zur Verfügung stellt. Das gemeinsame Arbeiten im Garten wird einerseits als Beschäftigungsprojekt gesehen – die Bewohner\_innen haben eine Tätigkeit, bei der sie den Anbau von Gemüse erlernen können – und andererseits als ein Gemeinschaftserlebnis.

Am Nachmittag kommt zudem eine Jugendgruppe aus Deutschland an, die einige Tage im HdS wohnen wird, um das Projekt kennenzulernen. Gruppen oder Einzelpersonen, die das HdS besuchen oder wie Bernadette Mayr und ich dort eine Feldforschung durchführen, seien keine Ausnahme. Karl Leiter bemerkt aber, dass für die Betreuung von Gruppen eigentlich nicht genügend Ressourcen zur Verfügung stehen.

Um 17 Uhr trifft sich der Vorstand des Vereins. Für dessen Mitglieder wird im Anschluss ein einfaches Abendessen zubereitet. Nach dem Abendessen findet von 20 bis ca. 22 Uhr das monatliche Treffen der Hausbewohner\_innen statt, bei dem „mehr oder weniger die alltäglichen Probleme zu besprechen [sind], wie Müll, Einkäufe, Sauberkeit usw.“<sup>44</sup> Diese Versammlungen würden dabei laut Alexander Nitz an Mieterversammlungen erinnern, Ziel sei die Förderung von mehr Partizipation der Bewohner\_innen des Hauses.<sup>45</sup>

Nach dieser Versammlung endet der Arbeitstag der Mitarbeiter\_innen des HdS. Es gibt keine 24 Stunden-Betreuung für die Bewohner\_innen. Im Notfall könnte aber jederzeit Kontakt zur Hausleitung aufgenommen werden. Nicht alle Arbeitstage sind so lang wie dieser Montag. „Morgen wird es dann ein bisschen ruhiger, aber Montag und Freitag ist es eigentlich immer so. Voll von früh bis am Abend“, so Leiter.<sup>46</sup>

42 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

43 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

44 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

45 Interview mit Alexander Nitz, 7.4.2015.

46 Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

Am Ende des Gesprächs mit Alexander Nitz stellte dieser die Frage, was Bernadette Mayr und ich dem HdS zurückgeben können. Diese Frage verweist auf das Grundprinzip „Geben und Nehmen“ im *Haus der Solidarität*. Bewohner\_innen des Hauses nehmen Wohnungen und Unterstützung in Anspruch und geben dafür Geld und/oder Arbeit. Auch das Agieren eines Filmemachers, der die letzten Monate des Hauses vor dem endgültigen Abriss (2016) miterleben wollte, entspricht diesem Prinzip und findet so guten Anklang bei den Mitarbeiter\_innen des HdS: „[Er] kommt dann von Zeit zu Zeit und schaut sich das an, redet mit den Leuten und wie von selbst, wenn eine Lieferung Lebensmittel kommt [...], dann greift er da an und packt mit an und arbeitet mit [...]“. Durch das Tragen von schweren Lebensmittelkartons erkenne der Filmemacher, so Karl Leiter, „was das heißt für unsere Leute, die körperliche Beschwerden haben, die aber trotzdem, so weit es geht, mithelfen sollten.“<sup>47</sup> Was zu Beginn des Wohnprojektes eine Strategie in Ermangelung von Geldmitteln war, wurde zum Leitmotiv des Hauses.

### Was gaben wir zurück?

Wir überlegten uns, für die Bewohner\_innen an einem Abend für ein *Interkulturelles Abendessen* zu kochen<sup>48</sup>. Unterstützt wurden wir dabei von einem Bewohner des Hauses, der sich eine Tiroler Speise wünschte. Unsere Entscheidung fiel auf eine Tiroler Spezialität, *Kaspressknödel*, um verschiedene Essgewohnheiten zu berücksichtigen. Das gemeinsame Kochen in der Küche, in der immer wieder Bewohner\_innen sowie Mitarbeiter\_innen des Hauses anwesend waren, bot Gelegenheit für Gespräche und Beobachtungen. Im Gesellschaftsraum neben der Küche wurde Tischfußball gespielt und es herrschte eine ausgelassene und angenehme Atmosphäre. Die Knödel gelangen gut und die Menge war zum Glück ausreichend, denn es kamen weit mehr Personen als wir erwartet hatten, für uns überraschend auch der Vorstand des HdS.

Ich war nervös, ob der Abend gelingen würde. Wir verteilten die Knödel, improvisierten sogar für einen Bewohner mit Pfefferallergie und bekamen Lob für das Essen. Das beruhigte wohl nicht nur mich, sondern auch Bernadette. Noch während des Abwasches kam es zwischen zwei Bewohnern zu einer Auseinandersetzung – für mich ein Hinweis darauf, dass im HdS nicht immer alles harmonisch verläuft. Trotzdem hinterließ der Abend bei mir eine positive Stimmung. Beim Weggehen hatte ich etwas in der Küche vergessen, ich kehrte also noch einmal zurück. Nun, als alle bei der Hausversammlung waren, war es plötzlich still im Haus, wo zuvor noch so viel Leben war.

<sup>47</sup> Interview mit Karl Leiter, 13.4.2015.

<sup>48</sup> Siehe dazu den Beitrag von Bernadette Mayr in diesem Band.



# „Doch das Leben geht weiter“ Prekarisierungsfallen für Migrant\_innen in Südtirol

**Bernadette Mayr**

Bei meiner Feldforschung in Südtirol lernte ich Maria kennen. Die Gespräche mit ihr bilden die Grundlage für meine Auseinandersetzung mit der Frage nach den Prekarisierungsprozessen, die wirksam werden, wenn Migrant\_innen die Integration in den Südtiroler Arbeitsmarkt nicht gelingt. Als Forschungsfeld hatte ich gemeinsam mit Ingrid Tschugg das *Haus der Solidarität* gewählt, wo Menschen eine zeitweilige Unterkunft finden, wenn sie aus verschiedenen Gründen durch die Maschen der sozialen Netze gefallen sind.

Durch das Zusammenwirken verschiedener Bedingungen geriet Maria in einen Prozess zunehmender Prekarisierung; einer „Abwärtspirale“ gleich, die sie in immer prekärere Lebensumstände führte. Dabei griffen sowohl berufliche als auch persönliche wie strukturelle Gegebenheiten ineinander: „An die Instabilität des Arbeitsmarktes reiht sich die Instabilität der Lebenslaufbahnen und sukzessive immer deutlicher werdende Ausgrenzungsmechanismen durch gesellschaftliche Schließungseffekte“<sup>1</sup>, so Elisabeth Katschnig-Fasch.

Anhand von Marias Geschichte werden jene Indikatoren aufgezeigt, die eine Eingliederung in den Südtiroler Arbeitsmarkt behindern und eine erschwerte Lebenssituation zur Folge haben. Ihre Geschichte interessiert außerdem, weil es hier zu einer Umkehr des gewohnten Bildes von Migrant\_innen kommt: Auch als EU-Bürgerin ist sie spezifischen Prekarisierungsfallen ausgesetzt.

---

1 Elisabeth Katschnig-Fasch: In welcher Gesellschaft leben wir? Zu den paradoxen Entgrenzungs- und Begrenzungsmechanismen einer neuen Definitionsmacht. In: Hengartner, Thomas u. Moser, Johannes: Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Berlin 2006, 137-154, 148.

## Begegnungen mit Maria

Ich sehe Maria zum ersten Mal beim *Interkulturellen Abendessen* im *Haus der Solidarität* (HdS)<sup>2</sup>. Einmal im Monat wird von Mitarbeiter\_innen und Bewohner\_innen gemeinsam ein Abendessen organisiert, zu dem nicht nur sie selbst, sondern auch Interessierte, Freunde und Bekannte eingeladen sind. Gekocht wird von Bewohner\_innen, die oft typische Speisen ihrer Herkunftsländer zubereiten. An diesem Abend gibt es philippinisches Essen von einer Frau, die schon vor Jahrzehnten nach Südtirol kam. Unterstützt wird sie beim Kochen von zwei Männern, die wie sie im HdS wohnen. Meine Feldpartnerin und ich hatten am Vortag ein Gespräch mit ihr über ihre Arbeits- und Lebenssituation in Südtirol geführt. Am Ende des Gespräches lud sie uns zum *Interkulturellen Abendessen* ein.

Das Essen findet in einem großen Raum im Untergeschoß des HdS statt. Tische sind zu langen Tafeln zusammengestellt und mit Suppen- und Fleischtellern, Servietten, Blumen, Bechern, Wasserkrügen und Besteck gedeckt. Der fensterlose Raum wirkt zunächst dunkel, kühl und wenig einladend auf mich. Als wir eintreten, sind erst wenige Personen anwesend. Von einer Mitarbeiterin des HdS erfahren wir, dass 73 Personen angemeldet sind, allerdings 80 erwartet werden. Nach und nach füllt sich der Raum. Die Leute kommen in kleineren oder größeren Gruppen, suchen sich einen Tisch und nehmen Platz. Einige bringen selbst Weinflaschen mit. Mit zunehmender Personenanzahl füllt sich der Raum mit Leben, es wird geredet und gelacht. Einige der Personen (er)kennen sich und wechseln ein paar Worte. Auch derzeitige Bewohner\_innen des HdS kommen hinzu, ich erkenne einige von ihnen von meinen letzten Besuchen hier wieder. Eine Gruppe von ihnen setzt sich gesammelt an einen der Tische. Vor dem Essen stellt sich der Leiter des HdS auf eine Bühne, die sich in diesem Raum befindet, und richtet einige Worte an alle Anwesenden: er begrüßt, erklärt kurz die Veranstaltungsreihe der *Interkulturellen Abendessen* und stellt die Köchin des Abends und ihre Helfer vor. Er spricht dabei vorerst in Südtiroler Dialekt. Immer wieder wird er von Mitarbeiter\_innen des HdS darauf hingewiesen, dass er das Gesagte auch auf Italienisch übersetzen solle, da Personen anwesend seien, die ausschließlich Italienisch verstehen. Auch die Köchin begrüßt die Gäste, bedankt sich bei ihren Helfern und erzählt, was es heute zu Essen geben wird. Sie spricht Italienisch, aber es wird nicht auf Deutsch übersetzt. Nach einem kräftigen Applaus für die Köchin und ihre Helfer wird das Essen angerichtet. Die Besucher\_innen dieses Abends stellen sich mit ihren Suppentellern in einer Reihe vor der Essensausgabe an und die Köchin verteilt aus einem großen Topf eine Suppe mit Spinat und Getreide. Nach der

2 Näheres zum Haus der Solidarität in Brixen siehe den Beitrag von Ingrid Tschugg/Diana Reiners in diesem Band.

Suppe werden Töpfe auf die Tische gestellt, in denen die Hauptspeise angerichtet ist: Reis mit Gemüse in Kokosmilch und wahlweise Fleisch und Ingwertee. Das Essen schmeckt den Besucher\_innen sichtlich gut, einige holen sich Nachschlag.

Ich habe mit meiner Feldpartnerin und einer Praktikantin des HdS, die wir schon seit einigen Tagen kennen und die uns als Übersetzerin zur Seite steht, am hinteren Teil eines Tisches am Rand des Raumes Platz genommen. Wir sind für die Hilfe der Praktikantin sehr dankbar. Auch sie ist heute wie wir zum ersten Mal beim *Interkulturellen Abendessen*. Während wir uns über Gespräche, bei denen sie uns übersetzt hat, und auch über Privates unterhalten, kommt eine Frau mit zwei jugendlichen Kindern zu uns an den Tisch und fragt nach freien Plätzen. Sie setzen sich ans andere Ende der Tafel. Während des Abends sehen sie kaum zu uns herüber und sprechen leise miteinander. Es wirkt, als wollten sie in ihrer Familiengruppe unter sich sein und auch separat von anderen Besucher\_innen sitzen. Obwohl wir an diesem Abend kein Wort miteinander wechseln, zieht die Frau mein Interesse auf sich. Sie ist groß, sehr schlank, hat hellblonde kurze Haare, blaue Augen und viele Sommersprossen am Körper. Ich schätze sie auf Mitte 40. Sie trägt hellblaue, ausgewaschene Jeans, das T-Shirt hat sie in die Hose gesteckt. Mir gefällt ihr lässiger Kleidungsstil und doch irritiert er mich, da die Kleidung – im Vergleich zu der von anderen Besucher\_innen – abgetragen und alt wirkt. Eine Kleidung, die ich zu dieser Einladung nicht gewählt hätte. Mir fallen ihre sehr dunklen und ausgeprägten Augenringe auf, sie wirkt müde und erschöpft auf mich. Ich höre, wie die drei auf Hochdeutsch miteinander sprechen. Deshalb und auch, weil ich das Gefühl habe, dass sie etwas separat sitzen, vermute ich, dass sie Gäste aus der Umgebung oder Tourist\_innen sind, die sich – so wie wir – einen netten Abend hier machen möchten. Erst als sich die Mitarbeiterin des HdS, die bei uns am Tisch sitzt, bei den Dreien erkundigt, wie sie sich hier im Haus eingelebt haben, realisiere ich, dass auch sie im HdS wohnen. Auf die Frage lächelt die Frau verhalten und antwortet, dass es ihnen sehr leicht gemacht werde sich hier gut einzuleben.

### Irritation

Ich bin irritiert. Warum wohnen die Frau und ihre Kinder im HdS?

Ich war davon ausgegangen, dass im HdS Migrant\_innen wohnen würden und war erstaunt darüber, diese Frau und ihre Kinder dort als Bewohner\_innen anzutreffen, denn sie wirkten auf mich keineswegs wie ‚Migrant\_innen‘.

Es waren ihre weiße Hautfarbe und die hörbar hochdeutsche Aussprache – Merkmale, die ich unbewusst als Unterscheidungsmerkmale wahrnahm – anhand derer ich sie als Nicht-Migrant\_innen identifizierte:



„Die weiße Hautfarbe markiert im Sinne des ‚Doing Whiteness‘ Konzeptes soziale Positionen, Macht und Privilegien, die in Opposition stehen zu anderen Gruppen mit anderer Hautfarbe. Personen(gruppen) werden bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, wobei die ‚weiße Gruppe‘ die hegemoniale ist. Das konstruierte Wissen über Andere wird soweit naturalisiert, dass die Differenzierungspraxis und die Unterordnung der ‚nicht-weißen Gruppe‘ als natürlich gelten.“<sup>3</sup>

Ich ordnete diese Frau und ihre Kinder der „weißen Gruppe“ zu und ging davon aus, dass sie der hegemonialen, privilegierten Gruppe angehören. Erst im Anschluss an diesen Abend fiel mir auf, welche Kategorisierungen ich vorgenommen hatte. Ich erschrak über meine Denkweise und war schockiert über die Zuschreibungen, Vorstellungen und Erwartungen, die sich daran anschlossen. Was veranlasste mich, so zu denken? Welche kulturell geprägten Denkmuster trug ich unbewusst in mir, um auf solche Weise diese und andere Menschen zu kategorisieren?

Koloniale Muster ethnisch-rassistischer Differenzierung und Zuschreibung reichen bis in unsere Zeit. Noch immer werden nach ähnlichen Mustern Migrant\_innen zu ‚Anderen‘ gemacht.<sup>4</sup> Auch die Sprache kann in diesem Zusammenhang als Marker gelten, der hierarchische Differenzierungen hervorbringt. Weil ich die Frau und ihre Kinder Hochdeutsch sprechen hörte, schrieb ich ihnen zu, dass sie aufgrund dieses Merkmales einerseits einer „sozial höhergestellten Schicht“ angehörten und andererseits deshalb keine Migrant\_innen seien.

Durch diese Irritation wurde mir die Macht unbewusster, kulturell geprägter Kategorisierungen bewusst und so gelang es gemeinsam in unserer Feldforschungsgruppe, darüber zu reflektieren. Denn nicht nur mir erging es so, auch andere Feldforschungspartner\_innen berichteten von ähnlichen Denkmustern, die in einem ersten Schritt als ‚krisenhafte Momente‘ wahrgenommen wurden. Die Reflexion und das Hinterfragen dieser eröffnete uns dann aber Wege, sie als fruchtbare Momente des Erkenntnisgewinns zu nutzen: Wir konnten erkennen, dass diese Alltagsvorstellungen in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang eingebettet sind.

Im Alltagsverständnis sind Migrant\_innen Personen, „die nicht die Staatsangehörigkeit eines Landes besitzen und gleichzeitig als fremd wahrgenommen werden. Für die deutsche Öffentlichkeit sind dies dann Menschen aus Kasach-

3 Maureen Maisha Eggers: Rassifizierte Machtdifferenz als Deutungsperspektive in der Kritischen Weißseinsforschung in Deutschland. In: Dies. u.a. (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte. 1. Auflage. Münster 2005, 56-72, 56f.

4 Vgl. Gabriele Dietze: Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion. In: Tißberger, Martina u.a. (Hg.): Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Frankfurt a. M. u.a. 2006, 219-247, 221f.

stan, der Türkei oder Ghana, während Schweizer, Österreicher oder Franzosen nicht unter diese Kategorie fallen“<sup>5</sup>. Dabei ist der Fremde nicht an sich fremd, sondern wird erst durch die Gesellschaft selbst zum Fremden gemacht.<sup>6</sup> So sind es gesellschaftliche Ethnisierungsprozesse, durch die „bestimmte ‚Anderer‘, [...] zu solchen gemacht und als solche wahrgenommen [werden]. [Es entstehen Bilder], wer die ‚Ausländer\_innen‘ bzw. die ‚Migrant\_innen‘ sind“.<sup>7</sup> Faktisch – jenseits von Alltagsverständnis und stereotypen Bildern – sind auch Maria und ihre Kinder Migrant\_innen – aus Deutschland – in Italien. Dabei zählen sie zu jenen ca. 30 % aller in Südtirol ansässigen Ausländer\_innen, die aus einem der 28 Mitgliedsstaaten der Europäischen Union kommen und zu den ca. 40 % der rund 15.000 in Südtirol ansässigen EU-Bürger\_innen, die aus dem deutschsprachigen Raum stammen.<sup>8</sup>

Während Menschen, die aus Nicht-EU-Ländern nach Europa migrieren, Staatsgrenzen und kulturelle Grenzen überwinden, die sich oft als Hindernisse und Schwierigkeiten erweisen, verbindet sich – wie im Falle von Maria und ihren Kindern aus Deutschland – mit EU-Bürger\_innen die Vorstellung, dass sie sich zwischen den verschiedenen EU-Ländern frei bewegen können, ohne damit zu ‚Migrant\_innen‘ zu werden<sup>9</sup> – obwohl *per definitionem* grundsätzlich jede „Abwanderung in ein anderes Land, in eine andere Gegend, an einen anderen Ort“<sup>10</sup> als Migration gilt. Rechtlich ist es aber tatsächlich so, dass EU-Binnenmigrant\_innen Vorteile gegenüber Migrant\_innen aus Nicht-EU-Ländern haben, weil sie „in einigen Bereichen den italienischen Staatsbürgern gleichgestellt [sind], z.B. was die Freizügigkeit und Niederlassungsfreiheit betrifft“<sup>11</sup>.

Dass aber auch eine EU-Binnenmigration aus Deutschland, einem privilegierten EU-Land, mit ‚typischen‘ Problemen wie Arbeitslosigkeit, Ausgrenzung und Armutsgefährdung verbunden sein kann, möchte ich im Folgenden aufzeigen. Denn wie sich im weiteren Verlauf meiner Forschung herausstellte, verweist die

5 Nina Baur u.a. (Hg.): Handbuch Soziologie. 1. Auflage. Wiesbaden 2008, 299.

6 Vgl. Diana Reiners: Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft. Konstanz 2010, 56.

7 Tatjana Kasatschenko: „Er, Sie, Wir“ und „die Anderen“. Die soziale Konstruktion von Ethnie und Geschlecht als Macht- und Strukturkategorien. Hamburg 2015, 48.

8 Landesinstitut für Statistik Südtirol (ASTAT): Ausländische Wohnbevölkerung 2014. In: astat-info Nr. 29. 05/2015. Bozen 2015, 1-12. Online unter: [http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news\\_action=300&news\\_image\\_id=757308](http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=300&news_image_id=757308) (Stand: 11.4.2017).

9 Mit EU-Binnenmigration ist grundsätzlich die Annahme von Freiwilligkeit, begrenzter Dauer und der Möglichkeit von einer etwaigen Rückkehr verbunden, was gerade bei Migrationen aus Krisengebieten oft nicht möglich ist.

10 „Migration“ auf Duden online. Online unter: <http://www.duden.de/node/736146/revision/1622831/view>. (Stand: 11.4.2017).

11 Landesinstitut für Statistik Südtirol (wie Anm. 8), 9.

Migrationsgeschichte von Maria darauf, dass auch diese vermeintlich privilegierte Form von Migration mit jener Prekarisierung verbunden ist, von der viele Migrant\_innen betroffen sind.

### Aufbruch nach Italien und Ankunft in Südtirol

Bei unserer zweiten Begegnung treffe ich Maria vor dem HdS an. Sie sitzt auf einer der beiden Bänke, die im Eingangsbereich stehen, und unterhält sich mit anderen Bewohner\_innen. Sie hat die Beine übereinandergeschlagen und sitzt so weit nach vorne gerutscht, dass es wirkt, als würde sie auf der Bank liegen. Ein Arm liegt um ihren Bauch, den anderen hat sie darauf abgestützt. In dessen Hand hält sie eine Zigarette. Sie trägt hellblaue Jeans und ein weites T-Shirt. Sie wirkt müde und körperlich schwach. Wir erkennen uns wieder, begrüßen uns und stellen einander namentlich vor. Ich setze mich dazu und wir kommen sehr schnell in ein Gespräch. Auf mein Nachfragen erzählt Maria, wie sie nach Südtirol kam und wie ihr Leben vorher aussah.

Sie wurde in Norddeutschland geboren und lebte dort bis vor einigen Jahren. Nach der Schule machte sie eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau. Die abgeschlossene Berufsausbildung kann als eine Ressource gesehen werden, die Maria in ihrem Leben in Deutschland verschiedene Möglichkeiten am Arbeitsmarkt eröffnete und finanzielle Unabhängigkeit und Autonomie ermöglicht haben könnte. Ob und wie lange sie diesen Beruf ausgeübt hat, ist mir nicht bekannt. Mit ihrem damaligen Ehemann und ihren gemeinsamen fünf Kindern lebte sie in einem eigenen Haus. Die Ehe beschreibt sie als schwierig, da ihr Mann sie tyrannisierte, verfolgte, kontrollierte und körperlich misshandelte. Zudem verbot er ihr zu arbeiten, obwohl sie das gerne wollte. Dieser Machtmissbrauch von seiner Seite machte Maria stark abhängig von ihrem Mann. Als er sich von ihr trennte und sie mit den Kindern alleine ließ, hatte das für sie verheerende Auswirkungen: Ohne eigenes Einkommen rutschte sie in eine prekäre Lebenslage. Sie bezog *Hartz IV* und machte kleinere Arbeiten nebenher. Wie und wo sie zu dieser Zeit lebte und sich und ihre Kinder versorgte, bleibt in den Gesprächen mit ihr unklar, sie spricht jedoch immer wieder die große Sorge um die eigene Existenz und die der Kinder an. Mit dem Bezug von *Hartz IV*<sup>12</sup> ist zwar eine Grundsicherung her-

12 Hartz IV ist in Deutschland die „Grundsicherungsleistung für Arbeitssuchende“. Anspruch haben jene erwerbsfähigen Personen, bei denen eine „finanzielle Notlage sowie die Gefährdung des Existenzminimums“ vorliegen. Bezieher\_innen von Hartz IV erhalten seit 2016 monatlich einen „Eck-Regelsatz von 404€“, der „den laufenden und einmaligen Bedarf für Ernährung, Kleidung, Körperpflege, Hausrat, Strom (ohne Heizung) und [...] die Bedürfnisse des täglichen Lebens sowie in vertretbarem Umfang auch [...] Beziehungen zur Umwelt und die Teilnahme am kul-

gestellt, doch welche symbolischen Auswirkungen hat dies auf die Unterstützung beziehende Person?

„Hartz IV und damit das Unterstütztwerden ist ein Stigma, das mit Scham verbunden ist und von Betroffenen meist nicht offen angesprochen wird. Sie empfinden den Bezug von Hartz IV oft als Entwertung ihrer bisherigen Lebensverhältnisse, verbunden mit Diskriminierung und Autonomieverlust. Viele fühlen sich fremdbestimmt und abhängig von den gesetzlichen Bestimmungen, wodurch es schwierig erscheint, das eigene Leben in die Hand zu nehmen. Für Arbeitslosigkeit gibt es im Gegensatz zur Erwerbstätigkeit keine soziale Anerkennung, sondern meist die negative Zuschreibung, dass die arbeitslosen Personen aufgrund eigener Faulheit selbst an der Erwerbslosigkeit Schuld seien. Sie gelten als arbeitsunwillige, bildungsferne und verwehrte Menschen. Viele Betroffene empfinden diese gesellschaftlichen Stereotype als beschämend und belastend. Sie versuchen den Verdacht des Schmarotzers aus dem Weg zu räumen, indem sie sich so ‚normal‘ wie möglich geben. Ob und wie stark das Stigma von Einzelnen empfunden wird, ist individuell.“<sup>13</sup>

War Maria zuvor von ihrem Ehemann abhängig, war sie es nun vom Staat.

Maria fand dann aber wieder Arbeit als Angestellte in einer Gärtnerei. Mit einem eigenen Einkommen war sie nun unabhängiger und autonomer und konnte für sich selbst und ihre Kinder sorgen. Dennoch fand auf symbolischer Ebene eine Dequalifizierung statt, weil sie nicht – ihrer Ausbildung entsprechend – als Einzelhandelskauffrau Arbeit fand, sondern eine Arbeit annahm, die unter ihrer ursprünglichen Qualifizierung lag. Unklar bleibt, ob Maria die Arbeit als Einzelhandelskauffrau überhaupt ausführen oder sich eventuell auch umorientieren wollte, da ihr die Arbeit in einer Gärtnerei mehr Freude bereitet.

Mit der neuen Arbeit trat wieder ein Mann in Marias Leben: In der Gärtnerei lernte sie einen neuen Partner kennen. Wegen dieser Partnerschaft kam es allerdings zu Schwierigkeiten mit dem Chef des Betriebes und Maria wurde gekündigt. Wieder ohne Arbeit, beschlossen sie und ihr neuer Partner nach Süditalien auszuwandern, um dort Autoersatzteile zu verkaufen. Wie der Plan zustande kam, dass die beiden gerade nach Süditalien auswandern wollten oder ob etwa ihr Part-

---

turrellen Leben“ decken soll. Alleinerziehende, wie in Marias Fall, haben einen „Anspruch auf Mehrbedarf“ und bekommen zum Grund-Regelsatz zusätzliche Leistungen. Die Höhe davon ist abhängig von „Alter und Anzahl der Kinder“ und beträgt „mindestens zwölf und höchstens 60 Prozent der maßgeblichen Regelleistung“. Siehe dazu HartzIV.org: Hartz IV Hilfe und Tipps. Arbeitslosengeld II Ratgeber mit Hilfe-Forum und News. 2017. Online unter: <http://www.hartziv.org>. (Stand: 16.4.2017).

13 Klaus Dörre u.a.: Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Frankfurt am Main 2013, 235-240.

ner einen Bezug zu Süditalien hatte, erwähnte Maria nicht. Mit Marias beiden minderjährigen Kindern (die älteren waren bereits volljährig, eigenständig und berufstätig) brachen sie in Richtung Süden auf.

Dass die Auswanderung nach Süditalien bereits in Südtirol endete, ahnte Maria vermutlich nicht. Ihr Partner gab fast ihr ganzes Geld aus und machte sich auf und davon. Nach diesem Betrug und Vertrauensbruch blieb Maria alleine mit ihren Kindern in Südtirol zurück und hatte zudem Schulden in der Höhe von mehreren 10.000 Euro. Wieder kam es zu einem Bruch in Marias Leben, der gravierende Auswirkungen mit sich zog. Und erneut hatte sie sich in Abhängigkeit eines Mannes begeben, der sich von ihr trennte und sie mit den Kindern ohne finanzielle Existenzgrundlage im Stich ließ.

### **Erschwerte Lebens- und Arbeitssituation in Südtirol**

Nach unserem ersten Gespräch war ich von Marias Geschichte gefesselt und wollte noch mehr über sie erfahren.

Einige Tage später bin ich gegen 9 Uhr vormittags wieder auf dem Weg ins HdS. Bei meinem Ankommen ist es sehr still und niemand ist zu sehen. Am Vormittag sind viele Bewohner\_innen des HdS außer Haus, da sie entweder ihrer Arbeit nachgehen, auf der Suche nach Arbeit das Arbeitsamt aufsuchen oder andere Amtswege erledigen. Bereits zu Beginn meines Feldforschungsaufenthaltes bekam ich von einer Mitarbeiterin den Rat, dass die meisten Personen eher nachmittags anzutreffen seien. Ich versuche trotzdem am Vormittag mein Glück und hoffe, Maria wieder zu sehen, um ihr noch ein paar Fragen stellen zu können.

Schon als ich ins HdS eintrete, erblicke ich sie. Sie kniet am Boden und schrubbt mit einem feuchten Tuch eine Glastür. Als ich auf sie zugehe und sie begrüße, sieht sie von ihrer Arbeit auf, lächelt und grüßt zurück. Sie erzählt mir, dass das Putzen diese Woche ihre Aufgabe sei und hier im HdS noch nie jemand zuvor so gründlich geputzt habe wie sie. Ich sage ihr, dass ich gehofft hatte, sie hier anzutreffen und ich mich darüber sehr freue. Maria hört in diesem Moment mit dem Reinigen auf und sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Sie wirkt überrascht. Ich bestätige nickend und sage, dass ich gerne noch einmal mit ihr sprechen möchte, da ich ihre Geschichte so interessant fände. Auf meine Frage, ob sie auf ein gemeinsames Gespräch Lust habe, antwortet sie zunächst mit einem lauten Seufzen und meint, dass sie noch sehr viel zu reinigen habe. Es zeigt sich, dass sie große Arbeitsbereitschaft und Arbeitswillen hat. Auch in unseren Gesprächen kommt immer wieder klar zum Ausdruck, dass Maria arbeiten und tätig sein möchte. „Sie bezeichnet sich als eine Person, die es nicht gut aushält, ei-

nen ganzen Tag lang nichts zu tun“<sup>14</sup>. Sie ist zuerst hin- und hergerissen zwischen ihrem Pflichtbewusstsein und meinem Wunsch, sagt dann aber schließlich dem Gespräch zu und wir spazieren zum nächsten Kaffeehaus, um uns ohne Störung unterhalten zu können. Maria beginnt bereits auf dem Weg vom HdS in Richtung Kaffeehaus von ihrer momentan sehr schwierigen Arbeits- und Lebenssituation in Südtirol zu erzählen. Dort angekommen, sind wir bereits in ein intensives Gespräch vertieft, sodass ich mich dafür entscheide, das Aufnahmegerät nicht mehr einzuschalten. Ich befürchte, Maria dadurch aus ihrer Erzählung zu reißen und sie in ihrem Redefluss zu stören.

## Arbeit und Sprache

Zum Zeitpunkt unserer Begegnungen ist Maria arbeitslos. Nachdem sie in Südtirol von ihrem Partner im Stich gelassen wurde, geriet sie wieder in eine prekäre Lebenslage: Ihre Hoffnungen auf ein anderes Leben in Südtalien waren enttäuscht worden, sie war nun wieder als Alleinerzieherin mit ihren Kindern auf sich gestellt, hatte Schulden und war ohne Anstellung, und das an einem Ort, der eigentlich nicht das Ziel ihres Fortgehens aus Deutschland gewesen und ihr fremd war. Doch Maria blieb in Südtirol und suchte, angesichts der existenziellen Sorge um sich und die Kinder, dringend Arbeit. Zunächst schien der Zugang zum Arbeitsmarkt in Südtirol für sie leicht zu sein: Als EU-Bürgerin benötigt sie in der Südtiroler Privatwirtschaft keine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung, sondern lediglich eine italienische Steuerkarte, die kostenlos bei der Steuerbehörde beantragt und von dieser ausgestellt wird.<sup>15</sup> Die Arbeitssuche stellte sich jedoch als schwierig heraus: Sie fand nicht gleich Anstellung und vor allem keine, die ihrer Qualifikation als Einzelhandelskauffrau entsprach. Sie begann stattdessen in einer Fabrik für Aluminiumverpackung zu arbeiten. Mit der neuen Arbeitsstelle kam es zu einer erneuten Dequalifizierung, die auch ein geringes Einkommen nach sich zog.

Es waren insbesondere die Sprachanforderungen, die ihre Arbeitssuche erschwerten, da sie im dreisprachigen Kontext weder Ladinisch noch Italienisch spricht. Sie erzählte, dass sie sich schon für zahlreiche Arbeitsstellen beworben habe, dort aber sowohl die deutsche wie die italienische Sprache verlangt würde. So fand sie weder als Einzelhandelskauffrau noch in anderen Arbeitssektoren (wie zum Beispiel als Reinigungskraft oder als Gärtnerin) Arbeit. Die sprachliche

---

14 Feldnotiz von Bernadette Mayr (13.4.2015).

15 Siehe dazu: IDM Südtirol Alto Adige: 1. Welche Papiere brauche ich, um in Südtirol arbeiten zu können? Bozen 2017. Online unter: <http://development.idm-suedtirol.com/leben-arbeiten/faq#question1>. (Stand: 12.4.2017).

Situation in Südtirol mit den „drei anerkannten Sprachgruppen Deutsch, Italienisch und Ladinisch“<sup>16</sup> spiegelt sich am Arbeitsmarkt durch erhöhte Anforderung wieder: Hauptsächlich scheinen die „deutsche und italienische Sprachkompetenz [...] bei Stellenausschreibungen und Bewerbungen eine bedeutende Rolle [zu spielen]. Nicht selten werden Bewerber\_innen von Unternehmen aufgrund der fehlenden Sprachkompetenz abgelehnt.“<sup>17</sup> Meine Gesprächspartnerin Maria berichtete davon, dass sie sich für viele Stellen beworben hat, aber aufgrund fehlender Sprachkompetenzen nicht genommen wurde, obwohl sie Berufserfahrung in verschiedenen Bereichen vorweisen konnte. Neben Maria berichteten mir noch weitere Gesprächspartner\_innen von ähnlichen Situationen – in den meisten Fällen nur umgekehrt: sie konnten zwar Italienisch, dafür aber kein Deutsch und fanden deshalb keine Anstellung.

Paolo Attanasio betont, dass die Zweisprachigkeit in Südtirol eine besondere Herausforderung für Migrant\_innen ist, was damit verbunden ist, dass sie größere Anstrengungen im Spracherwerb erbringen müssen. Nun zeigt sich aber, dass mehr Migrant\_innen die italienische als die deutsche Sprache sprechen, was u.a. mit dem Herkunftsland zusammenhängt.<sup>18</sup> Auch uns erzählten Feldpartner\_innen, dass aufgrund ihrer Herkunft und Muttersprache die italienische Sprache für sie leichter zu erlernen sei als die Deutsche. Attanasio hält dazu fest, dass nur sehr wenige Migrant\_innen sich in beiden Sprachen verständigen können. Da am Südtiroler Arbeitsmarkt allerdings mehr Deutsch gesprochen wird als Italienisch, hat dies für Migrant\_innen zur Folge, dass für sie der Zugang zum Arbeitsmarkt erschwert ist.<sup>19</sup> Maria hingegen berichtete, dass die deutsche Sprache alleine für eine Anstellung in Südtirol meist nicht ausreicht. In den meisten Fällen werde Zweisprachigkeit vorausgesetzt.

Obwohl Maria schon damals, als sie mit ihrem Partner nach Süditalien auswandern wollte, gerne Italienisch gelernt hätte, fehlte ihr für das Lernen einer

16 Silvia Dal Negro: Sprache und Nation in Italien. In: Thoma, Nadja u. Knappik, Magdalena (Hg.): Sprache und Bildung in Migrationsgesellschaften. Machtkritische Perspektiven auf ein prekariertes Verhältnis. Bielefeld 2015, 27-44, 38.

17 Helmuth Pörnbacher: Sprachkompetenzen als Wettbewerbsfaktor für Südtirols Betriebe. In: Autonome Provinz Bozen-Südtirol, Abteilung Arbeit: Sprachkompetenzen am Südtiroler Arbeitsmarkt. Auswirkungen von Sprachkompetenzen auf die Arbeitsmarktchancen der Arbeitnehmer\_innen in Südtirol sowie auf die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen. Bozen 2009, 35-42. Online unter: [http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2009\\_Sprachkompetenzen\\_am\\_Suedtiroler\\_Arbeitsmarkt.pdf](http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2009_Sprachkompetenzen_am_Suedtiroler_Arbeitsmarkt.pdf). (Stand: 16.4.2017).

18 Vgl. Paolo Attanasio: Ungenutztes Humankapital. Qualifikationen von Zuwanderern in Südtirol als Schlüssel für deren Integration am heimischen Arbeitsmarkt. Gesamtbericht zum Forschungsprojekt. Bozen 2013, 14f. Online unter: <http://www.apollis.it/download/19dexty3izYE.pdf>. (Stand: 16.4.2017).

19 Vgl. ebd.

neuen Sprache aufgrund ihrer unerwartet schwierigen Lebenssituation die nötige Kraft. Zudem findet sie sich mit der deutschen Sprache im Südtiroler Alltag gut zurecht.

### **Arbeitsvertrag, körperliche Einschränkung und Arbeitslosigkeit**

In der Firma für Aluminiumverarbeitung war Maria mit einem Zeitvertrag<sup>20</sup> für vier Monate angestellt. Die Arbeit hatte schwerwiegende Auswirkungen auf ihre Gesundheit. In Folge von immer wiederkehrenden Hebe- und Drehbewegungen, die sie bei der Arbeit auszuführen hatte, erkrankte sie an einem starken Rückenleiden und musste wegen dieser Beschwerden in den Krankenstand gehen. Ihr befristeter Arbeitsvertrag endete aber noch während des Krankenstandes, ebenso die Lohnfortzahlung und es gab keine Möglichkeit das Arbeitsverhältnis wieder aufzunehmen. Maria ist seitdem körperlich stark eingeschränkt und kann verschiedene Arbeiten nicht mehr ausführen. Sie hat bisher keine neue Arbeitsstelle gefunden, obwohl sie nach dem Verlust der Arbeitsstelle beim Arbeitsamt als arbeitssuchend gemeldet war. Aufgrund ihrer geleisteten Arbeitsmonate hatte sie Anspruch auf eine einjährige Arbeitslosenunterstützung.<sup>21</sup> Für diesen Zeitraum war sie über das Arbeitsamt sozialversichert. Wie viel Geld Maria während des Arbeitslosenbezuges monatlich zur Verfügung stand, ist mir nicht bekannt. Da sie aber keinen Anspruch auf das staatliche und regionale Familiengeld<sup>22</sup> hatte, ist anzunehmen, dass die monatlich ausbezahlte Summe für Maria und ihre Kinder gering war.

20 Mit einem Zeitvertrag wird ein befristetes Arbeitsverhältnis begründet, dessen Dauer von vornherein festgelegt ist und das automatisch nach Ablauf der vereinbarten Frist endet.

21 Das Arbeitslosengeld in Südtirol heißt „NASPi - Nuova assicurazione sociale per l'impiego“. Vgl. Autonome Provinz Bozen-Südtirol, Abteilung Arbeit: Die ordentliche Arbeitslosenunterstützung Naspi (Stand: Juni 2016). Bozen 2016. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/naspi\\_de.pdf](http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/naspi_de.pdf). (Stand: 16.4.2017).

22 Auf beide Unterstützungsmaßnahmen hat Maria keinen Anspruch: Die staatliche Familienbeihilfe wird zwar „allen EU-Bürgern und Nicht EU-Bürgern (die in Besitz der langfristigen Aufenthaltsgenehmigung sind), welche in einer Gemeinde Südtirols ansässig sind [ausbezahlt]“, allerdings müssen mindestens drei minderjährige Kinder dem Haushalt angehören, Maria lebt jedoch mit zwei minderjährigen Kindern zusammen. Die Unterstützungsmaßnahme des „Familiengeldes der Region“ kann Maria auch nicht in Anspruch nehmen, da zu diesem nur jene Personen berechtigt sind, welche „einen ununterbrochenen Wohnsitz von mindestens 5 Jahren in der Region Trentino-Südtirol haben“ oder als „nicht ansässige EU-Bürger/innen [...] ein Arbeitsverhältnis haben.“ Vgl. dazu Autonome Provinz Südtirol: Staatliches Familiengeld. Bozen 2017 u. Dies.: Familiengeld der Region. Bozen 2017. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv\\_svid=1004924](http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv_svid=1004924) und [http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv\\_svid=1005180](http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv_svid=1005180). (Stand: 16.4.2017).



Die Lage einer alleinerziehenden Frau, die im Ausland mit ihren beiden Kindern auf sich gestellt ist, Schulden hat, durch ein Rückenleiden körperlich beeinträchtigt und ohne Arbeit ist, von Arbeitslosenhilfe lebt und zudem durch die gesundheitlichen Probleme Schwierigkeiten hat, eine neue Anstellung zu finden, hat sich körperlich in ihre Haltung eingeschrieben. „Der Wegfall der Familie als Unterstützungssystem, diskriminierende und marginalisierende Erfahrungen in Institutionen und die Verwundbarkeit des eigenen Körpers können zusätzlich zu negativen Erfahrungen am Arbeitsmarkt das Gefühl der Überflüssigkeit verstärken.“<sup>23</sup> Dass Maria körperlich leidet, zeigt nicht nur ihr Rückenproblem, sondern auch ihr Äußeres: sie wirkt auf mich sehr dünn, kraftlos und müde und sieht körperlich wie emotional erschöpft aus.

Ein großer finanzieller und symbolischer Druck lastet auf Maria: Sie muss sich um die Versorgung der Kinder und ihre eigene kümmern, gleichzeitig fehlen ihr dazu aber die entsprechenden Mittel. Sie betonte in unseren Gesprächen immer wieder, wie sehr sie darunter leidet, ihren Kindern im Moment kein besseres Leben bieten zu können.

Arbeitslose Menschen sind, wenn sie den „Anforderungen einer asymmetrischen Arbeitswelt“ nicht mehr genügen, von einer Deklassierung ihrer bisherigen Lebensverhältnisse betroffen und können „sich nicht mehr auf ihr akkumuliertes Kapital, auf den bisher gewohnten Schutz und auf soziale Anerkennung verlassen“. Prekäre Arbeitsverhältnisse bedeuten, dass die „Beschäftigten aufgrund ihrer Tätigkeit deutlich unter ein Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken, das in der Gegenwartsgesellschaft als Standard definiert [...] wird.“<sup>24</sup> Die Arbeitslosigkeit lässt Betroffene sich nutzlos fühlen und zu „Überflüssigen“ in der Gesellschaft werden. Diese soziale Grenzziehung wird vorwiegend über den Zugang zum Arbeitsmarkt ausgelöst und führt dazu, dass Menschen von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Die Sorge und Angst, „das Erworbene nicht mehr halten zu können, den Kindern eine optimale Ausbildung nicht mehr

23 Heinz Bude: Die Überflüssigen als transversale Kategorie. In: Berger, Peter A. u. Vester, Michael (Hg.): *Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen.* (=Reihe „Sozialstrukturanalyse“, herausgegeben von Stefan Hradil. Band 11). Opladen 1998, 363-382, 375f.

24 Brinkmann u.a.: *Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsfornen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse.* Eine Expertise im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2006, 17, zit. n. Castel, Robert u. Dörre, Klaus: Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts.* Frankfurt/New York 2009, 11-20, 17. „Prekar ist Erwerbsarbeit auch, sofern sie subjektiv mit Sinnverlusten, Anerkennungsdefiziten und Planungsunsicherheit [...] verbunden ist [...]. Nach dieser Definition ist Prekarität nicht identisch mit vollständiger Ausgrenzung aus dem Erwerbssystem, absoluter Armut, totaler sozialer Isolation und erzwungener politischer Apathie. Vielmehr handelt es sich um eine relationale Kategorie, deren Aussagekraft wesentlich von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards abhängt“ (ebd. 2006, 17).

ermöglichen oder auch am Kult des Konsumismus nicht mehr partizipieren zu können, einer ungewissen Zukunft entgegen zu sehen und nicht zu wissen, ob man sich das Altwerden noch leisten kann“,<sup>25</sup> begleiten Menschen in prekären Lebenslagen. Der Arbeitsmarkt kann jedoch nicht alleine für dieses Gefühl des Überflüssig-Seins und die soziale Ausgrenzung verantwortlich gemacht werden, sondern stellt viel mehr den Ausgangspunkt dazu dar.<sup>26</sup> Ausschlaggebend dafür ist meist eine bestimmte Negativerfahrung im Arbeitskontext und weniger der Verlust von Arbeit an sich. So können beispielsweise unvorhergesehene Lebensereignisse wie Krankheiten oder Unfälle dazu führen, dass man aus einem bereits bestehenden prekären Arbeitsverhältnis noch weiter abstürzt und in Folge dessen den Arbeitsplatz verliert.<sup>27</sup> So erlebte auch Maria die Beendigung des prekären Beschäftigungsverhältnisses, das längerfristig keine Absicherung garantierte, als krisenhaft. Auch nachdem sie sich durch diese Arbeit schwere gesundheitliche Probleme zuzog und sie in einen längeren Krankenstand gehen musste. Der gesellschaftliche Abstieg führte sie dann nach Ablauf des Zeitvertrags in die Arbeitslosigkeit und in den Bezug von Arbeitslosenunterstützung, diese endete jedoch nach einem Jahr.

## Sozialversicherung

Der Wegfall der Arbeitslosenunterstützung hatte für Maria eine schwerwiegende Folge: sie verlor ihre Sozialversicherung. Zum Zeitpunkt unserer Gespräche ist sie nicht sozialversichert. Laut ihren eigenen Angaben müsste sie zuerst wieder eine Arbeit finden, um erneut einen Anspruch zu haben. Auch ihre beiden Kinder sind nicht sozialversichert. Maria fühlt sich deshalb schuldig und macht sich große Vorwürfe. In unseren Gesprächen erwähnte sie die ständige Angst um die Gesundheit ihrer Kinder: „Hoffentlich passiert ihnen nichts und hoffentlich werden sie nicht krank.“ Eine ärztliche Versorgung und Hilfeleistung wäre in diesem Fall nicht möglich. Über ihre eigene gesundheitliche Verfassung (Rückenleiden) und die Unmöglichkeit einer medizinischen Behandlung, spricht sie hingegen nicht. Im Gespräch mit mir steht die Sorge um ihre Kinder im Vordergrund. Eventuell könnte durch eine medizinische Behandlung Marias Leiden minimiert werden. Sie wäre dadurch vermehrt arbeitsfähig, könnte wahrscheinlich eine für sie passende Arbeit finden und wäre damit wieder sozialversichert.

---

25 Katschnig-Fasch (wie Anm. 1), 148f.

26 Ebd.

27 Bude (wie Anm. 23), 374f.

## Arbeit suchen und Arbeit finden

Maria gefällt es in Südtirol sehr gut und sie möchte gerne hier bleiben. Sie will arbeiten, vor allem für ihre Kinder. Sie ist auf Arbeitssuche und beim Arbeitsamt als arbeitssuchend gemeldet. Doch welche Möglichkeiten hat sie unter den gegebenen Voraussetzungen? Gibt es Arbeitssektoren, in denen sie trotz ihrer sprachlichen und körperlichen Situation und der Tatsache, dass sie Migrantin ist, Arbeit finden kann? Für Migrant\_innen, welche die erforderlichen Sprachkompetenzen nicht ausreichend beherrschen, stehen vor allem Arbeitsplätze offen, die sich auf manuelle Arbeit beschränken. Über körperliche Arbeit können diese Personen mögliche Sprachdefizite ausgleichen. Ein Arbeitssektor, in welchem vor allem die deutsche Sprache gefragt ist, wäre beispielsweise die Pflege. Vom HdS bekam Maria sogar eine Arbeitsstelle in der Pflege älterer Menschen angeboten, diese kann sie aufgrund ihrer Rückenprobleme aber nicht ausüben. Außerdem sagte sie mir, dass der Pflegesektor für sie kein anreizendes Arbeitsfeld sei und sie diese Arbeit nicht ausführen möchte.

## Leben im Haus der Solidarität

In unseren Gesprächen erfuhr ich, dass das Geld zum Leben bald nicht mehr reichte. Maria und ihre Kinder lebten eine Zeit lang noch in einer kleinen Wohnung, bis sie sich diese nicht mehr leisten konnten. Sie suchte und fand daraufhin Hilfe und Unterkunft im HdS, wo sie zum Zeitpunkt unserer Treffen seit einer Woche lebten.

Wieder kommt es an dieser Stelle zu einem Verlust von Autonomie für Maria. Nicht nur, dass sie zuvor ihre Arbeitsstelle verlor, ein Jahr lang von Arbeitslosenhilfe lebte und dann auch noch keine Sozialversicherung mehr hatte. Jetzt verlor sie zudem noch ihre Wohnung, ihr Zuhause und somit ein letztes Stück an Eigenständigkeit. Sie war nun angewiesen auf die Hilfe einer karitativen Einrichtung.

Maria berichtete, dass sie sehr froh war, hier im HdS Zuflucht gefunden zu haben. Sie und ihre Kinder wurden freundlich aufgenommen. Sie erwähnte aber auch Situationen, die darauf schließen lassen, dass der Alltag und das Zusammenleben im HdS nicht immer einfach sind. So erzählte sie beispielsweise davon, dass die Baderäume, in denen sich die Duschen und die Toiletten befinden, von Männern und Frauen gemeinsam genutzt werden. Um ihre Tochter beim Duschen zu schützen, sollte ein Mann zeitgleich die Toilette benutzen wollen, stellte sie sich vor die Türe und hielt Wache. Dennoch sprach sie vorwiegend positiv über ihr „neues Leben“ im HdS: „Die anderen Bewohner\_innen sind sehr nett und sie

kommt mit vielen gut aus. Vor allem auch mit den Männern.“<sup>28</sup> Es scheint, als sei es für Maria vor allem eine Erleichterung, nicht mehr ganz alleine zu sein. Sie lebt nun im Umfeld von Menschen, mit denen sie sich austauschen kann, mit denen sie positive Erfahrungen macht und die ihr in dieser prekären Lebenslage helfen. Sie ist nicht auf sich alleine gestellt.

Maria engagierte sich während meines Feldaufenthaltes tatkräftig im HdS. Sie half beispielsweise in der Küche beim Kochen oder Abspülen oder kam ihrer Aufgabe, dem Putzen, nach. Dass sie diese Arbeiten akribisch genau ausführte, obwohl sie unter starken Rückenschmerzen litt, zeugt von unerwarteter Tatkraft, um sich in die reziproke Struktur des HdS einzufügen. Das Leitmotiv des HdS fordert und fördert ein aktives Geben und Nehmen der Bewohner\_innen untereinander und in Beziehung zum HdS. So umfasst das Angebot des HdS eine Notanlaufstelle, die Möglichkeit einer zeitweiligen Unterbringung und darüber hinaus weitere Hilfestellungen durch die Mitarbeiter\_innen für die Rückkehr in ein *normales* Leben. Die Hilfesuchenden nehmen dieses Angebot an, sind aber auch verpflichtet, etwas zurückzugeben: Wer im HdS wohnt, muss für das Zimmer und die Verpflegung einen kleinen Beitrag zahlen. Wer über kein Einkommen verfügt, hilft und arbeitet als Gegenleistung im Haus mit (z.B. mit Putzen oder Gartenpflege). Diese Reziprozität zwischen Gebenden und Nehmenden im HdS lässt sich im Sinne von Marcel Mauss' Gabentheorie als beziehungsstiftendes Moment begreifen: „Im Sinne von Mauss' Gabentheorie liegt in jeder Gabe ein Zwang die Gabe zu erwidern, woraufhin der/die Beschenkte in der Schuld steht, dem/der Schenker\_in etwas zurückzugeben. Diese Tauschbeziehung regelt wie ein Band das soziale Miteinander.“<sup>29</sup> Auch Maria nahm das Hilfsangebot des HdS in verschiedener Form an: Wohnmöglichkeit, alltägliche Versorgung, Hilfe bei der Arbeitssuche und bei Amtsgängen.

Ohne die Möglichkeit einer adäquaten Gegengabe trat sie dabei in eine asymmetrische, vom HdS durch Regeln bestimmte Tauschbeziehung ein. So ist genau geregelt, wer was und in welcher Form zurückgeben muss. Maria, die über keine ausreichenden finanziellen Mittel verfügte, machte dies in Form von Hilfsleistungen im Haus.

Darüber hinaus verwies dieses Tätig- und Aktivsein-Wollen auf eine weitere Motivation. So deutete ich Marias Engagement im HdS auch als Kompensation ihrer prekären Lebenslage. Indem sie sich nützlich macht, versucht Maria die Arbeitslosigkeit, das dadurch entstandene Gefühl von „Überflüssigkeit“ und

---

28 Feldnotiz von Bernadette Mayr (15.4.2015).

29 Silke Meyer: Geld als Gabe. Wert und Wertigkeit von Geldgeschenken. In: Hartmann, Andreas u.a. (Hg.): Die Macht der Dinge. Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln. Festschrift für Ruth-E. Mohrmann. Münster 2011, 87-98, 87f.

die Scham über ihre Lebensumstände, gegenüber sich selbst, ihren Kindern und den Menschen in der Umgebung auszugleichen. Während Scham einerseits eine „reflexive Emotion“ ist und als „Diskrepanz zwischen realem und idealem Selbst wahrgenommen“ wird, ist sie immer auch auf „soziale Situationen bezogen, ist sozial bedingt. Man fühlt sich von anderen [...] entlarvt, getadelt, missachtet. [...] Man schämt sich, wenn etwas offensichtlich wird, das man lieber bedeckt halten wollte“.<sup>30</sup> Es ist anzunehmen, dass auch Maria sich für die Arbeitslosigkeit und die daraus resultierende Lebenssituation schämt. Wenn noch dazu, wie oben beschrieben, Arbeitslosigkeit mit dem Stigma der eigenen Faulheit und Selbstschuld begründet wird, ist nachzuvollziehen, warum sie sich im HdS so tatkräftig engagiert: um nicht das Bild der faulen Arbeitslosen bei anderen zu bestätigen. Sie will zeigen, dass sie arbeitswillig und engagiert ist. Bei jedem unserer Treffen nahm ich dieses Bild von ihr wahr.

Obwohl ihre Lebensumstände von einer Abwärtsspirale einer sukzessiven Prekarisierung aus relativ gesicherten Verhältnissen in eine existentielle, ökonomische und symbolische Notlage gekennzeichnet sind, betont Maria in unseren Gesprächen immer wieder, dass sie weiter machen muss und sie das schon oft in ihrem Leben gemacht hat. Für mich ergibt sich der Eindruck, dass sie zuversichtlich ist und (trotz der Umstände) positiv in Richtung Zukunft blickt, auch wenn sie die Bewältigung der Lebensumstände viel Kraft kostet. „Doch das Leben geht weiter“<sup>31</sup>, sagt Maria bei einem unserer Gespräche und lächelt dabei.

## Prekarisierung

Die Spirale der Prekarisierung in Marias Leben begann nicht erst mit der Migration nach Südtirol, sondern bereits in ihrem Herkunftsland: die Abhängigkeit vom ersten Ehemann, die Trennung und Arbeitslosigkeit als Alleinerziehende, der Bezug von *Hartz IV*. Eine Arbeitsstelle, allerdings nicht gemäß ihrer Ausbildung und erneute Arbeitslosigkeit. Der hoffnungsvolle Plan, auszuwandern und ein neues Leben zu beginnen und die enttäuschende Erfahrung, hochverschuldet von ihrem Partner verlassen zu werden. Neuerlich eine Anstellung, wiederum in einer ihrer Ausbildung nicht entsprechenden Sparte und die Schädigung ihrer Gesundheit. Abermals Arbeitsplatzverlust und eine Phase der Arbeitslosigkeit mit der zeitlichen Befristung des Arbeitslosengeldes, die sie in eine finanzielle Notlage führte, die letztlich zum Verlust der Wohnung und der persönlichen Autonomie führte.

30 Dieter Ulich u. Philipp Mayring: *Psychologie der Emotionen*. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 2003, 180.

31 Feldnotiz von Bernadette Mayr (13.4.2015).

Aufgrund der körperlichen Erkrankung, die sie sich durch die Arbeit zugezogen hatte, verschlechterten sich ihre Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt weiter. Der Wegfall der Sozialversicherung bedeutete den Fall nach *unten* aus der Sicherung des sozialen Netzes. Nun fand sich Maria zusammen mit ihren Kindern im HdS wieder, wo institutionalisierte Unterstützung und Hilfestellungen versuchen, die Abwärtsspirale aufzuhalten, um es Maria zu ermöglichen, sich wieder *aufwärts* zu bewegen.

Marias Geschichte ist einerseits gekennzeichnet von Ressourcen, die ihr Autonomie und Unabhängigkeit ermöglichen und andererseits von negativen Erfahrungen, die für sie die Folgen von Abhängigkeit, Dequalifizierung, Autonomieverlust und schlussendlich Prekarität haben. Wie in einer Abwärtsspirale kann sie die fortlaufenden negativen Ereignisse in ihrem Leben nicht aufhalten, auch wenn es doch immer wieder zu Momenten kommt, in denen sie versucht, sich durch den Erwerb von Ressourcen hochzuziehen.

## Abschied

Am Ende unseres letzten Treffens begleite ich Maria zurück zum HdS. Nach zwei Stunden Gespräch bin ich müde und gleichzeitig überwältigt davon, mit welcher großer Offenheit mir meine Gesprächspartnerin ihre schwierige Geschichte erzählte. Sie habe ihre Geschichte so detailliert noch nie jemandem erzählt. Obwohl sie oft das Gefühl habe, jemanden zu brauchen, der oder die ihr zuhöre, sie in den Arm nehme und damit eine Stütze sei. Durch mein verstehendes Zuhören, das sich an Pierre Bourdieus *Verstehenskonzept* orientiert, konnte sie sich nicht nur verstanden fühlen, sondern auch ihre subjektiven Erfahrungen als in einen gesellschaftlichen Zusammenhang eingebettet erfahren.<sup>32</sup> So bedankt sie sich für mein Zuhören und meint, dass ich ihr dadurch viel schenke, denn mit ihrer Geschichte fühle sie sich sonst sehr alleine. Auch ich bedanke mich bei ihr, dass sie mich mit ihren Erzählungen ein Stück weit an ihrem Leben teilhaben hat lassen.

Ich bin von Marias Geschichte sehr berührt. Zum Abschied frage ich sie, ob ich sie umarmen kann. Sie nickt, wir nehmen uns in den Arm und verabschieden uns.

---

32 Vgl. Reiners (wie Anm. 6), 86f.

## Literatur

- Attanasio, Paolo: Ungenutztes Humankapital. Qualifikationen von Zuwanderern in Südtirol als Schlüssel für deren Integration am heimischen Arbeitsmarkt. Gesamtbericht zum Forschungsprojekt. Bozen 2013. Online unter: <http://www.apollis.it/download/19dexty3izYE.pdf>. (Stand: 16.04.2017).
- Autonome Provinz Südtirol: Staatliches Familiengeld. Bozen 2017. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv\\_svid=1004924](http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv_svid=1004924). (Stand: 16.4.2017).
- Autonome Provinz Südtirol: Familiengeld der Region. Bozen 2017. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv\\_svid=1005180](http://www.provinz.bz.it/de/dienstleistungen-a-z.asp?bnsv_svid=1005180). (Stand: 16.4.2017).
- Autonome Provinz Bozen-Südtirol, Abteilung Arbeit: Die ordentliche Arbeitslosenunterstützung Naspi (Stand: Juni 2016). Bozen 2016. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/naspi\\_de.pdf](http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/naspi_de.pdf). (Stand: 16.4.2017).
- Baur, Nina u.a. (Hg.): Handbuch Soziologie. 1. Auflage. Wiesbaden 2008.
- Bude, Heinz: Die Überflüssigen als transversale Kategorie. In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hg.): Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen. (=Reihe „Sozialstrukturanalyse“, herausgegeben von Stefan Hradil. Band 11). Opladen 1998, 363-382.
- Brinkmann u.a.: Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Eine Expertise im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2006, 17, zit. n. Castel, Robert/Dörre, Klaus: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York 2009, 11-20.
- Dal Negro, Silvia: Sprache und Nation in Italien. In: Thoma, Nadja/Knappik, Magdalena (Hg.): Sprache und Bildung in Migrationsgesellschaften Machtkritische Perspektiven auf ein prekariertes Verhältnis. Bielefeld 2015, 27-44.
- Dietze, Gabriele: Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion. In: Tißberger, Martina u.a. (Hg.): Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Frankfurt a. M. u.a. 2006, 219-247.
- Dörre, Klaus u.a.: Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Frankfurt am Main 2013, 235-240.
- Eggers, Maureen Maisha: Rassifizierte Machtdifferenz als Deutungsperspektive in der Kritischen Weißseinsforschung in Deutschland. In: Dies. u.a. (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte. 1. Auflage. Münster 2005, 56-72.

- HartzIV.org: Hartz IV Hilfe und Tipps. Arbeitslosengeld II Ratgeber mit Hilfe-Forum und News. 2017. Online unter: <http://www.hartziv.org>. (Stand: 16.04.2017).
- IDM Südtirol Alto Adige: 1. Welche Papiere brauche ich, um in Südtirol arbeiten zu können? Bozen 2017. Online unter: <http://development.idm-suedtirol.com/leben-arbeiten/faq#question1>. (Stand: 12.4.2017).
- Kasatschenko, Tatjana: „Er, Sie, Wir“ und „die Anderen“. Die soziale Konstruktion von Ethnie und Geschlecht als Macht- und Strukturkategorien. Hamburg 2015.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: In welcher Gesellschaft leben wir? Zu den paradoxen Entgrenzungs- und Begrenzungsmechanismen einer neuen Definitionsmacht. In: Hengartner, Thomas/Moser, Johannes: Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Berlin 2006, 137-154.
- Landesinstitut für Statistik Südtirol (ASTAT): Ausländische Wohnbevölkerung 2014. In: astatinfo Nr. 29. 05/2015. Bozen 2015. Online unter: [http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news\\_action=300&news\\_image\\_id=757308](http://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=300&news_image_id=757308). (Stand: 11.04.2017).
- Meyer, Silke: Geld als Gabe. Wert und Wertigkeit von Geldgeschenken. In: Hartmann, Andreas u.a. (Hg.): Die Macht der Dinge. Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln. Festschrift für Ruth-E. Mohrmann. Münster 2011, 87-98.
- „Migration“ auf Duden online. Online unter: <http://www.duden.de/node/736146/revisions/1622831/view>. (Stand: 11.4.2017).
- Pörnbacher, Helmuth: Sprachkompetenzen als Wettbewerbsfaktor für Südtirols Betriebe. In: Autonome Provinz Bozen-Südtirol, Abteilung Arbeit: Sprachkompetenzen am Südtiroler Arbeitsmarkt. Auswirkungen von Sprachkompetenzen auf die Arbeitsmarktchancen der Arbeitnehmer/innen in Südtirol sowie auf die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen. Bozen 2009, 35-42. Online unter: [http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2009\\_Sprachkompetenzen\\_am\\_Suedtiroler\\_Arbeitsmarkt.pdf](http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2009_Sprachkompetenzen_am_Suedtiroler_Arbeitsmarkt.pdf). (Stand: 16.4.2017).
- Reiners, Diana: Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft. Konstanz 2010.
- Ulich, Dieter u. Mayring, Philipp: Psychologie der Emotionen. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 2003.





# „So ist das Leben.“ Ein Küchengespräch<sup>1</sup>

**Ingrid Tschugg**

Giona ist eine Bewohnerin des Hauses der Solidarität in Brixen, die zu einem Interview mit Bernadette Mayr und mir bereit war. Giona – diesen Namen wählte unsere Gesprächspartnerin für die Publikation. Das Angebot, sich selbst einen Namen auszuwählen, nutzte Giona gerne – den Namen Giona sprach sie sehr liebevoll aus. Die Frage, welche Bedeutung der Name für sie hat, wagte ich nicht zu stellen; die Frage wäre mir wie ein großer Eingriff vorgekommen. Ich begegnete Giona zum ersten Mal im Haus der Solidarität bei der Morgenbesprechung, in der Bernadette Mayr und ich den anwesenden Bewohner\_innen vorgestellt wurden. Alexander Nitz beschrieb unser Vorhaben und bat die Bewohner\_innen, mit uns ein Gespräch zu führen. Im Anschluss an die Morgenbesprechung begannen wir mit den Interviews.

Giona war unsere zweite Gesprächspartnerin. Während des ersten Interviews kam Giona mehrmals in die Küche, um zu fragen, wann wir fertig seien, da sie nicht so viel Zeit hätte – sie müsse einkaufen gehen. Sie bereitete einen Espresso zu und bot uns auch einen an. Auf mich wirkte dies sehr fordernd. Es schien ihr nichts auszumachen, unser Gespräch zu stören.

Giona ist eine etwas kleinere Frau mittleren Alters. Ich würde sie vom Alter her auf Mitte 50 bis 60 Jahre schätzen. Von der Statur her ist sie fester. Vom Auftreten her erschien mir Giona bei unserem Gespräch sehr sicher und selbstbewusst, an manchen Stellen wurde sie richtig emotional. Giona lachte auch und ihr Blick war sehr offen, wach und munter – laut ihrer eigenen Beschreibung ist Giona eine „Ratscherin“, also ein Frau, die gerne mit anderen redet. Italienisch sprach sie sehr gut. An einer Stelle in unserem Gespräch merkten wir, dass Giona auch – zumindest einiges – auf Deutsch versteht. Zu Beginn unseres Gesprächs bat uns Giona an, das Gespräch auf Englisch zu führen. Wir entschieden uns jedoch für Italienisch mit Übersetzung. Der sichere Umgang mit Sprachen deutete für mich auf eine gute Ausbildung hin.

Das Gespräch fand in der Küche statt. Es gab im Haus der Solidarität zwei Küchen – eine große Küche, in der z.B. die interkulturellen Abendessen vorbereitet wurden, und eine zweite, in der z.B. Kaffee gekocht wurde oder kleinere Mahlzeiten vorbereitet wurden. In dieser kleineren Küche fanden unsere Gespräche statt. Wir saßen zu viert um den Küchentisch – meine Kollegin Bernadette

---

1 Dieser Text wurde redaktionell von Diana Reiners bearbeitet.

Mayr, Jasmin – eine Praktikantin von der Universität Brixen, die für uns übersetzte, Giona und ich. Während Bernadette und Jasmin auf der Eckbank Platz genommen hatte, saßen Giona und ich auf Sesseln. Giona hatte die Tür und den Herd im Rücken.

## Heiratsmigration: Hoffnung und Realität

Ursprünglich kam Giona von den Philippinen. Sie hatte dort eine Ausbildung bis zum Bachelor abgeschlossen und arbeitete als persönliche Assistentin eines Politikers. Da dieser Politiker internationale Beziehungen pflegte, war Giona viel auf Geschäftsreisen unterwegs. Ihre Sprachkenntnisse umfassten vier Sprachen, inzwischen erweitert um die italienische Sprache.

Giona hat die Philippinen verlassen, weil sie einen Italiener kennengelernt hatte. Sie heirateten und sie zog zu ihm ins Trentino. Die Philippinen waren in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – so die Beschreibung in der Studie von Andrea Lauser über philippinische Frauen, die deutsche Männer heirateten<sup>2</sup> – ein Emigrationsland. Die Heiratsmigration ist für Frauen eine der Migrationsstrategien, mit der viele, sich zunächst ausschließende Ziele erreicht werden können – „ein prestigeträchtiger, sozialer Aufstieg, die Unterstützung der philippinischen Familie *und* die Gründung einer Familie“<sup>3</sup> – Erwartungen, denen auch Giona gefolgt sein dürfte bzw. mit denen sie auf den Philippinen verabschiedet worden sein dürfte. Gionas Wünsche und Ziele in Verbindung mit ihrer Eheschließung kamen in unserem Gespräch leider nicht zur Sprache. Durch ihre Eheschließung erhielt Giona auch die italienische Staatsbürgerschaft.

Beinahe elf Jahre lang war Giona mit dem Italiener verheiratet, zehn dieser Jahre beschreibt sie als schlechte Jahre.<sup>4</sup> Sie erlebte körperliche Gewalt in der Ehe und finanziell war sie abhängig von ihrem Ehemann, der ihr kaum Geld zur Verfügung stellte. Die Arbeiten, denen Giona neben der Erziehung ihrer vier Kinder nachgehen konnte, entsprachen nicht ihrer Qualifikation und ihrer Tätigkeit auf den Philippinen. In unserem Gespräch beschrieb Giona, dass sie nicht einmal genügend Geld hatte, um sich Unterwäsche zu kaufen. So beschloss sie, als Verkäuferin in einem Unterwäschesgeschäft zu arbeiten. Giona beschrieb sich hier als Frau, die auch in schwierigen Situationen nach Auswegen suchte.

2 Lauser, Andrea: »Ein Guter Mann ist harte Arbeit«. Eine ethnographische Studie zu philippinischen Heiratsmigrantinnen, Bielefeld 2004.

3 Lauser, 2004, S. 133.

4 Die Trennung erfolgte erst so spät, da sich Giona auf Grund ihres katholischen Glaubens nicht von ihrem Mann trennen wollte.

Wie einschneidend diese Erfahrungen in der Ehe für Giona waren, zeigte sich daran, dass sie Männer, die Frauen im Ausland suchen, richtiggehend aburteilte. Nach ihrer Schilderung suchen die meisten Männer Ehefrauen im Ausland als ihre Sklavinnen. In dieser generalisierenden Einschätzung Gionas zeigen sich die traumatischen Erfahrungen, die sie in ihrer Ehe machte. Giona drehte jedoch in ihrer Schilderung auch das Dominanzverhältnis um – sie beschrieb diese Männer als bedürftig, weil sie im Ausland eine Ehefrau suchten. Außerdem hätten sie keine gute Vergangenheit: „Sie denken, die Frauen aus dem Ausland wollen einen Italiener, einen Fremden heiraten, aber das ist nicht wahr. Weil sie wollen, sagen: komm, heirate mich, nicht. Weil es sie sind, sie sind die Verzweifelten. Nicht wir sind es.“ Zunächst sprechen aus dieser Umkehrung des Dominanzverhältnisses ihre persönlichen Gewalterfahrungen in ihrer Ehe. Aus der Position derjenigen, die unterdrückt wird, machte sie nun ihren Ehemann zu dem Bedürftigen, der Probleme hat. Die Gewalttätigkeit ihres Mannes war zum Zeitpunkt der Eheschließung für Giona nicht vorhersehbar. Weiters ist mit dieser Umkehrung des Dominanzverhältnisses eine Umkehrung der Machtverhältnisse der ehemaligen Kolonialzeit verbunden. Nach Frantz Fanon würden „in den Denkmodellen der Kolonisatoren [...] die Kolonisierten zur Quintessenz des Bösen stilisiert, zum absoluten Übel erklärt und als Träger unheilvoller Kräfte betrachtet.“<sup>5</sup> Giona kehrte dieses Denkmodell um und stellte die westlichen Männer, die im Ausland Ehefrauen suchen, als das „Übel“ dar.

Die Ehe hatte für Giona auch positive Folgen. Mit Stolz beschrieb sie ihre vier „wundervollen Kinder“ – alle sind erwachsen und haben eine gute Ausbildung abgeschlossen. Ihren Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen, war für Giona wichtig. Die Kinder, deren Ausbildung und damit das Schaffen einer Basis für deren sozialen Aufstieg sind Gionas Erfolg. Trotz ihrer eigenen schweren Lebensbedingungen und ihrer prekären Lebenssituation konnte Giona ihren Beitrag dazu leisten.

Nach beinahe elf Jahren Ehe trennte sich Giona von ihrem Ehemann und zog in ein Nachbardorf. Das Dorf, in dem Giona mit ihrer Familie lebte, kehrte ihr den Rücken – sie erzählte, sie werde fast schon gehasst. Vehement stellte Giona klar, dass ihr Eheleben die Dorfgemeinschaft gar nicht zu interessieren habe. Giona hat wenig Unterhalt bekommen – 350 Euro. Nach der Trennung blieb sie im Nachbardorf. Meiner Einschätzung nach verließ sie die Region nicht, um ihre Kinder, die zum Zeitpunkt der Trennung noch sehr jung gewesen sein müssen,

5 Kerner, Ina: Postkoloniale Theorien zur Einführung, Hamburg 2012, S. 46. Vgl. dazu Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt am Main 1981, S. 34.

nicht aus ihrem Umfeld zu reißen, oder es war leichter, hier eine Arbeitsstelle zu finden, da sie in der Region schon Arbeitgeber kannte.<sup>6</sup>

Auch nach der Trennung setzte sich Giona für ihre Kinder ein – ihr Mann kaufte den Kindern wenig Kleidung. Sobald Giona Geld zur Verfügung hatte, unterstützte sie ihre Kinder, indem sie ihnen etwas kaufte. Wenn sie nur für ein Kind Geld hatte, entschied sie sich dafür, für keines der Kinder etwas zu kaufen. Oft nutzte Giona zur Unterstützung ihrer Kinder Hilfsangebote der Caritas.

## Arbeitsbedingungen

Bereits während der Ehe arbeitete Giona. Durch die Arbeit verfügte sie über eigenes Geld, das ihr ihr Ehemann verwehrte. Vorwiegend verwendete sie das Geld für ihre Kinder. Ob Giona auch Geld an ihre Herkunftsfamilie sandte, war im Gespräch kein Thema. Giona erwähnte ihre Herkunftsfamilie nicht direkt – sie verwies auf ihre Familie und Freunde nur an der Stelle, an der sie beschrieb, was sie auf den Philippinen für ihre Ehe alles zurückgelassen hatte.

Sie schilderte die Situation der Arbeitssuche vor 20 Jahren als wesentlich leichter als heute. Damals wurden Arbeiter\_innen gesucht, inzwischen sei es schwierig geworden, eine Arbeit zu finden. Giona arbeitete in verschiedenen Bereichen – im Pflegeheim betreute sie alte Leute, in touristischen Betrieben arbeitete sie als Abspülerin und als Köchin. In einem Team von fünf Männern hat Giona Waldwege in Stand gehalten. Auf die Frage nach den Erfahrungen bei dieser Arbeit in einem Team von Männern antwortete Giona, dass sie mit den Männern nicht gekämpft habe, aber unterkriegen habe sie sich auch nicht lassen. Giona betonte, dass sie wie ein Mann behandelt wurde, da sie arbeitete wie ein Mann. Diesen Respekt verlangte sie immer noch. Die Arbeitsbiographie, die im Gespräch nicht chronologisch behandelt wurde, zeigt, dass die Tätigkeiten im Gastgewerbe, als Verkäuferin, im Wald, denen Giona nachging bzw. nachgehen musste, dabei keineswegs ihren Qualifikationen entsprachen, die sie von den Philippinen mit

6 Leider fehlen in unserem Gespräch mit Giona Hinweise auf Jahreszahlen. Das Alter von Gionas Kindern gibt Hinweise auf Daten – die älteste Tochter ist 34 Jahre alt, kam also 1982 zur Welt; der jüngste Sohn ist 22 Jahre alt, ist somit Jahrgang 1994. Wenn ich davon ausgehe, dass die älteste Tochter nach der Eheschließung geboren wurde, kam ihr jüngster Sohn nach der Trennung der Eltern zur Welt bzw. um die Zeit der Trennung. Unklar ist mir, bei welchem Elternteil die Kinder blieben. An einer Stelle erzählt Giona, dass sie ein Kind bei ihrem Mann lassen musste, da sie an der Arbeitsstelle wohnen musste. Gionas Schilderung ist in der Folge dann wegen anderer Geräusche nicht verständlich. Jasmin gibt dann in ihrer Übersetzung an, dass die Kinder beim Ehemann blieben. Vgl. Interview mit Giona, 9.4.2016.

brachte. Giona ist es auch nicht gelungen, einer längerfristigen Arbeit nachzugehen – schon allein durch die Geburt der vier Kinder.

Durch die körperlich schweren Arbeiten ist Giona heute gesundheitlich beeinträchtigt – sie erwähnte eine ganze Liste von Krankheiten, wie z.B. Osteoporose, chronische Arthrose, Diabetes. Inzwischen ist sie als behindert eingestuft und kann daher nur eingeschränkt arbeiten. Eine „Invalidenpension“ erhielt Giona zum Zeitpunkt des Gesprächs noch nicht, unterstützt wurde bzw. wird sie durch eine Sozialassistentin und finanziell durch das *minimo vitale*, das Lebensminimum. Da Giona trotz ihrer gesundheitlichen Beeinträchtigungen und der damit verbundenen Schmerzen mit anderen Menschen lacht und scherzt, würden ihr viele nicht glauben, dass sie krank ist. Während Giona nach außen sehr viel Stärke zeigt, leidet sie, wie sie sagt, „im Kopf“ sehr. Diese Beschreibung deutet auf die Stigmatisierung von Schwäche und Krankheit, vor allem von chronischen sowie psychischen Krankheiten, in der Gesellschaft hin – in ihrer Herkunftsgesellschaft und auch in der Gesellschaft, in der Giona inzwischen lebt. Meiner eigenen Erfahrung nach zeigt sich darin auch die Notwendigkeit, in sozialen Kontakten nicht nur als Leidende aufzutreten bzw. wahrgenommen zu werden.

Auf die Frage nach ihren Wünschen in Bezug auf eine Arbeit, reagiert Giona im Gespräch ambivalent. An dieser Stelle im Gespräch beschreibt sich Giona als eine Frau, die jetzt keine Träume mehr habe. Zuvor erzählte sie aber von ihrem Wunsch, selbst ein kleines Lokal zu besitzen, da sie sehr gerne und gut kocht – wie wir bei unserer Teilnahme am interkulturellen Abendessen im Haus der Solidarität selbst erleben durften.

## Interkulturelles Abendessen

Auf Einladung von Giona, die als Köchin das interkulturelle Abendessen gestaltete, konnte ich gemeinsam mit meiner Kollegin Bernadette Mayr an diesem Abend teilnehmen. Ungefähr 70 Personen nahmen an diesem Abendessen teil. Neben den Bewohner\_innen und denen, die im Haus der Solidarität arbeiten, fanden sich auch geladene Gäste ein. Eine Gruppe aus Taufers, die das Haus der Solidarität durch unterstützende Arbeit gefördert hat, bildete die Gruppe der Ehrengäste. Anwesend waren auch die Kinder von Giona sowie ihre Betreuer\_innen von anderen Institutionen.

Das interkulturelle Abendessen fand im Untergeschoss des Hauses der Solidarität statt – neben einer großen Küche befindet sich hier ein Veranstaltungsraum. Die Tische waren festlich gedeckt. Giona servierte mit Freude und Stolz aus großen Töpfen persönlich das von ihr bzw. unter ihrer Anleitung zubereitete philippinische Essen. Getränke wie Wein wurden von vielen selbst mitgebracht.

Im Anschluss an das Essen hielt Giona von der Bühne aus eine Ansprache, in der sie beschrieb, was sie für uns Anwesende zubereitet hatte. Außerdem präsentierte Giona einige ihrer Kunstwerke aus Recyclingmaterial, die sie mit sehr viel Kreativität hergestellt hatte. Aus Plastikflaschen fertigt sie z.B. Pflanzgefäße an, die die Hausmauer des Hauses der Solidarität schmückten. Für ihre Produkte verwendet sie auch Papier und Tetrapack. Giona näht Vorhänge und Pölster. Einige ihrer Werke sind Bestellungen, andere macht sie zum Zeitvertreib.

Bei ihrem Auftritt brachte vor allem ihre Freude über die Anwesenheit ihrer Kinder und ihren Stolz auf sie zum Ausdruck. In besonderer Erinnerung geblieben ist mir neben der Freude und dem Stolz, den Giona zeigen konnte, auch die Überraschung eines Anwesenden – er hätte Giona diese Leistung nicht zugetraut. Der Mann muss Giona gekannt haben, wobei mir der Zusammenhang nicht bekannt ist. Jedenfalls zeigt sich in dieser Aussage, dass Menschen und ihre Fähigkeiten nicht vorschnell beurteilt und damit einhergehend oft auch abgewertet werden sollten.

### **Traum der Selbstständigkeit**

Zurück zu Gionas Traum von einem eigenen Lokal. Der Wunsch nach Selbstständigkeit, den Giona mit vielen Migrant\_innen teilt, ergibt sich meiner Einschätzung nach aus ihren Erfahrungen, die sie im Laufe ihrer Berufstätigkeit machte. In den letzten 15 Jahren erlebte Giona – so ihre Schilderungen – viele Veränderungen in der Arbeitswelt. Die Arbeitgeber\_innen hätten immer schon zu große Anforderungen gehabt, Arbeitgeber\_innen nutzten ihre Arbeitskraft aus, z.B. indem sie sie zwangen, unangemeldet schwarz zu arbeiten. Die Lohnentwicklung verschlechterte sich für Giona – hier erinnerte sie sich an genaue Zahlen: Von 30 000 Lire, was einem Stundenlohn von etwas mehr als 15 Euro entspricht, sei der Stundenlohn auf 7 Euro oder 4,50 Euro gesunken – „Oh, wo sind wir?“ hält Giona aufgebracht fest. Früher konnte sie Geld ansparen, dies sei später nicht mehr möglich gewesen. In ihren Schilderungen gibt Giona auch ihre schlechten Erfahrungen mit Arbeitgebern wieder.

Giona erklärte uns, dass sie sich mit dem Zivilgesetz und mit dem Strafgesetz sowie mit den Menschenrechten auseinandergesetzt habe. Sie sei in ihren Menschenrechten verletzt worden. Von vielen ihrer Arbeitgeber sei sie nicht bezahlt worden. Sie habe aber sehr viel Vertrauen in Gott, der für Gerechtigkeit Sorge – nicht nur für Gerechtigkeit, sondern für Strafe. „Diese Personen werden mit Krankheit bestraft, sie werden die Konsequenzen bezahlen und werden scheitern. Es sind viele, viele und ich sagte nichts, obwohl wie könnte ich vergessen, dass sie mich anklagten?“ Sehr eindrücklich und mit viel Wut schilderte uns Giona ein

Beispiel eines Arbeitgebers, der ihr unterstellt hatte, 100 Leintücher gestohlen zu haben. Um hier arbeiten zu können, musste Giona dort schlafen – sie besaß kein Auto – und einen ihrer Söhne musste sie bei ihrem Ehemann lassen, da er dort in die Schule ging. So sah sie ihren Sohn nur am Wochenende. Dieser Arbeitgeber beschuldigte sie nun des Diebstahls. Giona setzte sich gegen diesen Vorwurf zur Wehr: „Und wo sollte ich sie hingetan haben? Sie wissen aber schon, wie viel das wiegt?“ Da sie von diesem Arbeitgeber nicht bezahlt wurde, versuchte sie Unterstützung von der Gewerkschaft und schließlich von der Polizei zu bekommen. Ihre Geschichte endete in der Feststellung, dass Gott Gerechtigkeit gäbe. Solche Menschen würden mit einer Krankheit bestraft werden.

Wenn von menschlicher Seite keine Unterstützung kommt, kann nur noch Gott für Gerechtigkeit sorgen – dies zeigt die Schwierigkeiten, vor denen Giona am Arbeitsmarkt stand. Führt man sich die Ziele vor Augen, die Andrea Lauser für philippinische Frauen formulierte, die einen ausländischen Mann heiraten und mit diesem ins Ausland ziehen – „ein prestigeträchtiger, sozialer Aufstieg, die Unterstützung der philippinischen Familie und die Gründung einer Familie“<sup>7</sup> – konnte Giona, sollte sie diese Ziele ebenfalls verfolgt haben, nicht selbst erreichen, sondern nur für ihre Kinder. Auf den Philippinen hat Giona ihre Familie und Freundinnen und Freunde zurückgelassen. Sie hat in Italien eine Familie gegründet, sie hat vier Kinder bekommen, denen sie eine gute Ausbildung ermöglichen konnte. Sie selbst erfuhr in ihrer Ehe jedoch sehr viel Gewalt, sodass sie sich von ihrem Ehemann trotz ihres Glaubens trennte. Inwieweit es ihr gelungen ist, während ihrer Ehe ihre philippinische Familie zu unterstützen, muss hier offen bleiben – jedoch dürfte dies nicht leicht gewesen sein. Ebenso wenig ist Giona ein sozialer Aufstieg gelungen – schon während ihrer Ehe musste sie Tätigkeiten nachgehen, die nicht ihrer Qualifikation entsprachen und die sie körperlich und gesundheitlich sehr belasteten. Nach ihrer Trennung wurde es für Giona noch schwieriger für sich und ihre Kinder zu sorgen – der Unterhalt (Giona spricht von 350 Euro) reichte nicht aus, sodass sie erneut körperlich belastenden Tätigkeiten ausgesetzt war. Von Arbeitgebern wurde sie ausgenutzt, oft nicht bezahlt. Durch die Trennung hatte sie in Italien kein Unterstützungsnetzwerk – die Menschen im Dorf ihres Ehemannes stellten sich gegen sie und ließen sie das deutlich spüren. Auch von Seiten der Gewerkschaft und der Polizei kam nicht genügend bis keine Unterstützung. Vermutlich um ihre Kinder nicht aus deren Umfeld zu reißen, blieb Giona im Nachbardorf.

7 Lauser, 2004, S. 133.



## Resumée

Welchen Einblick in die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Migrant\_innen gewähren uns die Schilderungen von Giona?

Zunächst ist ersichtlich, wieviel Migrant\_innen in ihrer Heimat zurücklassen – Verwandte, Freunde, oft auch Berufe. Mit der Migration geht der Verlust des Eingebundenseins in ein Netzwerk einher. Selbst wenn es – wie in diesem Fall von Giona – nicht angesprochen wurde, sind mit der Migration Erwartungen und Hoffnungen verbunden – seien es die eigenen Erwartungen oder die der Herkunftsgesellschaft. Giona wanderte wegen ihrer Eheschließung nach Italien aus. Mit der Heiratsmigration verbinden viele gleich mehrere Ziele – eine Familie soll gegründet werden, sozialer Aufstieg soll erreicht werden und die Herkunftsfamilie sollte unterstützt werden.

Das Leben in Italien stellte Giona vor große Herausforderungen – sie musste sich an die neue Umgebung gewöhnen. Die Sprache beherrschte sie noch nicht – im Trentino wird Italienisch gesprochen. In Südtirol ergibt sich diesbezüglich für Migrant\_innen ein weiteres Problem. Die Sprachen Deutsch und Italienisch sollten beherrscht werden und im persönlichen Umgang erschwert der Südtiroler Dialekt die gegenseitige Verständigung. Bei der Arbeitssuche stellt diese sprachliche Hürde eine große Herausforderung für Migrant\_innen dar.

In Italien angekommen, gelang es Giona nicht, eine ihren Qualifikationen entsprechende Arbeitsstelle zu finden. Gelegenheitsarbeiten und Hilfsarbeiten im Tourismus waren ihr Alltag. Körperlich anstrengende Arbeiten, wie die Waldarbeit, wirkten sich negativ auf ihre Gesundheit aus. Erschwerend kommt hinzu, dass Frauen mit Kindern meist keine durchgehende Arbeitsbiographie erreichen können.

An Gionas Biographie zeigen sich noch die Schwierigkeiten für Frauen in Gewaltbeziehungen, aus denen sie sich schwer lösen können. Giona führt an, dass sie sich aus Glaubensgründen nicht früher von ihrem Mann trennen konnte. Dazu kommt jedoch auch, dass Giona in Italien von keinem eigenen persönlichen Netzwerk – wie z.B. die eigene Familie – aufgefangen wurde. Die Dorfgemeinschaft bot ihr diesen Rückhalt nicht, wohl weil sie als Fremde hier nicht die Stellung besaß wie ihr Mann. So erlebte Giona Ausgrenzung – privat durch das Zerbrechen der Ehe und beruflich, da sie Ausbeutung ausgesetzt war und sich durch ihre körperlichen Beeinträchtigungen nicht mehr selbst erhalten konnte.

# Subalternisierung in der innerhäuslichen Pflege in Südtirol

**Nadja Neuner-Schatz**

Ein Bereich, in dem in Südtirol vorwiegend migrierende Arbeitskräfte Beschäftigung finden, ist der Sektor der innerhäuslichen Pflege. In diesen Arbeitsverhältnissen sind zu einem überwiegenden Teil Frauen tätig. Ihre Lage ist prekär und gekennzeichnet von mehrfachen Abhängigkeiten. Die Tatsache, dass viele der Frauen in der 24-Stunden-Pflege physisch an ihren Arbeitsort gebunden sind, weil dieser Wohn- und Arbeitsplatz zugleich ist, schränkt ihren persönlichen Aktionsradius massiv ein. Zugleich erfordert der Teilarbeitsmarkt der innerhäuslichen Pflege in Südtirol erhöhte Bereitschaft zu Mobilität, die über die Migrationserfahrungen der Frauen hinausgeht. So wechseln die Frauen mit ihrem Arbeitsplatz in den allermeisten Fällen auch ihren Wohnort, ihr ohnehin eingeschränktes soziales Umfeld und andere wichtige Bezugspunkte. In meiner ethnographischen Forschung zu den sozialen, politischen, ökonomischen und individuellen Dynamiken, in denen die pflegenden Frauen tätig sind, begreife ich diese Arbeitsverhältnisse als Subalternisierungsprozesse. Sie erschweren oder verunmöglichen soziale Teilhabe wie politische Organisation.

## Einleitung

Dieser Artikel basiert auf ethnographischen Erhebungen, die ich im Rahmen des transdisziplinären Lehrforschungsprojektes MiAS im Frühjahr 2015 in Zusammenarbeit mit meiner Kollegin Diana Reiners machte. Ergänzt werden die qualitativen Daten dieser Erhebungsphase durch meine über die Felderfahrung hinausgehende Beschäftigung mit dem Themenkomplex der innerhäuslichen Pflege, die sich vor allem auf Recherchearbeiten zu prozessgenerierten Daten (PGD)<sup>1</sup> konzentrierte. Die Auswertung des Materials und die Ausarbeitung dieses Artikels beruhen zudem auf der grundlegenden Studie zur Lebens- und Arbeitssituation von Hausangestellten in Südtirol: „Badanti – Pflegen in der Fremde / Badanti – Assistere in terra straniera“ aus dem Jahr 2014, herausgegeben von

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Stefan Bauernschmidt: Kulturwissenschaftliche Inhaltsanalyse prozessgenerierter Daten. In: Bischoff, Christine u. a. (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, 415-430.

Annemarie Profanter. Während unseres Feldaufenthaltes konzentrierten sich meine Erhebungen auf den urbanen Raum Bozen und das kleinstädtische Zentrum wie die Umgebung von Brixen. Gespräche, die ich in diesem Zeitraum gemeinsam im Forscherinnenteam oder alleine mit verschiedenen Feldpartner\_innen führte, wurden mit temporärem Abstand protokolliert und die jeweiligen Feldnotizen durch Ergänzungen aus dem Gedächtnis angereichert. Sehr wichtig für meine Felderfahrung in Brixen war ein vermitteltes Setting, bei dem ich beobachtend und protokollierend an einem ersten Zusammentreffen einer Arbeitgeberin und einer Arbeitnehmerin für ein 24-Stunden Betreuungs-Arrangement teilnehmen konnte. Das Treffen kam für mich spontan zustande, es fand in den Räumlichkeiten der für Brixen zentralen Arbeitsvermittlungsgesellschaft für Hauspflege im *Haus der Solidarität* (HdS) statt und stand unter der Leitung eines ehrenamtlichen Mitarbeiters. Diese nicht profitorientierte Vermittlungsgesellschaft im HdS kooperiert mit dem Vermittlungsdienst ASSIST in Bozen, agiert aber weitestgehend selbstständig.<sup>2</sup> Bereits vor unserem Feldaufenthalt im April 2015 und währenddessen konnte ich die Agentur mehrmals aufsuchen, um dort Expert\_innengespräche mit einer Person in leitender Funktion zu führen. Auch in Bozen führte ich Gespräche mit Akteur\_innen verschiedener Agenturen für die Vermittlung von Pflegekräften für Privathaushalte, die ebenfalls als Expert\_innengespräche gelten müssen. Die Informationen, die auf diese Weise eruiert werden konnten, sehe ich als Orientierungs- und Einstiegshilfen in ein Feld, das mit diesem ersten Feldaufenthalt noch nicht erschlossen werden konnte, aber für das diese Phase als Annäherung gelten kann. Eine weitere zentrale Felderfahrung in Brixen war ein Gespräch mit vier in der innerhäuslichen Pflege- und Betreuung tätigen Frauen. Alle vier Frauen machten bereits mehrere (transnationale und den italienischen Binnenraum betreffende) Migrationserfahrungen, wechselten mehrmals ihre Arbeitsstelle und sind seit mehreren Jahren in verschiedenen Regionen Italiens als Hausangestellte beschäftigt. Die Erzählungen dieser Frauen vermittelten einen prägenden Eindruck von den Lebens- und Arbeitsbedingungen in der innerhäuslichen Pflege in Südtirol. Im Gespräch, das Diana Reiners und ich mit den Frauen auf Italienisch in einem öffentlichen Café führten, brachten sie ihr Leiden an den sie umgebenden Strukturen, ihre Ohnmacht und den diese begleitenden Zorn lautstark und energisch zum Ausdruck. Sie nutzten das Treffen, um offen über ihre Lebenswirklichkeiten

2 Sehr viele Pflegevermittlungsgesellschaften werden als Genossenschaften oder Sozialgenossenschaften geführt. Genossenschaften sind nicht zwingend non-profit Organisationen, sie unterliegen in Italien aber speziellen Vorschriften, wie jener, dass Gewinn in die Genossenschaft reinvestiert werden muss und das Vermögen einer Genossenschaft unteilbar ist. Vgl. dazu u. a. den Internetauftritt des Legacoopbunds, eines Zusammenschlusses mehrerer Genossenschaften in Bozen: Legacoopbund Bozen: Was ist eine Genossenschaft? Online unter: <http://www.legacoopbund.coop/de/was-ist-eine-genossenschaft/> (Stand: 31.3.2016).

und die sie einschränkenden Arbeitsverhältnisse zu sprechen. Die Bereitschaft voreingenommen auf ihre Erzählungen einzugehen, sie selbst Thema, Tempo und Dauer des Austausches bestimmen zu lassen und vor allem zuzuhören, bot ihnen Gelegenheit sich Gehör zu verschaffen, sich selbst eine gehörte Stimme zu geben. In seiner Intensität und Emotionalität war dies ein einschneidendes Felderlebnis, das sowohl methodische wie forschungsethische Fragen aufwarf und mich an die Grenze meiner ethnographisch-fragenden Belastbarkeit brachte.

Nach einer langen Phase kollegialer Gespräche, supervisorischer Settings und des Austausches mit den Mitgliedern unserer ethnologischen Forschungsgruppe soll es nun Ziel dieses Beitrages sein, anhand des Beispiels der Arbeitserfahrungen weiblicher, migrierender Hausangestellter in Südtirol auf das Phänomen der zeitweiligen und mit der Migration der Frauen verwobenen Subalternisierung hinzuweisen.

Der Begriff und das Konzept der Subalternisierung gehen auf das von Gayatri Chakravorty Spivak weiterentwickelte Theorem „Subalternity“ – Subalternität zurück. Spivak prägte in diesem Zusammenhang die Bezeichnung „Subalterne“ unter Rückgriff auf Antonio Gramscis Konzept der Subalternität mit dem provokanten Titel ihres Aufsatzes „Can the Subaltern speak?“<sup>3</sup>. Dabei war ihr wichtig zu betonen, dass der „[...] Begriff ‚Subalterne‘ [...] eigentlich keine Selbstbezeichnung“ ist und nur „zur Bezeichnung der ‚seltensten der seltenen Fälle‘ reserviert bleiben“<sup>4</sup> sollte. Ihre theoretische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Unsichtbarkeit und Unhörbarkeit von Menschen, die abseits hegemonialer Positionen ohne politische, soziale oder kulturelle Mitbestimmung leben, wurde in den letzten Jahren insbesondere von der kritischen Migrationsforschung aufgegriffen und auch in den deutschsprachigen Geisteswissenschaften produktiv angewendet und erweitert. Der von mir gewählte Begriff der Subalternisierung verweist in meinem Zusammenhang und in Anlehnung an Spivak sowie María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan auf zweierlei: Die dynamische Prozessualität dieses Phänomens und die performative Dimension dessen, was als Subalternisierung begriffen und erfahren werden kann.<sup>5</sup> In einer räumlichen Metapher sprechen Castro Varela und Dhawan davon, dass Subalternität als gesellschaftliche Positionierung bestimmt werden muss: Als subaltern „[...] werden [...] Räume bestimmt, welche die dort Verorteten von jeglicher Mobilität abschneiden. [...] Räume, die

3 Gayatri Spivak: Can the Subaltern speak?. In: Nelson, Cary u. Grossberg, Lawrence (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago 1988, 66-111.

4 María do Mar Castro Varela u. Nikita Dhawan: Subalterne gibt es nicht – Position ohne Identität. Interview mit María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan. In: *Malmoe* 40. 2008. Online unter: <http://www.malmoe.org/artikel/widersprechen/1618> (Stand: 1.4.2016).

5 María do Mar Castro Varela u. Nikita Dhawan: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld 2005.

von undokumentierten Migrant\_innen und Obdachlosen bewohnt werden.“ So ist Subalternität „[...] keine Identität, niemand kann deswegen behaupten: ‚Ich bin ein/e Subalterne/r!‘ ‚Die‘ Subalternen gibt es nicht, es geht eher um spezifische Momente von Subalternität, die Formen der Subalternisierung hervorbringen“<sup>6</sup>. „Subalternität“ lässt sich demnach nicht als „Sein“ eines Menschen, sondern als Lebensumstand, gesellschaftlicher Platz und Position im sozialen Raum definieren. Menschen in subalternen Positionen unterliegen subalternisierenden Prozessen und theoretisch ist es möglich in solche Prozesse ein- oder auszutreten. Aus einer europäisch-ethnologischen Perspektive heraus stellen sich demnach Fragen nach den Denk- und Handlungslogiken wie strukturellen Mechanismen, die „Subalternität“ und „Subalternisierung“ bedingen. Darum sollen im Folgenden am Beispiel der Lebens- und Arbeitswelt migrierender Frauen, die in der innerhäuslichen Pflege in Südtirol tätig sind, die sich kreuzenden Diskriminierungserfahrungen, Deprivationen und die spezifische Art der Immobilisierung durch die Tätigkeit im privaten Bereich der italienischen Haushalte beleuchtet und auf verschiedenen Ebenen analysiert werden.

## Der Sektor der innerhäuslichen Pflege in Südtirol

Innerhalb Europas gelten Spanien, Frankreich und Italien als die drei Länder mit den meisten Hausangestellten. So arbeiteten in Italien 2008 offiziell insgesamt rund 419.000 Personen in privaten Haushalten, zum überwiegenden Teil waren es Frauen, nämlich 370.000.<sup>7</sup> Und in diesen Ländern werden bevorzugt migrierende Arbeiter\_innen in privaten Haushalten beschäftigt.<sup>8</sup> Deren Anteil lag in Italien im selben Jahr bei 78,4 Prozent. 2014 ging Profanter von geschätzten „2,4 Millionen Familien in Italien“ aus, die „auf die Hilfe einer ausländischen Pflegekraft angewiesen“<sup>9</sup> seien. Die Analyse des Arbeitsmarktes in Südtirol differenziert diesen Befund: Während über 95 % der sogenannten „Nicht-EU-Bürger“

6 Castro Varela u. Dhawan (wie Anm. 4), o.S.

7 International Labour Office – Geneva: Domestic workers across the world: global and regional statistics and the extent of legal protection. Genf 2013, 35. Online unter: [http://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---dgreports/---dcomm/---publ/documents/publication/wcms\\_173363.pdf](http://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---dgreports/---dcomm/---publ/documents/publication/wcms_173363.pdf) (Stand: 5.2.2015).

8 Ebd.

9 Badanti = Bezeichnung für Menschen, die pflegend/betreuend in einem Haushalt arbeiten. Vgl. Annemarie Profanter: Pressemitteilung zu Dies.: „Badanti – Pflegen in der Fremde / Badanti – Assistere in terra straniera. Online: <http://annemarieprofanter.com/?p=581>. (Stand: 6.2.2015). Profanter geht von einer weit höheren Zahl aus, sie verweist auf „offizielle Schätzungen“, die 700.000-745.000 migrierende Hausangestellte in Italien zählen. Vgl. Annemarie Profanter: Badanti – Pflegen in der Fremde / Badanti – Assistere in terra straniera. Bozen 2014, 19.

einer niedrig entlohnten Beschäftigung als Arbeiter\_in nachgehen, werden die Frauen vor allem als „Reinigungskraft, Hausangestellte oder Hauspflegekraft“ beschäftigt.<sup>10</sup> Und bezüglich der Staatszugehörigkeit der migrierenden Arbeiter\_innen in Südtirol wurde 2012 errechnet, dass von den rund 32.000 Personen etwa 16 % einem der sogenannten „alten“ Länder der Europäischen Union (EU15)“, vorwiegend Deutschland oder Österreich und mehr als 20 % einem der „zwölf neuen EU-Länder“, vor allem Slowakei, Rumänien, Polen und Ungarn angehörten. 64 % – also die Mehrheit der migrierenden Arbeitskräfte in Südtirol – waren aus Ländern am Balkan, in Nordafrika oder in Südasien nach Südtirol migriert.<sup>11</sup>

Mit dem Fokus auf den Sektor der innerhäuslichen Pflege in Südtirol zielt mein Interesse also explizit auf die Lebens- und Arbeitswelten von Menschen, die als überwiegend weibliche (trans)migrantische Arbeiter\_innen in Südtirol leben – viele von ihnen in informellen Dienstverhältnissen, einem rechtlichen Schattenbereich, der die Subalternisierung der Hausangestellten mitbedingt.<sup>12</sup> Profanter betonte, die sogenannten „Badanti“ seien „billige und flexible Arbeitskräfte“, die „die Arbeitsnische des privaten Haushalts ein[nehmen] und [...] Aufgaben [übernehmen]“, die als „traditionell weibliche“ Fürsorgearbeiten gelten. Außerdem sei „die Arbeit dieser ‚Dienstboten der Globalisierung‘ gekennzeichnet durch deren hohe Prekarität und ihre Unsichtbarkeit in der hiesigen Gesellschaft und demzufolge auch in den öffentlichen Diskursen“<sup>13</sup>. An diesen Befund schließen sich aus meiner Sicht Fragen nach den wechselseitig dynamischen Prozessen dieser Subalternisierung an. Auszumachen sind dabei zumindest zwei Ebenen, auf denen nach Ungleichbehandlung, Deprivation und Immobilisierung zu fragen ist: Zum einen lassen sich Subalternisierungsprozesse auf der Mikroebene der konkreten Praxen der handelnden und am Pflegemarkt beteiligten Akteur\_innen beschreiben und analysieren, zum anderen verweisen die individuell gelebten, aber in sozio-kulturellen Mustern gefassten Praktiken immer auch auf die politischen, gesetzlichen und gesellschaftlich getragenen überindividuellen Rahmenbedingungen, die entscheidend für Prozesse von Subalternisierung sind.

Um die Situation der migrierenden Care-Worker\_innen in Südtirol also besser zu verstehen, soll im Folgenden auf beide Ebenen verwiesen werden. Ziel des Artikels ist es jedoch zuerst die strukturellen Rahmenbedingungen zu beleuchten. Für

10 Autonome Provinz Bozen – Abteilung Arbeit – Amt für Arbeitsmarktbeobachtung: Arbeitsmarktbericht Südtirol 2012. Bozen 2012, 171-196. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/arbeitswirtschaft/arbeitsstatistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ\\_action=4&publ\\_article\\_id=216084](http://www.provinz.bz.it/arbeitswirtschaft/arbeitsstatistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ_action=4&publ_article_id=216084) (Stand: 3.3.2017).

11 Ebd.

12 Der Großteil der migrierenden Pflegekräfte werde illegal beschäftigt, so Profanter, die von über 60 % ausgeht. Profanter (wie Anm. 9), 36.

13 Profanter Pressemitteilung (wie Anm. 9), o.S.

Südtirol muss festgehalten werden, dass die „Unsichtbarkeit“ der migrierenden Hausangestellten im öffentlichen Leben und deren Unauffälligkeit im „öffentlichen Diskurs“ einerseits direkt mit den auf lokaler Ebene etablierten Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen zu tun haben: Sie arbeiten im Verborgenen der privaten Haushalte, ihre Tätigkeit führt sie in die innerste Privatheit der Familien, für die sie Pflege- und Betreuungsdienste zumeist in sogenannten Live-In<sup>14</sup> oder 24-Stunden Arrangements leisten und dies oft weit entfernt von ihren eigenen Familien, persönlichen Netzwerken und sozialen Kontexten. Andererseits wurde Südtirol in der öffentlichen Wahrnehmung erst in den 1990er Jahren zu einem sogenannten Einwanderungsland<sup>15</sup> und dementsprechend sind es unter anderem die „relatively short history of migration“<sup>16</sup> und die öffentlich-diskursiv verhandelte Eigenwahrnehmung der Südtiroler Gesellschaft,<sup>17</sup> die die Wahrnehmung und den politisch-rechtlichen Umgang mit migrierenden Hausangestellten prägen sowie deren Lebens- und Arbeitsverhältnisse mitbedingen. So greift die Südtiroler Landesverwaltung mit einer Reihe von sogenannten „Integrationsbemühungen“ in die Situation und soziale Positionierung migrierender Hausangestellter ein. Dabei forciert sie unter anderem die Vernetzung von Arbeitsvermittlungszentren und Bezirksgemeinschaften, um „die Vermittlung von Pflegekräften, die mehrheitlich Ausländerinnen sind, zu verbessern. [...] eine Möglichkeit, damit sich Angebot und Nachfrage in diesem Bereich besser treffen können“<sup>18</sup>. Die von Seiten der Landesverwaltung unternommenen Interventionen lese ich als Hinweis auf die Abhängigkeit der migrierenden Care-Worker\_innen von marktförmigen und kommodifizierenden Dynamiken, aber auch als Indiz der diskursiven und politischen Koppelung von Erwerbsarbeit und Integration. So verfolgen die politisch intendierten Bemühungen um Integration vor allem das Ziel, die Frauen an den Arbeitsmarkt – im konkreten Fall: an den Pflegemarkt in Südtirol zu vermitteln. Den Hintergrund dafür bilden die lokale „Nachfrage“, ein gesellschaftliches Bedürfnis nach billigen Arbeitskräften für einen Markt, der nicht mit Arbeiter\_innen aus der ansässigen Bevölkerung gesättigt werden kann und ein Integrations-

14 An die 60 % der migrierenden Hausangestellten in Italien leben und arbeiten in sogenannten Live-In Arrangements. Profanter (wie Anm. 9), 35.

15 Vgl dazu: Rainer Girardi: Geschichtlicher Abriss und demographische Daten zur Migration in Südtirol. In: Medda-Windischer, Roberta; Hettfleisch, Gerhard u. Meyer, Maren (Hg.): Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven. Bozen 2011, 77-94.

16 Gilles Reckinger u. a.: Lehrforschungsprojekt Migrantische Arbeitswelten in Südtirol. (MIAS). Detailed Description of the project. Unveröffentlichtes Papier, 1.

17 Franca Zadra: Alto Adige allo Specchio - Sguardi femminili tra appartenenza e mobilità. Trento 2013.

18 Autonome Provinz Bozen – Südtirol. Abteilung Arbeit: Einwanderung und Integration in Südtirol. Ein Bericht der Koordinierungsstelle für Einwanderung. Bozen 2013, 38. Online unter: <http://www.provinz.bz.it/arbeit/service/publikationen.asp> (Stand: 3.3.2017).

und Migrationsmodell, das von der jüngeren Migrationsforschung mittlerweile hinreichend kritisiert und erweitert wurde. Die klassische Migrationsforschung ging aber noch bis in die 1990er Jahre unter der folgenschweren Diktion des sogenannten „Push-&Pull-Faktoren Modells“ von Migration als vorwiegend unidirektionaler Mobilität aus. Dabei verfestigte sich in den Politiken sogenannter Einwanderungsländer ein Bild des Aus- und Einwanderns von Migrant\_innen und der Anspruch, dass diese, um anschließend dauerhaft ansässig zu werden, sich integrieren müssten und integriert werden sollten. Unter den Schlagworten „Integration/Assimilation“ (z.B. Hartmut Esser<sup>19</sup> oder Wilhelm Heitmeyer) wurde dabei vor allem auch zur Konstruktion von als in sich homogen gedachten „Einwanderungsgesellschaften/-kulturen“ beigetragen: So entwirft beispielsweise Esser ein Modell der Integration, das über vier Stufen bis hin zur „identifikativen Integration“<sup>20</sup> führe. Derartige Konzepte rekurrieren letztlich auf die Vorstellung von nationalstaatlich verfassten Entitäten und aktualisieren Nationalismen. Orientiert daran verfehlen „Integrationsbemühungen“ wie jene der Südtiroler Landesverwaltung weitestgehend die Lebenswirklichkeiten der transnational organisierten und in transmigrantischen Zusammenhängen agierenden Frauen in der innerhäuslichen Pflege. Ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen korrespondieren nicht mit diesem Modell, sie zeugen vielmehr von „Ent-Grenzung und De-Nationalisierung von Märkten, Konsumgütern, Kommunikationsmitteln und damit von Kapital, Arbeit und Arbeitskraft“<sup>21</sup>. Insbesondere am Beispiel der migrierenden Hausangestellten in Südtirol lässt sich aber auch zeigen, dass mit diesen Erfahrungen von „Ent-Grenzung“ durch die spezifische Form und Art der – oft informellen – Erwerbsarbeit als innerhäusliche Pflegekräfte massive Grenzsetzungen und Einschränkungen einhergehen, die die intendierte Integration, auch im Sinne von politisch-sozialer Teilhabe und Sichtbarkeit in der öffentlichen Wahrnehmung, erschweren, bisweilen verunmöglichen.<sup>22</sup>

19 Vgl. zum Push-&Pull-Faktoren Modell Everett S. Lee: Theory of Migration. In: Demography Vol. 3, No. 1. 1966, 47-57. Und zum Konzept der Integration der früheren Migrationsforschung bspw. Hartmut Esser: Sprache und Integration: Konzeptionelle Grundlagen und empirische Zusammenhänge. Kommission für Migrations- und Integrationsforschung. Working Paper Nr. 7. [http://www.oeaw.ac.at/fileadmin/kommissionen/KMI/Dokumente/Working\\_Papers/kmi\\_WP7.pdf](http://www.oeaw.ac.at/fileadmin/kommissionen/KMI/Dokumente/Working_Papers/kmi_WP7.pdf). (Stand: 3.3.2017).

20 Vgl. dazu und allgemein zu Transmigration/Transnationalismus: Helma Lutz: Migrations- und Geschlechterforschung: Zur Genese einer komplizierten Beziehung. In: Becker, Ruth u. Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden 2010, 573-581.

21 Lutz (wie Anm. 20), 577.

22 Profanter (wie Anm. 9), 39ff.



## Rahmenbedingungen

Die Versorgung alter und bedürftiger Menschen gilt als soziale Verantwortlichkeit, die sowohl von Seiten des Staates, als auch von Seiten des familiären Umfelds getragen werden soll. Möchte man grobe Linien der Verteilung dieser gesellschaftlichen Verpflichtung ziehen, so obliegt die Finanzierung und Regelung der Fürsorge dem Staat, die Ausführung der Care-Arbeit soll aber in den meisten Fällen in den Familien geleistet werden. So herrscht auch in Italien das Ideal des „Alterns in den eigenen vier Wänden“ vor.<sup>23</sup> Die Gesetzgebung und Richtlinien zur Finanzierung des Betreuungsbedarfs spielen also in diesem Bereich bis in die Intimsphäre der privaten Haushalte hinein; eine Zone, die im Allgemeinen von öffentlichen Interventionen abgeschirmt und Öffentlichkeit geschieden wird und deshalb als besonders geschützt gilt. Gerade aber in dieser besonderen Sphäre vollziehen Hausangestellte ihre alltägliche Handlungslogik. Diese ist in innerhäuslichen Dienstverhältnissen im Spannungsfeld von Distanzierung und Empathie, Professionalisierung und Emotionalisierung und insgesamt in die Ambivalenz zwischen bezahlter Arbeit und darüber hinausgehender, stillschweigend oder offenkundig eingeforderter, unbezahlter Dienstleistung eingespannt. Und gerade weil der Bereich des privaten Haushalts besonders vor Zugriffen geschützt ist, eröffnet sich für Dienstgebende und Dienstnehmende im innerhäuslichen Bereich eine nach außen und von regulativen Eingriffen abgegrenzte Arbeitszone. So wird in diesem Graubereich ein großer Teil der in Südtirol innerhäuslich erwerbstätigen Frauen in informellen oder nur zum Teil regulären Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Aufgrund geltender Bestimmungen bezüglich der Finanzierung des Pflegebedarfs in Italien, wie auch in den meisten anderen EU Ländern, werden beide – legale und illegale Pflegearbeit – zum Teil oder zur Gänze aus staatlichen Mitteln finanziert. Diesen Zusammenhang erkannte auch die Südtiroler Landesverwaltung im Zuge der Evaluierungen für den „Mehrjahresplan für die Beschäftigungspolitik 2007-2013“ und wies darauf hin, dass „das großzügige Landessystem der Zuschüsse für Familien (für Wohnung, Studium, Betreuung von älteren Personen usw.) [...] Formen an Schwarzarbeit anreizen kann“<sup>24</sup>. Die paradox anmutende Abhängigkeit illegaler Erwerbsarbeit von öffentlichen Geldern scheint charakteristisch für den Pflegemarkt zu sein und deutet auf in mehrfacher Hinsicht fehlende oder fehlgeleitete Kontrollmechanismen in diesem Sektor hin.<sup>25</sup> 2009 kam es ange-

23 Ebd., 202.

24 Autonome Provinz Bozen – Südtirol. Abteilung 19 – Arbeit: Mehrjahresplan für die Beschäftigungspolitik 2007-2013. Bozen 2008, 76. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/Mehrjahresplan\\_07-13\\_dt.pdf](http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/Mehrjahresplan_07-13_dt.pdf) (Stand: 3.3.2017).

25 Vgl. auch Profanter (wie Anm. 9), 202.

sichts der steigenden Zahl wandernder Hausangestellter und der zugleich steigenden Zahl irregulärer Arbeitsverhältnisse<sup>26</sup> zu einer gesetzlichen Neuregelung in Italien: Am 3. August 2009 trat die „Sanatoria per Colf e Badanti“ in Kraft.<sup>27</sup> Diese *Sanatoria (Amnestie)* bot eine Möglichkeit bis dato informelle Arbeitsverhältnisse zu legalisieren. Trotz dieser Form der Regularisierung wurden 2010 noch rund 40 Prozent der Hausangestellten weiterhin ohne reguläre Arbeitsverträge in Italien beschäftigt.<sup>28</sup> Dabei sind Angestellte in den privaten Haushalten Italiens kein neues Phänomen. Um die vorletzte Jahrhundertwende waren es vor allem junge Frauen aus Südtirol und dem Trentino, die in den italienischen Großstädten in Haushalten arbeiteten. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung und der Intensivierung der Tourismusindustrie in den nördlichen Provinzen ging die Zahl derer, die zeitweise oder auf Dauer innerhalb Italiens migrierten, um in städtischen Haushalten zu arbeiten, jedoch deutlich zurück.<sup>29</sup> Im Jahr 1958 trat dann das italienische Gesetz 339 in Kraft, das die Arbeit von Hausangestellten in Italien regeln sollte. Und erstmals 1974 wurde ein nationaler Tarifvertrag vereinbart. Das Gesetz regelt die Arbeitszeit, die wöchentliche Ruhezeit und die einzuhaltenden Feiertage. Allerdings wurde darin und somit rechtskräftig in Italien, „die Arbeit von Hausangestellten nicht als Feld regulärer Beschäftigung behandelt“, was zur Benachteiligung Hausangestellter gegenüber anderen Arbeitnehmer\_innen in mehreren Bereichen führt.<sup>30</sup> Das in Italien noch immer geltende Gesetz 339 und der gegenwärtig gültige, nationale Tarifvertrag für Hausangestellte enthalten zwar Regelungen zu Kündigungsfristen und Entschädigung bei Beendigung des Arbeitsverhältnisses, insbesondere im Bereich des Mutterschutzes gibt es aber Ausnahmen: So sind Hausangestellte in regulären Dienstverhältnissen von schützenden Vorschriften bezüglich Nacharbeit, von Ansprüchen auf Elternurlaub sowie von der Freistellung für die Pflege des Kindes/der Kinder ausgenommen, auch besteht kein besonderer Kündigungsschutz nach der Geburt. In diesen Regeln-

26 „Die Anzahl der nicht erfassten MigrantInnen, die als Hausangestellte allein in Europa arbeiten, wird auf rund eine Million geschätzt.“ – im Vergleich zu 2,6 Millionen offiziell beschäftigten Hausangestellten in Europa im Jahr 2011. „In einigen Ländern wie Spanien und Italien kann sogenannte ‚Schwarzarbeit‘ bis zu 70 Prozent des Hausangestellten-sektors ausmachen. Für Deutschland veranschlagen Forscher einen Anteil von bis zu 90 Prozent.“ EFFAT European Federation of Food, Agriculture and Tourism Trade Unions: Förderung der industriellen Beziehungen im Hausangestelltensektor in Europa. Brüssel 2015, 14. Online unter: [http://www.effat.org/sites/default/files/news/13931/effat\\_report\\_promote\\_industrial\\_relations\\_in\\_the\\_domestic\\_work\\_sector\\_in\\_europe\\_de.pdf](http://www.effat.org/sites/default/files/news/13931/effat_report_promote_industrial_relations_in_the_domestic_work_sector_in_europe_de.pdf) (Stand: 10.3.2016).

27 Zitiert nach Profanter (wie Anm. 9), 9.

28 Ebd.

29 Ursula Lüfter; Martha Verdorfer u. Adelina Wallnöfer: Wie die Schwalben fliegen sie aus. Südtirolerinnen als Dienstmädchen in italienischen Städten 1920–1960. Bozen 2011.

30 EFFAT (wie Anm. 26), 15.

gen kreuzen sich für weibliche migrierende Hausangestellte – die den Großteil der Hausangestellten in Italien ausmachen – drei Diskriminierungsachsen:

Erstens sind Hausangestellte in formellen Dienstverhältnissen insgesamt gegenüber anderen Arbeitnehmer\_innen aufgrund der abweichenden Regelungen benachteiligt.

Zweitens sind ausschließlich Frauen, die den überwiegenden Teil der betreuend-pflegenden Arbeiten in Haushalten leisten, durch die Regelungen den Mutterschutz betreffend benachteiligt und zwar in zweifacher Hinsicht: zum einen gegenüber männlichen Hausangestellten und zum anderen gegenüber weiblichen Arbeitnehmer\_innen in anderen Sparten, für die es in Italien bessere gesetzliche Schutzbestimmungen für Schwangerschaft und Mutterschaft gibt.

Drittens sind Frauen, die regulär als Hausangestellte in Italien arbeiten durch die geltenden Regelungen im Falle einer Schwangerschaft und/oder Geburt akut von einer Kündigung bedroht, was weitere Konsequenzen für ihren Sozialversicherungsstatus und den Versicherungsschutz des Kindes/der Kinder nach sich zieht, insbesondere aber für Frauen in migrantischen Zusammenhängen direkte Auswirkungen auf ihren Aufenthaltstitel nach sich ziehen kann.<sup>31</sup> Denn für Menschen, die nach Italien migrieren, um dort zu arbeiten, erwächst aus einer Phase der Arbeitslosigkeit oder der irregulären Beschäftigung eine höchst prekäre Situation, da eine Aufenthaltsgenehmigung an ein bestehendes Arbeitsverhältnis gekoppelt ist. Vice versa können Personen ohne regulären Aufenthaltstitel – außer im Falle einer *Sanatoria* – keine gültigen Arbeitspapiere und Verträge erhalten. Viele der migrierenden Hausangestellten geraten deshalb in höchste Bedrängnis, wenn entweder ihre Aufenthaltsgenehmigung endet oder ihr Arbeitsvertrag ausläuft.<sup>32</sup>

31 Für die „nähere Bestimmung“ des „Phänomens“ der Pflegearbeit, die durch migrierende Arbeitskräfte ausgeführt wird, bildeten Profanter u. a. vier Kategorien: Gender, Herkunft/Ethnizität, Alter und Bildungsstatus. Zumindest Gender und Herkunft/Ethnizität können als sich kreuzende Diskriminierungskategorien am obigen Beispiel deutlich gemacht werden. Vgl. Profanter (wie Anm. 9), 21ff.

32 Vgl. dazu FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte: MigrantInnen in einer irregulären Situation, die als Hausangestellte arbeiten: grundrechtliche Herausforderungen für die Europäische Union und ihre Mitgliedstaaten. Luxemburg: Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union 2012, 32. Online: <http://fra.europa.eu/de/publication/2012/migrantinnen-einer-irregularen-situation-die-als-hausangestellte-arbeiten> (Stand: 6.3.2017). Die Ergebnisse dieser Studie legen nahe, dass „Schwangerschaft einen üblichen Grund für ungerechtfertigte Entlassungen dar[stellt]“. Insbesondere in Italien sind „Familiengründung, Schwangerschaft und Geburt ein wesentliches Problem für Migrantinnen in einer irregulären Situation, die als Hausangestellte arbeiten“. Vor allem für „jene Angestellten [...], die Vollzeit im selben Haushalt arbeiten und wohnen und somit nach der Geburt des Kindes auch die Unterkunft verlieren“ bestehe hohes Risiko, „wie die italienische NRO Nefida bestätigte. Die italienische NRO Gruppo Donne Internazionale beobachtete, dass dies zu häufigeren Schwangerschaftsabbrüchen unter Hausangestellten, die im selben Haushalt arbeiten und wohnen, führen kann.“

Die gesetzlichen Rahmenbedingungen für Hausangestellte in Italien führen also direkt zur Subalternisierung der weiblichen migrierenden Hausangestellten.

Am 22. Jänner 2013 verpflichtete sich Italien mit der Ratifizierung des ILO-Übereinkommens Nr. 189 zur „Gleichbehandlung von Hausangestellten und anderen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern“. Das Übereinkommen fordert die „Wertschätzung von Hausangestellten“ und die „Anerkennung der wichtigen Bedeutung von Hausangestellten für die Wirtschaft“, vor dem Hintergrund, „dass die hauswirtschaftliche Arbeit bislang unterbewertet [...]“ ist und „vor allem von Frauen und Mädchen ausgeführt wird, von denen viele Migrantinnen sind oder benachteiligten Gruppen angehören und daher besonders gefährdet sind“<sup>33</sup>. Die Unterzeichnerstaaten müssen verschiedene Maßnahmen ergreifen, um einer Ungleichstellung jedweder Art entgegenzuwirken. Die Situation in Italien, wo eine deutliche Unterprivilegierung insbesondere von weiblichen, migrierenden Hausangestellten aufgrund der geltenden Gesetze und Tarifverträge gegeben ist, scheint im europaweiten Vergleich keine Ausnahme darzustellen. So wird der Sektor der Hausarbeit in einigen Ländern Europas von den allgemeinen arbeitsrechtlichen Bestimmungen geregelt, in Österreich, Island, Spanien, Schweden und der Schweiz hingegen gibt es wie in Italien eigene Gesetze für die Regelung der Arbeit von Hausangestellten.<sup>34</sup> Zu den von der ILO geforderten Maßnahmen zählen verschiedene formulierte Vorschläge, die eigens auf die spezifischen Arbeitsbedingungen von Hausangestellten eingehen. Darunter besonders hervorzuheben „die Garantie menschenwürdiger Lebensbedingungen, bei denen die Privatsphäre der Hausangestellten, die im selben Haus wohnen und arbeiten, gewahrt wird, und dass sie nicht verpflichtet werden, während der Ruhe- und Urlaubszeiten zu arbeiten oder im Haus zu bleiben“<sup>35</sup>. Außerdem die „Garantie, dass Hausangestellte in angemessener und verständlicher Form und nach Möglichkeit durch einen schriftlichen Vertrag über ihre Arbeitsbedingungen informiert werden“ sowie die Forderung nach einer gesetzlichen Verpflichtung „ausländische Hausangestellte [...], die [...] in einem anderen Land Dienstleistungen erbringen,“ vor der Ausreise durch „ein schriftliches Stellenangebot oder einen Vertrag“ über das Dienstverhältnis zu informieren. In „Tarifverträge[n]“ sollen „Arbeitszeiten, Überstundenausgleich, tägliche und wöchentliche Ruhezeiten und bezahlte[r] Urlaub sowie Sozialversi-

33 Inês Cristina Zuber: Entwurf einer Empfehlung. Zu dem Entwurf eines Beschlusses des Rates zur Ermächtigung der Mitgliedstaaten, das Übereinkommen über menschenwürdige Arbeit für Hausangestellte der Internationalen Arbeitsorganisation von 2011 (Übereinkommen Nr. 189) im Interesse der Europäischen Union zu ratifizieren. Ausschuss für Beschäftigung und soziale Angelegenheiten. Online unter: [http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009\\_2014/documents/empl/pr/1003/1003168/1003168de.pdf](http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/empl/pr/1003/1003168/1003168de.pdf) (Stand: 6.3.2017).

34 EFFAT (wie Anm. 26), 15.

35 Zuber (wie Anm. 33), 6-7.

cherungsschutz, einschließlich Mutterschutz“ geregelt werden und ausdrücklich wird der „effektive[n] Schutz vor missbräuchlichen Praktiken bei Hausangestellten, die von privaten Arbeitsvermittlern eingestellt oder in die Häuser vermittelt werden“ gefordert.<sup>36</sup> Diese Forderungen betreffen reguläre, durch Arbeitsverträge legalisierte Beschäftigungsverhältnisse und wurden in den Verhandlungen zu den Tarifverträgen in Italien zum Teil umgesetzt. Bei diesen Verhandlungen beteiligen sich sowohl Arbeitgeber\_innen- als auch Arbeitnehmer\_innenvertretungen.<sup>37</sup> Für die Hausangestellten verhandelten zuletzt die Verbände der drei wichtigsten Gewerkschaftsbünde und die kleinere Gewerkschaft Federcolf, die ausschließlich Hausangestellte und Pflegepersonal organisiert.<sup>38</sup> Migrierende Hausangestellte können sich zum Teil im gewerkschaftlichen Verband der FILCAMS-CGIL organisieren, dort finden an die 10.000 Hausangestellte Vertretung. Zudem wurden in Italien, finanziert durch staatliche Beihilfen, sogenannte *Wohlfahrtszentren* (*Patronati*) für die Beratung von Care-Worker\_innen eingerichtet.<sup>39</sup> Rechtliche Unterstützung finden die Arbeiter\_innen dort nicht, dies obliegt den Gewerkschaften. Angesichts der Tatsache, dass dafür eine Mitgliedschaft obligatorisch ist und die Zahl der durch die drei größten Gewerkschaftsbünde organisierten Hausangestellten die Hunderttausend nicht erreicht, in Italien (2008) aber bereits über 400.000 Personen offiziell als Hausangestellte Beschäftigung fanden und deren Zahl stetig steigt, ist es fraglich, ob migrierende Hausangestellte in irregulären Arbeitsverhältnissen die Möglichkeit haben, sich zu informieren und organisieren und ob sie durch die Gewerkschaften Vertretung finden können. Zumindest FILCAMS-CGIL versucht durch niederschwellige Initiativen und Informationskampagnen auch migrierende Hausangestellte zu erreichen.<sup>40</sup> In Südtirol – Bozen und Brixen – erhalten migrierende Hausangestellte (in regulären und irregulären Arbeitsverhältnissen) zuallererst Informationen und Hilfestel-

36 Ebd.

37 Die Arbeitgeber\_innen werden in Italien von *Fidaldo* (Federazione Italiana Datori di Lavoro Domestico – Arbeitgeber\_innenverband Arbeit von Hausangestellten) und *Domina* (Associazione Nazionale di Datori di Lavoro Domestico – Nationaler Arbeitgeber\_innenverband von Hausangestellten) vertreten. EFFAT (wie Anm. 26), 31.

38 Die drei wichtigsten Gewerkschaftsbünde sind: FILCAMS-CGIL, FISASCAT-CISL und UILTUCS-UIL. „FILCAMS-CGIL organisiert 10.000 Hausangestellte [darunter auch migrierende Hausangestellte]; UILTUCS-UIL vertritt 5.000 Hausangestellte.“ Vgl. Ebd., 25.

39 Ebd., 29.

40 So unterhält FILCAMS-CGIL „Informationskampagnen für migrantische Hausangestellte mit Flugblättern in verschiedenen Sprachen sowie sonntägliche[n] Versammlungen in der Nähe von Kirchen oder in öffentlichen Parks.“ Nach Einschätzung der EFFTA wird Aufklärungsarbeit und rechtliche Vertretung zumeist aber von ehrenamtlichen Mitarbeiter\_innen geleistet, so beschäftigen UILTUCS-UIL und FILCAMS-CGIL in Italien nur 45 bezahlte Mitarbeiter\_innen, die sich um die Anliegen und Organisation von Hausangestellten kümmern. Vgl. dazu Ebd., 29.

lung in informellen Netzwerken<sup>41</sup> und verschiedenen privaten, genossenschaftlich organisierten oder kirchlich getragenen Arbeitsvermittlungsgenturen.<sup>42</sup>

## Der Markt für Pflege und Betreuung in Südtirol

Wenngleich der „reguläre Arbeitsmarkt für die Pflege“ in Haushalten in Hinblick auf „Arbeitsbedingungen, [...] soziale Rechte, [...] Mindestlöhne und [...] Arbeitskosten“ fragmentiert sei,<sup>43</sup> sind die weiblichen migrierenden Hausangestellten auf arbeitsrechtlicher Ebene in regulären Dienstverhältnissen in Südtirol einer legalen Ungleichbehandlung unterworfen, die sie zu besonders vulnerablen Arbeitnehmer\_innen macht. Migrieren aber Care-Worker\_innen irregulär nach Italien, so bleibt ihnen die Möglichkeit einen regulären Aufenthaltstitel und daran gekoppelt eine Arbeitserlaubnis und einen Arbeitsvertrag zu bekommen in den allermeisten Fällen von vornherein verwehrt. Sie geraten – ebenso wie Frauen, deren Aufenthaltsgenehmigung endet oder Arbeitsvertrag gekündigt wird – angesichts geltender Bestimmungen in eine extrem prekäre Lage, die sie dazu zwingt informelle Arbeitsverhältnisse zu schlechten Bedingungen zu akzeptieren.

Für Frauen, die in Südtirol in der innerhäuslichen Pflege eine reguläre Anstellung finden, gilt der Kollektivvertrag der Hausangestellten, der drei Aufgabenbereiche der Arbeiter\_innen vorsieht: Die Leitung eines Haushalts, die Betreuung von dem Haushalt zugehörigen Personen und sogenannte „andere Dienste“. Für die Betreuungsarbeit gilt: „Die eingestellte Person – mit oder ohne spezifische Berufsausbildung – ist für die Pflege und Betreuung von mehr oder minder pflegebedürftigen Personen zuständig, übt jedoch keine Tätigkeiten im Gesundheitsbereich aus.“<sup>44</sup> Insbesondere in der Situation eines direkt zwischen Arbeitgeber\_innenfamilie und einer/eines Hausangestellte\_n geschlossenen Arbeitsabkommens bleiben die arbeitsrechtlich voneinander getrennten Sphären von Betreuung und „Gesundheitsbereich“ unscharf voneinander abgegrenzt.<sup>45</sup> So handelt es sich de facto bei den meisten Live-In oder 24-Stunden Arrangements in Südtirol um innerhäusliche Pflegearbeit mit alten und bedürftigen Menschen, die aus verschiedenen Gründen nicht in öffentlichen Einrichtungen, sondern innerhalb des eigenen Haushalts gepflegt werden sollen.

41 Vgl. Profanter (wie Anm. 9), 196f.

42 Eine Aufstellung findet sich ebenfalls bei Profanter (wie Anm. 9), 214.

43 Ebd., 36.

44 Konrad Walter: Kollektivvertrag für die Arbeit im Haushalt. Bozen 2007. S. 10f. Online unter: [http://www.frauen-arbeit.bz.it/download/297d4365\\_v1.pdf](http://www.frauen-arbeit.bz.it/download/297d4365_v1.pdf) (Stand: 11.1.2016).

45 Vgl. dazu auch Profanter (wie Anm. 9), 33f.

In direkter Beziehung zum innerhäuslichen Pflegemarkt steht die außerhäusliche Pflege. Dieser Bereich ist als formeller und professionalisierter, institutionell organisierter Pflegesektor von der innerhäuslichen Pflege klar zu unterscheiden. Zur Situation in Südtirol möchte ich dazu nur einige Eckpunkte anführen: 2009 schlossen sich betreuende Wohn- und Pflegeheime im *Verband der Seniorenwohnheime Südtirols* zusammen.<sup>46</sup> Insgesamt verteilen sich 74 Institutionen auf das gesamte Territorium. Die Finanzierung der über 4.000 Betten obliegt dabei den Bezirksgemeinschaften, Gemeinden oder Stiftungen. Die Häuser werden entweder von privaten Initiativen oder als öffentliche Betriebe geführt. Im Jahr 2008 wurde bei über 13.000 Menschen in Südtirol Pflegebedarf festgestellt.<sup>47</sup> Die Kapazitäten der pflegenden Einrichtungen decken also weniger als ein Drittel des Bedarfs ab. Demnach ist davon auszugehen, dass etwa 9.000 Menschen in ihren eigenen Haushalten oder dem familiären Umfeld betreut und gepflegt werden.

Zur Deckung ihres Pflegebedarfs erhalten die zu pflegenden Personen sogenanntes Pflegegeld, das sich nach Art und Schwere der Beeinträchtigung richtet und einer Staffelung von Stufe 1 (mehr als 60-120 Stunden monatlicher Betreuungsbedarf) bis Stufe 4 (mehr als 240 Stunden) unterliegt. Pflegegeld in Südtirol ist zweckgebunden und muss für Pflege- und Betreuungskosten, zur Deckung der Kosten der sozialen Absicherung der Pflegenden, für sogenannte „Maßnahmen zum selbständigen Leben“ und zur Kostenbeteiligung bei Hauspflegediensten und Aufhalten in Betreuungseinrichtungen verwendet werden.<sup>48</sup> Die Höhe der Pflegestufe wird nach der erstmaligen Beurteilung und der Genehmigung des Pflegegeldbezugs im Regelfall nach einem Jahr neu eruiert, in Ausnahmefällen – bei massiver gesundheitlicher Verschlechterung – kann mittels ärztlichem Attest ein Antrag auf eine neuerliche Feststellung schon vor Ablauf der Jahresfrist gestellt werden. Die Höhe des Pflegegelds beläuft sich derzeit auf 555 bis 1800 Euro.<sup>49</sup>

46 Statut des Verbandes der Seniorenwohnheime Südtirols. Bozen 2009. Online unter: [http://www.vds-suedtirol.it/de/system/files/page/vds-\\_statut\\_-\\_arpa\\_-\\_statuto\\_dt-it\\_v1\\_-\\_04.09.2009.pdf](http://www.vds-suedtirol.it/de/system/files/page/vds-_statut_-_arpa_-_statuto_dt-it_v1_-_04.09.2009.pdf) (Stand: 6.3.2017).

47 Autonome Provinz Bozen – Südtirol. Landesrat für das Gesundheits- und Sozialwesen: Anfrage Nr. 368/09: Pflegesicherung – Pfl egetandems – Pfl egenotstand. Bozen 2009. Online unter: [http://www2.landtag-bz.org/documenti\\_pdf/idap\\_221026.pdf](http://www2.landtag-bz.org/documenti_pdf/idap_221026.pdf). (Stand: 6.3.2017).

48 Informationen dazu u. a. Südtiroler Bürgernetz: Pflegegeld. Ein Dienst der Südtiroler Landesverwaltung. Bozen 2016. Online unter: [http://www.buergernetz.bz.it/de/dienste/dienste-kategorien.asp?bnsvf\\_svid=1009600](http://www.buergernetz.bz.it/de/dienste/dienste-kategorien.asp?bnsvf_svid=1009600). (Stand: 6.3.2017).

49 Die Auszahlung erfolgt monatlich und zwar direkt an die zu pflegende Person, deren Angehörigen oder Sachwalter\_in. In diesem Zusammenhang äußerten die italienischen Gewerkschaften vermehrt Bedenken, weil sie für den direkten Bezug des Pflegegelds ohne adäquate Kontrollmechanismen Missbrauchspotential orten. Vgl. bspw. Sepp Stricker: Pflegesicherung und Bekämpfung der Schwarzarbeit. In: Südtiroler Gewerkschaftsbund (SGB CISL): Solidarität/Solidarità. Nr. 7/2008, 13. Online unter: <http://www.sgbcisil.it/publicazioni/SOL07-2008.pdf>. (Stand: 17.3.2016).

Höhe und Art des Pflegegeldbezugs haben entscheidenden Anteil daran, wie Familien den Pflegebedarf decken, diesen zu finanzieren in der Lage sind und daran gekoppelt, welche Bedingungen für die eventuell in Anspruch genommene innerhäusliche Pflege durch migrierende Hausangestellte vorherrschen. Auch die Zahl jener Menschen, deren Pflegestufe mit mehr als 240 Stunden monatlichem Pflegebedarf – also Stufe 4 – festgesetzt wird, nimmt maßgeblich Einfluss auf den Pflegemarkt, der sich zwischen Angebot (Anzahl der Arbeitskräfte) und Nachfrage (Pflegekräftebedarf) aufspannt. Denn die Pflege und Fürsorge für diese Menschen bedarf zumeist einer 24-Stunden Betreuung, die in vielen Fällen durch Live-In Arrangements geleistet wird und dies ist eben jene Beschäftigungsform, für die in Südtirol zum überwiegenden Teil migrierende Arbeitskräfte herangezogen werden. Im Jahr 2008 wurde der Pflegebedarf von 1658 Personen in Südtirol mit Pflegestufe 4 festgesetzt.<sup>50</sup> Diese Zahl korrespondiert annähernd mit der von Profanter genannten Anzahl von 1500 migrierenden Hausangestellten in Südtirol.

Charakteristisch für die Entwicklung des Pflegemarktes in den letzten Jahren ist das steigende Alter der Arbeitnehmer\_innen in Südtirol. Während die in Italien insgesamt „beschäftigten Badanti zunehmend jünger werden“<sup>51</sup>, heißt es im *Arbeitsmarktbericht Südtirol 2015* dazu: „Wie bei allen anderen Beschäftigten, werden auch die Beschäftigten im Haushaltssektor immer älter. Zum ersten Mal bilden die über 50-Jährigen (2.440 Beschäftigte; 47,9%) die größte Altersgruppe.“<sup>52</sup> Dieser Befund bestätigte sich auch in den Gesprächen mit verschiedenen Akteur\_innen, der von mir kontaktierten Vermittlungsagenturen in Bozen und Brixen, und muss als Hinweis auf Altersarmut in den Herkunftskontexten, der nach Südtirol migrierenden, pflegend-tätigen Frauen, gelesen werden. Insbesondere in den postsozialistischen Ländern Ost- und Mitteleuropas verweisen jüngere Studien auf steigende Altersarmut, die vor allem Frauen betrifft.<sup>53</sup>

50 Vgl. Südtiroler Bürgernetz (wie Anm. 48).

51 Profanter (wie Anm. 9), 25.

52 Die Präsenz der über 50-Jährigen gehe zu lasten der jüngeren Pflegekräfte, so waren es von den „30 bis 49-Jährigen (2.309; 45,3%) und [von den ] unter 30-Jährigen (342; 6,7%)“ Personen. Gesamt arbeiteten also 5091 Personen in Südtiroler Haushalten. Eine Unterscheidung zwischen migrierenden Hausangestellten und italienischen Staatsbürger\_innen, die als Hausangestellte arbeiten, wird dabei nicht getroffen. Autonome Provinz Bozen – Abteilung Arbeit – Amt für Arbeitsmarktbeobachtung: Arbeitsmarktbericht Südtirol. 2015/2. Mai-Oktober 2015. Bozen 2015. Online: [http://www.provinz.bz.it/arbeitswirtschaft/arbeitsstatistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ\\_action=48&publ\\_article\\_id=242144](http://www.provinz.bz.it/arbeitswirtschaft/arbeitsstatistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ_action=48&publ_article_id=242144) (Stand: 6.3.2017).

53 Silke Steinhilber: Geschlecht und Armut im „neuen Europa: Geschlechterverhältnisse, Sozialpolitik und soziale Ungleichheit in Mittel- und Osteuropa. In: Bulletin Texte: Armut und Geschlecht. Heft 29/30. Berlin, 2005, 108-120.



### „Räume [...], welche die dort Verorteten von jeglicher Mobilität abschneiden“

Die oben aus dem ILO-Übereinkommen zitierten Forderungen legen im Umkehrschluss nahe, dass die Lebens- und Arbeitssituationen migrierender Hausangestellter fern von den geforderten Bedingungen sind. Frauen mit Migrationserfahrungen in innerhäuslichen Pflegedienstverhältnissen erfahren vielmehr mehrfache Diskriminierungen, Einschränkungen und Deprivationen auf unterschiedlichen Ebenen durch ihre – formelle oder informelle – Beschäftigung in diesem Sektor. Neben den rechtlichen und strukturellen Rahmenbedingungen sind es vor allem die konkreten – zum Teil unregulierten oder unkontrollierten – Arbeitsbedingungen, die die gesellschaftliche Teilhabe der Frauen behindern und als Bedingung der Subalternisierung der Frauen kritisiert werden müssen. Denn die Tätigkeit als 24-Stunden Pflegekraft in privaten Haushalten bedeutet, physisch dauernd an den Arbeitsort gebunden zu sein. Zuallererst weil dieser Wohn- und Arbeitsplatz zugleich ist, aber auch, weil Arbeitgeber\_innen ständige Rufbereitschaft einfordern. So ist diese Lebens- und Arbeitswelt von einer paradox-prekären Verschränkung von Immobilität und Mobilität gekennzeichnet: Viele Hausangestellte bewegen sich in Form von periodischer Pendelmigration tatsächlich physisch zwischen Orten (Arbeitsort, der oftmals zeitweilig mit dem Wohnort zusammenfällt und Herkunftsort, der in vielen Fällen außerhalb Südtirols/Italiens liegt) und damit zwischen Räumen und verschiedenen Positionen im sozialen Raum. Um zum Arbeitsmarktsegment der Pflege in Südtirol Zugang zu haben, verlassen die Frauen ihren Herkunftskontext zumeist relativ dauerhaft, unterbrochen nur von kurzen Urlauben und Aufenthalten bei ihren Familien. Damit verlassen sie ihr soziales Umfeld, ihre Angehörigen und auch den gesellschaftlichen Bezugsrahmen, in dem sie bisher Arbeits- und (Aus-)Bildungserfahrungen gesammelt haben. Im Zuge der Migration verlieren diese Frauen also einen beträchtlichen Teil ihres sozialen und kulturellen Kapitals.<sup>54</sup> Dieser Verlust zeigt sich deutlich in der Nichtanerkennung ihrer Berufs- und Bildungstitel, vorheriger Ausbildungen und in der Unterbewertung anderer Qualifikationen beispielsweise der Fähigkeit bestimmte Sprachen zu sprechen. Für Hausangestellte mit Migrationsgeschichten in Südtirol von zentraler Bedeutung ist „The difficulty of the integration of new minorities into an already ethnically defined territory...“<sup>55</sup>. Die sogenannten „ethnischen Gruppen“ werden anhand der Sprachzugehörigkeit ermittelt, diese wiederum schlägt sich im „Ethnischen

54 Diana Reiners: *Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft*. Konstanz, 2010, 62.

55 Reckinger u. a. (wie Anm. 16), 1ff.

Proporz<sup>56</sup> nieder, der „in verschiedenen Bereichen – etwa bei der Vergabe von öffentlichen Stellen, der Zuweisung von Sozialwohnungen, der Verteilung der Kulturbudgets etc. – zur Anwendung kommt“<sup>57</sup>. So ist es für nach Südtirol migrierende Frauen, die als innerhäusliche Pflegekräfte Anstellung finden wollen, von höchster Wichtigkeit, die beiden dominierenden Landessprachen Deutsch und Italienisch (neben Ladinisch) zu verstehen und sprechen zu können. Hinzu kommt der oft an sie gestellte Anspruch, sie müssten im stark dialektal geprägten Raum Brixen auch des gesprochenen Dialektes mächtig sein.<sup>58</sup> Die meisten Frauen in der innerhäuslichen Pflege in Südtirol haben langjährige Migrationserfahrungen gemacht. Viele von ihnen bewegen sich über mehrere Jahre hinweg von Süden nach Norden innerhalb Italiens, ihre Mobilität erstreckt sich also sowohl auf den internationalen als auch auf den binnennationalen Raum. So verfügen viele Pflegekräfte zu Beginn der Tätigkeit in Südtirol über Kenntnisse der italienischen Sprache, Deutsch zu erlernen stellt dann aber eine zusätzliche Herausforderung für sie dar. Trotz der mehrfachen Mobilisierung, der trans- und binnennationalen Migrationen der Frauen und dem häufigen Wechseln ihrer Arbeits- wie Wohnorte, verändern die meisten in der innerhäuslichen Pflege und Betreuung tätigen Frauen ihren Interessenmittelpunkt nicht. Sie halten dauerhaft Kontakt und Austausch mit ihren Familien, denen sie sich nach wie vor verbunden fühlen. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen dabei verschiedene Formen der Kommunikation, Geldrücksendungen (Remittances) und andere Austauschprozesse über informelle Netzwerke, die es den Frauen trotz der relativen Isolation in Südtirol ermöglichen, die Verbindung zu ihren Familien aufrecht zu erhalten.<sup>59</sup> Im Gegensatz zu den mehrfachen Migrationserfahrungen unterliegen die pflegenden Frauen dann in der Arbeitssituation in Südtirol aber einer massiven Begrenzung ihrer physischen Mobilität. Wiederholt wurde mir diese Immobilität von pflegenden Frauen in Brixen als belastend und einschränkend sowie ihre persönlichen Freiheiten bescheidend beschrieben. Denn das im Raum Brixen verbreitete Arbeitsmodell sieht vor, dass auch bei hohem Pflegebedarf

56 Grundlegend dazu: Oskar Peterlini: Der ethnische Proporz in Südtirol. Athesia 1980. Online unter: [http://www.academia.edu/7433141/Der\\_ethnische\\_Proporz\\_in\\_S%C3%BCdtirol\\_The\\_ethnic\\_proportion\\_in\\_South\\_Tyrol\\_\(Stand:2.3.2015\)](http://www.academia.edu/7433141/Der_ethnische_Proporz_in_S%C3%BCdtirol_The_ethnic_proportion_in_South_Tyrol_(Stand:2.3.2015)).

57 Wie bspw. auf der offiziellen Internetseite der Landesverwaltung der Autonomen Provinz Bozen zu lesen ist: Autonome Provinz Bozen – Ladinische Kultur und Ladinisches Schulamt: Volkszählung und Proporz; Aspekte und Entwicklungen. Bozen 2011. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/ladinisches-schulamt/themen/aktuelles-kultur.asp?aktuelles\\_action=4&aktuelles\\_article\\_id=372138](http://www.provinz.bz.it/ladinisches-schulamt/themen/aktuelles-kultur.asp?aktuelles_action=4&aktuelles_article_id=372138) (Stand: 6.3.2017).

58 Vgl. dazu Profanter (wie Anm. 9), 200f. Sie verweist allerdings darauf, dass die offizielle Dreisprachigkeit der Autonomen Provinz Bozen die größere Hürde darstellt, als die dialektale Färbung der deutschen Sprache in Südtirol.

59 Vgl. dazu Profanter (wie Anm. 9), 42f.

(24-Stunden-Pflege im Live-In Arrangement) nur eine betreuende Person in den Haushalt einzieht. In der Regel findet kein Wechsel der Arbeitnehmer\_innen statt, wie es beispielsweise ein Rotationsmodell vorsehen würde, bei dem sich jeweils zwei (oder mehr) Pflegenden eine 24-Stunden Stelle derart teilen, dass je eine Arbeiter\_in für mehrere Wochen (zumeist ungefähr drei bis vier Wochen) im Haushalt lebt und die Betreuungs- und Pflegearbeit ausführt, um dann für die Dauer von mehreren Wochen freigestellt zu sein (zumeist nützen Frauen in Migrationszusammenhängen diese Phase, um zu ihren Familien zu reisen). In Südtirol wird dieses Rotationsprinzip nicht angewendet, weil die Arbeitgeber\_innenfamilien sich am Ideal der einen Bezugsperson orientieren. Sie fordern den dauernden Aufenthalt der Pflegearbeiter\_in, weil sie sich als Familie und Pflegebedürftige nur auf eine Person einlassen wollen. Dabei versuchen sie ein Vertrauensverhältnis zu etablieren, das die Pflegekraft in einer Position zwischen Familienmitglied und Dienstnehmer\_in innerhalb der Familie integriert.<sup>60</sup> Die Grenzen zwischen Arbeitsstelle und Familienanschluss werden dann fließend und dynamisch zwischen beiden Seiten – Dienstgeber\_innen und Dienstnehmer\_innen – verhandelt. Zugleich eröffnet sich für die Pflegekräfte aber ein Spannungsfeld, in dem die Selbstpositionierung als professionell tätige Arbeitskraft schwerfällt und eine deutliche Grenzziehung zwischen bezahlter und unbezahlter sowie freiwillig und unfreiwillig geleisteter Arbeit beinahe verunmöglicht wird.<sup>61</sup> Neben der Immobilisierung der pflegend-tätigen Frauen durch diesen Anspruch erfordert der Arbeitsmarktsektor der innerhäuslichen 24-Stunden-Pflege, wie er sich in Brixen etablieren konnte, aber auch erhöhte Bereitschaft zu persönlicher Mobilität in anderer Hinsicht. Sind die pflegend Tätigen doch in Bezug auf ihre Wohnsituation an die Arbeitgeber\_innen gebunden, was in der Wahrnehmung der Frauen zu Gefühlen von Abhängigkeit und Ohnmacht führt. So sind sie in den meisten Fällen beim (oft abrupten) Wegfall des Pflegebedarfs oder bei Beendigung des Arbeitsvertrags darauf verwiesen, so schnell wie möglich wieder Anstellung zu finden, um nicht in die Obdachlosigkeit zu schlittern. In der kleinstädtischen Umgebung Brixens bedeutet das oft weite Distanzen zum Stadtzentrum auf sich nehmen und das erste offene Stellenangebot annehmen zu müssen. Ihr ohnehin eingeschränktes soziales Umfeld und andere persönliche Bezugspunkte gehen dann mit einer neuen Anstellung verloren und so finden sich die pflegend-tätigen Frauen nach dem Wechsel des Arbeitsplatzes oft zum Teil ungewollt in Anstellungen in entlegenen Weilern mit schlechter öffentlicher Verkehrsanbindung und noch weiter eingeschränktem persönlichem Aktionsradius wieder. Dabei offenbart sich ihre doppelte Abhängigkeit von einer Anstellung

60 Vgl. Ebd., 32ff.

61 Vgl. dazu ebd., 36ff.

und der damit verbundenen Möglichkeit zu wohnen: Denn neben der Tatsache, dass die Frauen bezüglich ihrer Wohnsituation abhängig von einem Arbeitsplatz sind, ist auch ihr Aufenthaltsstatus in Italien an einen gültigen Arbeitsvertrag gebunden (vgl. dazu weiter oben). Dies führt zur Verschärfung der Ungleichstellung der migrierenden Pflegekräfte im Vergleich zu Pfleger\_innen mit italienischer Staatsbürgerschaft und muss als weiterer subalternisierender Aspekt betrachtet werden. Karitative Einrichtungen in Südtirol reagieren auf die prekäre Situation der Frauen bei der Beendigung des Dienstverhältnisses mit Notschlafstellen. So stellt beispielsweise das *Haus der Solidarität* in Brixen drei Plätze für Frauen bis zu ihrer Weitervermittlung zur Verfügung.

### Informelle Graubereiche

Die individuell als leidvoll und überfordernd erfahrenen Arbeitsbedingungen der Frauen verweisen mit aller Deutlichkeit auf die strukturelle Rahmung des Pflegearbeitssektors in Südtirol und die innerfamiliären Grauzonen, die sich für ein Dienstverhältnis in einem Privathaushalt auftun. Um dies weiter zu explizieren, soll im Folgenden der von den pflegenden Hausangestellten geforderte Arbeitsstundeneinsatz und die Entlohnung für diesen Einsatz im Vergleich zu den rechtlichen Rahmenbedingungen aufgezeigt werden: Der 2007 neu verhandelte Kollektivvertrag für Hausangestellte sieht für im Haushalt lebende Angestellte höchstens 54 Wochenarbeitsstunden vor. Davon können je maximal zehn Stunden pro Tag – unterbrochen von Pausen und Ruhezeiten – erbracht werden. Hierzu sind Zeitaufzeichnungen zu führen. Dabei wird die Arbeitszeiteinteilung bei Live-In Arrangements und Vollzeitbeschäftigung von den Arbeitgeber\_innen festgelegt.

Das Höchstausmaß von 54 Wochenarbeitsstunden entspricht aber häufig nicht den faktisch erbrachten Arbeitsleistungen der Frauen. Sie stehen, wie die inoffizielle Benennung der Dienstverhältnisse als 24-Stunden-Pflege belegt, rund um die Uhr für die zu pflegenden Menschen/Familien zur Verfügung. Eine Abgrenzung der arbeitsrechtlich einzuhaltenden Ruhezeiten und der freien Tage (mindestens ein freier Tag pro Woche) ist allein durch die gemeinsamen Wohnverhältnisse (beinahe) unmöglich. Insbesondere bei der Betreuung pflegebedürftiger Menschen im gemeinsamen Haushalt wird auch die gesetzlich geregelte Nachtruhe von mindestens elf aufeinander folgenden Stunden kaum erreicht. Hinzu kommt, dass auch Überstunden mit lediglich einer Tagesfrist angekündigt und gefordert werden können und die Arbeitnehmer\_innen diese nur dann verweigern können, wenn sie einen triftigen Grund anführen. Aus den Regelungen des Kollektivvertrags bezüglich „nächtlicher Betreuung“ ergäbe sich rein rechnerisch, dass eine Frau alleine keine 24-Stunden-Pflege durchführen darf. Denn

neben der Betreuung tagsüber stellt auch die nächtliche Betreuung „eine Form der nicht ununterbrochenen nächtlichen Leistung (zwischen 20.00 Uhr und 8.00 Uhr morgens) zur Betreuung von Personen (Kinder, Senioren, Behinderte oder Kranke) oder von Pflegebedürftigen“ dar. Und den Arbeitnehmer\_innen, die diese Leistung erbringen, müssen Verpflegung und Unterkunft für die Nacht zur Verfügung gestellt werden. Dass tatsächlich pro Familie oftmals nicht einmal eine ganze Stelle zur Anmeldung kommt, spricht dafür, dass viele der pflegenden Frauen im rechtlichen Graubereich, ohne vollen Versicherungsschutz und ohne adäquate Pensionsvorsorge erheblich mehr Arbeit leisten, als gesetzlich erlaubt wäre. Außerdem verweist dieser Umstand auf die andauernde Belastung der pflegenden (oftmals wiederum weiblichen) Angehörigen, die in einer Fortschreibung traditioneller Rollenvorstellungen und der Zu- und Festschreibung von Care-Arbeit als weibliche Arbeit, die unbezahlt innerhalb der Familie geleistet werden muss, zunächst oft selbst die Pflege zur Gänze übernehmen. In vielen Fällen werden erst, wenn deren Leistungsvermögen und Möglichkeiten erschöpft sind, Pflegekräfte angestellt und andere Wege der Betreuung für die bedürftigen Angehörigen beschritten. Die Tätigkeit der pflegenden Angehörigen, die zu Dienstgeber\_innen werden, wenn eine innerhäusliche Pflegekraft angestellt wird, bezeichnet Profanter als Care-Management. Sie tragen nach wie vor Verantwortung, sehen sich mit der neuen Rolle der Arbeitgeber\_in konfrontiert und müssen ihrerseits Strategien und Handlungsmuster zum Umgang mit den pflegend-tätigen Angestellten und zur Bewertung deren Arbeit finden.<sup>62</sup>

Die kollektivvertraglich geregelten Gehälter für Hausangestellte in Italien sehen eine Abstufung nach Tätigkeit und Qualifizierung vor. So lag der Mindestlohn beim Höchststundenausmaß (einer sogenannten ganzen Stelle – 54 Wochenstunden) nach der letzten Lohnrunde bei knapp über 600 Euro. Bei einer höheren Einstufung (nach Qualifizierung und Tätigkeiten) bei maximal rund 1360 Euro.<sup>63</sup> Würde also eine Hausangestellte für ein de facto 24-Stunden Betreuungsverhältnis eingestellt werden, um eine bedürftige Person mit der Pflegestufe 4 zu pflegen, müsste sie nach der höchsten Lohnstufe eingestuft, mindestens knapp 1340 Euro verdienen, der Pflegegeldbezug beliefe sich dabei in Südtirol auf 1800 Euro. Rein rechnerisch wäre also die Anstellung einer Person

62 Profanter (wie Anm. 9), 135ff.

63 Dieser Betrag ergibt sich aus einem Grundlohn von 1193, 64 Euro und einer Zulage von 168,07 Euro. Vgl. Kollektivlöhne für Hausangestellte ab 1.1.2017. o. A. Online: <http://www.provinz.bz.it/arbeits-wirtschaft/arbeits/downloads/hausangestellte.pdf>. Vgl. auch: Helmut Weißenegger: Neue Löhne – neue Abgaben. In: SWZ-Südtiroler Wirtschaftszeitung, Nr. 7/14. 21.2.2014, 12. Online: <http://www.swz.it/media/8020ef82-a4ce-44cd-9564-51f037ee8ecb.pdf>. (Stand: 6.3.2017).

mit Höchststundenausmaß durch den Bezug des Pflegegeldes gedeckt, der tatsächliche Pflegebedarf jedoch, der aus einer Bedürftigkeit mit Stufe 4 entsteht und eine rund um die Uhr Betreuung notwendig macht, kann mit einer Vollzeitstelle und also auch mit der aktuellen Bemessung des Pflegegeldes nicht gedeckt werden. Tatsächlich führt das in vielen Fällen dazu, dass unbezahlte Überstunden von der Betreuungsperson im Live-In Arrangement in Kauf genommen werden und dass Familien diese in der gebotenen Wohnmöglichkeit abgegolten sehen; eine Praxis, die arbeitsrechtlich und kollektivvertraglich nicht gedeckt ist, insbesondere aber durch das in Südtirol etablierte Modell der Betreuung durch eine Person gestützt wird.<sup>64</sup> Neben der offenbaren, gesetzlich geregelten und im Kollektivvertrag festgehaltenen Geringschätzung der Arbeitstätigkeit der im innerhäuslichen Bereich Tätigen, haben sich in Südtirol und im Raum Brixen Umgehungsstrategien entwickelt, die zudem die ohnehin geringen Lohnnebenkosten für die Arbeitgeber\_innen niedrig halten und zugleich die beschränkten Sozialleistungen für die Arbeitnehmer\_innen weiter beschneiden. So werden viele Verträge mit niedrigem Arbeitsstundenausmaß geschlossen, obwohl es sich eindeutig um 24-Stunden-Pflegedienste handelt, also um Arbeitsverhältnisse, deren Arbeitsaufkommen rein rechnerisch mit zumindest zwei ganzen Stellen und einer zusätzlichen Teilzeitstelle für die Hausangestellten geleistet werden müsste. Die in vielen Fällen erbrachte, außervertragliche Mehrarbeit wird nicht oder im Graubereich des innerhäuslichen Dienstverhältnisses ohne Versicherungsabgaben und Lohnnebenkosten abzuführen direkt ausbezahlt. Es handelt sich also um Schwarzarbeit und für die Arbeiter\_innen entstehen keine oder deutlich geringere Ansprüche auf Sozialleistungen.<sup>65</sup> Profanter spricht in diesem Zusammenhang von einem „informellen, privaten ‘Welfare-System’“, das als „kreative Antwort“ auf das gesellschaftliche Problemfeld des ungedeckten und vielfach nicht ausreichend finanzierten Pflegebedarfs verstanden werden kann.<sup>66</sup>

64 Zudem geht Profanter davon aus, dass Frauen, die in Italien in Live-In Arrangement sieben Tage und 24 Stunden arbeiten und leben, vor allem in migrantischen Zusammenhängen, im Schnitt etwa nur 800 Euro verdienen. Vgl. Profanter (wie Anm. 9), 36.

65 Bei Verträgen mit weniger als 25 Wochenarbeitsstunden verringert sich beispielsweise der Pensionsanspruch. Vgl. dazu u.a. Hausangestellte. Bis 12. Oktober Beiträge zahlen. (o.A.). In: SWZ-Südtiroler Wirtschaftszeitung, Nr. 37/15. 2.10. 2015.

66 Profanter (wie Anm. 9), 19.

## Ergebnisse und offene Fragen

Mein Beitrag zielte darauf ab, die strukturellen Rahmenbedingungen, manifest im Gesetz 339 und in den derzeit gültigen Tarifverträgen, als legale Ungleichstellung der migrierenden Hausangestellten aufzuzeigen. Zugleich sollte auf den innerhäuslichen Graubereich verwiesen werden, der Möglichkeiten der individuellen Auslegung geltenden Rechts bietet, Handlungsspielraum eröffnet, zugleich aber regulative Zugriffe erschwert und deshalb als mitbedingend für die Subalternisierung der Hausangestellten betrachtet werden muss.

Zusammenfassend lässt sich noch einmal festhalten: Aufgrund der Arbeits- und Lebensbedingungen, in denen sich die in Pflege tätigen, migrierenden Frauen in Südtirol wiederfinden und auch aufgrund teilweise fehlender politischer und gewerkschaftlicher Selbstrepräsentation und Selbstorganisation muss der Sektor der innerhäuslichen Pflege in Südtirol als subalternisierend begriffen werden. Die Rahmenbedingungen und die gelebten Praxen schneiden „die dort Verorteten von jeglicher Mobilität ab[...]“<sup>67</sup>. Die Eingriffe in die Bewegungsfreiheit der Frauen sind jedenfalls massiv, aber zugleich mobilisierend und immobilisierend: Denn neben der Festsetzung der Frauen in den italienischen Privathaushalten an sieben Tagen in der Woche und rund um die Uhr, zwingen die Bedingungen des Arbeitsmarktes die pflegenden Frauen zu höchster Flexibilität im Falle eines Arbeitsplatzwechsels und zum Tragen des Prekarisierungsrisikos, wenn das Arbeitsverhältnis durch den Tod der/s zu Pflegenden endet. Die alltäglichen Handlungsmuster der pflegend-tätigen Frauen und deren Strategien des Umgangs mit der erlebten Subalternisierung gilt es als Strategien einer transmigrantischen Mobilität zu analysieren. Dabei darf, um einer generalisierenden Pauschalierung vorzugreifen, nicht vergessen werden, dass „[t]ransnationale Beziehungen zwischen verschiedenen Orten [...] vom legalen Status der wandernden Menschen abhängig [sind] und damit auch von der internationalen Bewertung ihrer Pässe“<sup>68</sup>. Und dass trotz beobachtbarer „De-Nationalisierung“ vor allem auch auf der Ebene der Europäischen Union (vgl. bspw. die sogenannte Arbeitnehmerfreizügigkeit innerhalb der EU) „die Politik der Nationalstaaten zentral“<sup>69</sup> für ein kritisches Verständnis der jeweiligen Lebenswirklichkeiten bleibt. Diese sind im Fall der Pflegekräfte mit Migrationserfahrungen in Südtirol geprägt von temporären oder uneingeschränkten Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen oder den aneinander gekoppelten Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen, wie sie in Italien

67 Castro Varela u. Dhawan (wie Anm. 4), o.S.

68 Lutz (wie Anm. 20), 577ff.

69 Ebd.

an „Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer aus Nicht-EU-Ländern“<sup>70</sup> vergeben werden. Deutlich wurde am Beispiel Südtirols, dass die Anforderungen des Pflegearbeitsmarktes mit dem europäischen und dem italienischen Migrationsregime korrespondieren und dass migrierende Pflegearbeiter\_innen trotz transnationaler Abkommen zur Verbesserung ihrer Arbeitssituationen in hohem Ausmaß von Ausbeutung und Unterprivilegierung betroffen sind.

Im Zuge der Gespräche mit pflegenden Frauen und arbeitsvermittelnden Akteur\_innen versuchte ich Strategien des Umgangs mit dieser (zeitweiligen), durch die Arbeitsmigration erfahrenen Subalternisierung auszumachen. Dies gelang nur bedingt, denn ethnographisch forschende Gespräche über einschränkende und individuell bedrückende Lebensbedingungen setzen eine tragfähige Forschungsbeziehung voraus. Eine solche basiert auf Empathie der Fragenden und auch auf Vertrauen der Erzählenden und deren Bedürfnis, sich mitzuteilen. Die Situation der kurzen Feldforschungsphase im Frühjahr 2015 erlaubte es mir aber nicht, über ein erstes Kennenlernen mit meinen Gesprächspartner\_innen hinaus eine vertrauensvolle Beziehung aufzubauen. So sind die vorliegenden Ergebnisse wegweisend für weitere Fragen an dieses Forschungsfeld, für das es nach dieser explorativen Phase lohnend wäre, die Akteur\_innen und ihr Erleben mittels geschärfter Fragestellung und der Anpassung der angewandten Methoden weiter ins Zentrum der Überlegungen zu rücken. Zu fragen wäre dann unter anderem nach dem subjektiven Stellenwert der Maßnahmen zur öffentlichen, politischen und sozialen Gleichstellung migrierender Hausangestellter in Südtirol. Denn in den individuellen Erfahrungen der Frauen kommen nicht allein die strukturellen Bedingungen ihrer Lebens- und Arbeitswirklichkeiten zum Ausdruck, in ihnen zeigen sich auch überindividuelle, sozio-kulturelle Muster des Umgangs mit diesen spezifischen Rahmenbedingungen wie vergeschlechtlichte Familienarbeitskonzepte und subjektivierte Formen entgrenzter Arbeitszonen der Care- und Haushaltsarbeit, auf die das europäisch-ethnologische Forschungsinteresse im Besonderen zielt. Theoretisch an das Subalternitätskonzept von Spivak anschließend müsste in Bezug auf in Südtirol zu beobachtende *integrative*/solidarisierende Initiativen nach den praktizierten Möglichkeiten der (Selbst-)Repräsentation der Hausangestellten und insbesondere der Frauen mit Migrationsbiographien in der innerhäuslichen Pflege gefragt werden: Finden die Frauen in den verschiedenen Initiativen Repräsentation? Und wenn ja, in welcher Form? Und von zentraler Bedeutung wäre die Frage: Haben die Frauen dort Raum und Möglichkeit der

70 Informationen dazu finden sich online an verschiedenen Stellen, u.a. auf Portalen wie career-contact: Thorsten Kleinschmidt: Italien. Informationen zu Italien. Online unter: <http://www.career-contact.net/laenderinfos/italien.html> (Stand: 6.3.2017).



Selbstermächtigung? Denn um Subalternisierungsprozesse aufzuzeigen und zu kritisieren, müssen zuallererst kollektivierende Bilder aufgebrochen und das Sprechen über die Frauen, vor allem im Sinne eines Sprechens für die Frauen, hinterfragt werden.

## Literatur

- Bauernschmidt, Stefan: Kulturwissenschaftliche Inhaltsanalyse prozessgenerierter Daten. In: Bischoff, Christine u. a. (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, 415-430.
- Castro Varela, María do Mar u. Dhawan, Nikita: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld 2005.
- Girardi, Rainer: Geschichtlicher Abriss und demographische Daten zur Migration in Südtirol. In: Medda-Windischer, Roberta; Hetfleisch, Gerhard u. Meyer, Maren (Hg.) Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven. Bozen 2011, 77-94.
- Hausangestellte. Bis 12. Oktober Beiträge zahlen. (o.A.). In: SWZ-Südtiroler Wirtschaftszeitung, Nr. 37/15. 2.10. 2015.
- Lee, Everett S.: Theory of Migration. In: Demography Vol. 3, No. 1. 1966, 47-57.
- Lüfter, Ursula; Verdorfer, Martha u. Wallnöfer, Adelina: Wie die Schwalben fliegen sie aus. Südtirolerinnen als Dienstmädchen in italienischen Städten 1920–1960. Bozen 2011.
- Lutz, Helma: Migrations- und Geschlechterforschung: Zur Genese einer komplizierten Beziehung. In: Becker, Ruth u. Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden 2010, 573-581.
- Profanter, Annemarie: Badanti – Pflegen in der Fremde/Badanti – Assistere in terra straniera. Bozen 2014.
- Reckinger, Gilles u. a.: Lehrforschungsprojekt Migrantische Arbeitswelten in Südtirol. (MIAS). Detailed Description of the project. Unveröffentlichtes Papier.
- Reiners, Diana: Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft. Konstanz 2010.
- Spivak, Gayatri: Can the Subaltern speak?. In: Nelson, Cary u. Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Chicago 1988, 66-111.
- Steinhilber, Silke: Geschlecht und Armut im „neuen Europa“ : Geschlechterverhältnisse, Sozialpolitik und soziale Ungleichheit in Mittel- und Osteuropa. In: Bulletin Texte: Armut und Geschlecht. Heft 29/30. Berlin 2005, 108-120.
- Zadra, Franca: Alto Adige allo Specchio - Sguardi femminili tra appartenenza e mobilità. Trento 2013.

## Internetquellen

- Autonome Provinz Bozen – Ladinische Kultur und Ladinisches Schulamt: Volkszählung und Proporz; Aspekte und Entwicklungen. Bozen 2011. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/ladinisches-schulamt/themen/aktuelles-kultur.asp?aktuelles\\_action=4&aktuelles\\_article\\_id=372138](http://www.provinz.bz.it/ladinisches-schulamt/themen/aktuelles-kultur.asp?aktuelles_action=4&aktuelles_article_id=372138) (Stand: 6.3.2017).
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol. Landesrat für das Gesundheits- und Sozialwesen: Anfrage Nr. 368/09; Pflegesicherung – Pfl egetandems – Pfl egenotstand. Bozen 2009. Online unter: [http://www2.landtag-bz.org/documenti\\_pdf/idap\\_221026.pdf](http://www2.landtag-bz.org/documenti_pdf/idap_221026.pdf) (Stand: 6.3.2017).
- Autonome Provinz Bozen – Abteilung Arbeit – Amt für Arbeitsmarktbeobachtung: Arbeitsmarktbericht Südtirol 2012. Bozen 2012, 171-196. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/statistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ\\_action=4&publ\\_article\\_id=216084](http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/statistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ_action=4&publ_article_id=216084) (Stand: 3.3.2017).
- Autonome Provinz Bozen – Südtirol Abteilung Arbeit: Einwanderung und Integration in Südtirol. Ein Bericht der Koordinierungsstelle für Einwanderung. Bozen 2013, 38. Online unter: <http://www.provinz.bz.it/arbeit/service/publikationen.asp> (Stand: 3.3.2017).
- Autonome Provinz Bozen – Abteilung 19 – Arbeit: Mehrjahresplan für die Beschäftigungspolitik 2007-2013. Bozen 2008. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/Mehrfjahresplan\\_07-13\\_dt.pdf](http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/Mehrfjahresplan_07-13_dt.pdf) (Stand: 3.3.2017).
- Autonome Provinz Bozen – Abteilung Arbeit – Amt für Arbeitsmarktbeobachtung: Arbeitsmarktbericht Südtirol. 2015/2. Mai-Oktober 2015. Bozen 2015. Online unter: [http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/statistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ\\_action=4&publ\\_article\\_id=242144](http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/statistik/arbeitsmarktberichte.asp?publ_action=4&publ_article_id=242144) (Stand: 6.3.2017).
- Castro Varela, María do Mar u. Dhawan, Nikita : Subalterne gibt es nicht – Position ohne Identität. Interview mit Maria do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan. In: Malmoe 40. 2008. Online unter: <http://www.malmoe.org/artikel/widersprechen/1618> (Stand: 9.3.2017).
- EFFAT European Federation of Food, Agriculture and Tourism Trade Unions: Förderung der industriellen Beziehungen im Hausangestelltensektor in Europa. Brüssel 2015, 14. Online unter: [http://www.effat.org/sites/default/files/news/13931/effat\\_report\\_promote\\_industrial\\_relations\\_in\\_the\\_domestic\\_work\\_sector\\_in\\_europe\\_de.pdf](http://www.effat.org/sites/default/files/news/13931/effat_report_promote_industrial_relations_in_the_domestic_work_sector_in_europe_de.pdf) (Stand: 3.3.2017).
- Esser, Hartmut: Sprache und Integration: Konzeptionelle Grundlagen und empirische Zusammenhänge. Kommission für Migrations- und Integrationsforschung. Working Paper Nr. 7. Online unter: [http://www.oecaw.ac.at/fileadmin/kommissionen/KMI/Dokumente/Working\\_Papers/kmi\\_WP7.pdf](http://www.oecaw.ac.at/fileadmin/kommissionen/KMI/Dokumente/Working_Papers/kmi_WP7.pdf) (Stand: 3.3.2017).

- FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte: MigrantInnen in einer irregulären Situation, die als Hausangestellte arbeiten: grundrechtliche Herausforderungen für die Europäische Union und ihre Mitgliedstaaten. Luxemburg: Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union 2012. Online unter: <http://fra.europa.eu/de/publication/2012/migrantinnen-einer-irregulren-situation-die-als-hausangestellte-arbeiten> (Stand: 6.3.2017).
- Kleinschmidt, Thorsten: Italien. Informationen zu Italien. Online unter: <http://www.career-contact.net/laenderinfos/italien.html> (Stand: 6.3.2017).
- International Labour Office – Geneva: Domestic workers across the world: global and regional statistics and the extent of legal protection. Genf 2013, 35. Online unter: [http://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---dgreports/---dcomm/---publ/documents/publication/wcms\\_173363.pdf](http://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---dgreports/---dcomm/---publ/documents/publication/wcms_173363.pdf) (Stand: 5.2.2015).
- Kollektivlöhne für Hausangestellte ab 1.1.2017. o. A. Online unter: <http://www.provinz.bz.it/arbeit-wirtschaft/arbeit/downloads/hausangestellte.pdf> (Stand: 6.3.2017).
- Peterlini, Oskar: Der ethnische Proporz in Südtirol. Athesia 1980. Online unter: [http://www.academia.edu/7433141/Der\\_ethnische\\_Proporz\\_in\\_S%C3%BCdtirol\\_The\\_ethnic\\_proportion\\_in\\_South\\_Tyrol](http://www.academia.edu/7433141/Der_ethnische_Proporz_in_S%C3%BCdtirol_The_ethnic_proportion_in_South_Tyrol) (Stand: 6.3.2017).
- Profanter, Annemarie: Pressemitteilung zu Profanter, Annemarie: „Badanti – Pflegen in der Fremde / Badanti – Assistere in terra straniera. Online unter: <http://annemarieprofanter.com/?p=581> (Stand: 3.3.2017).
- Statut des Verbandes der Seniorenwohnheime Südtirols. Bozen 2009. Online unter: [http://www.vds-suedtirol.it/de/system/files/page/vds-\\_statut\\_-\\_arpa\\_-\\_statuto\\_dt-it\\_v1\\_-\\_04.09.2009.pdf](http://www.vds-suedtirol.it/de/system/files/page/vds-_statut_-_arpa_-_statuto_dt-it_v1_-_04.09.2009.pdf) (Stand: 6.3.2016).
- Stricker, Sepp: Pflegesicherung und Bekämpfung der Schwarzarbeit. In: Südtiroler Gewerkschaftsbund (SGB CISL): Solidarität/Solidarietà. Nr. 7/2008, 13. Online unter: <http://www.sgbcisil.it/pubblicazioni/SOL07-2008.pdf> (Stand: 17.3.2016).
- Südtiroler Bürgernetz: Pflegegeld. Ein Dienst der Südtiroler Landesverwaltung. Bozen 2016. Online unter: [http://www.buergernetz.bz.it/de/dienste/dienstebereiche/kategorien.asp?bnsvf\\_svid=1009600](http://www.buergernetz.bz.it/de/dienste/dienstebereiche/kategorien.asp?bnsvf_svid=1009600) (Stand: 6.3.2017).
- Weißenegger, Helmut: Neue Löhne – neue Abgaben. In: SWZ-Südtiroler Wirtschaftszeitung, Nr. 7/14. 21.2.2014, 12. Online unter: <http://www.swz.it/media/8020ef82-a4ce-44cd-9564-51f037ee8ecb.pdf> (Stand: 6.3.2017).
- Walter, Konrad: Kollektivvertrag für die Arbeit im Haushalt. Bozen 2007. S. 10f. Online unter: [http://www.frauen-arbeit.bz.it/download/297d4365\\_v1.pdf](http://www.frauen-arbeit.bz.it/download/297d4365_v1.pdf) (Stand: 11.1.2016).

Zuber, Inês Cristina: Entwurf einer Empfehlung. Zu dem Entwurf eines Beschlusses des Rates zur Ermächtigung der Mitgliedstaaten, das Übereinkommen über menschenwürdige Arbeit für Hausangestellte der Internationalen Arbeitsorganisation von 2011 (Übereinkommen Nr. 189) im Interesse der Europäischen Union zu ratifizieren. Ausschuss für Beschäftigung und soziale Angelegenheiten. Online unter: [http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009\\_2014/documents/empl/pr/1003/1003168/1003168de.pdf](http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/empl/pr/1003/1003168/1003168de.pdf) (Stand 6.3.2017).



# Senegalesische Straßenhändler\_innen in Bozen und Brixen<sup>1</sup>

**Sophia Adolf, Dian Altin**

Durch unsere Professorin für Anthropologie Dorothy Zinn erfuhren wir vom Projekt Migrantische Arbeitswelten in Südtirol und waren sofort interessiert und neugierig. Schnell meldeten wir uns bei ihr, um daran teilnehmen zu können. Wir wussten nicht viel, eigentlich kannten wir ausschließlich das Thema der Forschung und welche Zeit wir im Feld verbringen würden. Unsere erste Aufgabe war es, ein bestimmtes Feld auszuwählen. Nach reichlichem Überlegen, welche Felder im Kontext des Themas „Migrantische Arbeitswelten“ in Frage kämen, entschieden wir uns für den Straßenverkauf. Wir überlegten auch, was alles zum Straßenhandel zählt: Straßenmusikant\_innen, Zeitungsverkauf, Rosenverkäufer\_innen, die abends in Restaurants und Bars ihre Ware von Tisch zu Tisch anbieten, und Straßenhändler\_innen, die Feuerzeuge, Armbänder und andere alltägliche Gebrauchsgegenstände verkaufen. Um das Feld einzugrenzen, entschieden wir uns für Straßenhändler\_innen, von denen wir aus früheren Kontakten bereits einige kannten.

Unsere Forschungsgruppe bestand anfänglich aus vier Studierenden: Verena Altenhofen und einem weiteren Kollegen, der die Gruppe aus persönlichen Gründen verlassen musste, beide Masterstudierende der Europäischen Ethnologie an der Universität Innsbruck, und Sophia Adolf und Dian Altin, Bachelorstudentinnen in Sozialer Arbeit an der Freien Universität Bozen mit Sitz in Brixen.

Unsere Forschung im April 2015 fand in den Stadtzentren Brixens und Bozens statt. Wir waren meist im öffentlichen Raum: während der ersten Woche in Brixen und während der zweiten Woche in Bozen. Verena Altenhofen knüpfte Kontakt zu Straßenverkäufer\_innen in Bozen und führte dort auch Interviews, wir konzentrierten uns aus pragmatischen Gründen auf die Stadt Brixen, wo wir aus unserem Alltag bereits Verkäufer\_innen kannten. Dies erleichterte uns den Feldzugang: Brixen ist – im Gegensatz zur Provinzhauptstadt Bozen, in der das Leben im öffentlichen Raum unpersönlicher wirkt – eine Kleinstadt, in der man sich kennt. In Brixen gibt es zwei männliche Straßenverkäufer, die sich dort regelmäßig aufhalten, in Bozen hingegen findet ein häufiger und unübersichtlicher Wechsel zwischen vielen Verkäufer\_innen statt. Uns fiel dabei auf, dass sehr viele der Straßenverkäufer\_innen aus dem Senegal stammen.

---

1 Dieser Text wurde von Dorothy Zinn betreut und lektoriert.

Der Straßenverkauf gehört zum Dienstleistungssektor: diverse Produkte werden auf öffentlichen Straßen und Plätzen verkauft. Es handelt sich dabei um eine Form informeller Ökonomie, dennoch benötigt man eine Genehmigung, die im Rathaus oder bei der Provinz angefordert werden muss.

## Der Feldzugang

Die erste Herausforderung der Forschung bestand darin, einen geeigneten Zugang zu den Akteur\_innen des Straßenhandels zu finden.

Theoretisch können für die Feldforschung nach Girtler (2002) drei Phasen des Zugangs beschrieben werden. Diese folgen einander allerdings nicht chronologisch und können fließend ineinander übergehen. Während unserer Forschung ließ sich nie nur eine Phase herauskristallisieren. Es bildeten sich stets Mischformen der ersten beiden Phasen, die sich noch dazu ständig änderten. Grund dafür war, dass wir stets neue Leute kennenlernten und gleichzeitig alte Kontakte aufrechterhielten und zu vertiefen versuchten.

### Kontaktaufnahme: Annäherung und Akzeptiert werden

Im ersten Moment der Kontaktaufnahme ist es ausschlaggebend, Interesse zu zeigen und den Menschen gegenüber Achtung auszudrücken. Akzeptiert zu werden kann nicht durch die Forschung selbst erreicht werden, sondern vielmehr durch die Art, wie sich der oder die Forscher\_in den Forschungspartner\_innen gegenüber verhält. Das Verhalten des/r Forscher\_in wird von den Informant\_innen stets interpretiert, auch der/die Forscher\_in wird analysiert und eingeordnet.

Wichtig ist, dass die Personen sicher sein können, dass die Ergebnisse der Forschung keinesfalls negative Folgen für sie haben werden. Man muss ihnen vermitteln können, dass man sie auf keinen Fall *ausspionieren* möchte und dass man ihnen stets mit Ehrlichkeit begegnet. Außerdem bedarf es der Sensibilität des/der Forscher\_in, zu erkennen, wann man in einer Situation stört und sich besser zurückziehen sollte und wann es in Ordnung ist, anwesend zu sein. Durch diese Fähigkeit können Forschende zeigen, dass gewisse Grenzen respektiert werden und dadurch wird die Eingliederung in die Gruppe erleichtert.

### Zurechtfinden: Vertrauen gewinnen, Horizonte erweitern, Spezialist\_in werden

Nachdem eine Kontaktaufnahme geglückt ist, muss sich der/die Forscher\_in bemühen, die Beziehungsbasis aufrechtzuerhalten, indem er /sie lernt, sich im Feld zurechtzufinden und sich dort angemessen zu bewegen. Dazu muss er/sie sich

stets selbst reflektieren und sich Fragen in Bezug auf das Feld stellen. Abgesehen davon muss er/sie genau beobachten, wie man sich verhalten sollte, um nicht unangenehm aufzufallen. In dieser Phase stellt man sich selbst dar und öffnet seine eigene Lebenswelt für die Forschungsgruppe. Diese Selbstdarstellung ist ein Aspekt, der in der Ethnologie nicht unumstritten ist, den Girtler aber betont, wenn er daran festhält, nur so an bestimmte Informationen zu gelangen, also dadurch einen sehr positiven Einfluss auf die Forschung zu haben.

Wir persönlich haben durchaus einiges unserer eigenen Lebenswelt preisgegeben, jedoch versuchten wir stets, eine gewisse Distanz zu wahren. So gesellten wir uns zu zwei Verkäufern, als sie in Brixen im Hofgarten Mittagspause machten und sprachen über Gott und die Welt mit ihnen. Dabei ergab es sich eher zufällig, dass wir uns für den nächsten Tag zu einem gemeinsamen Mittagessen verabredeten. Dieses Mittagessen sollte bei Sophia zu Hause stattfinden. Dadurch eröffneten wir ihnen einen Teil unserer Lebenswelt. Bei diesem Mittagessen erhielten wir viele Informationen und vertieften unsere Beziehung zu diesen Verkäufern. Anfänglich waren sie, sowie auch wir selbst, etwas unsicher, wie man sich verhält, wie man den Tisch deckt, welches Besteck man verwendet und so weiter. Doch schnell relativierte sich dies. Und jede/r war so, wie er/sie war und es wurde ein sehr harmonisches Beisammensein.

### Integration und Perspektivenübernahme: Erweiterung Personenkreis und Wissen, Teilnahme, Identifikation, Anpassung

Wenn diese Forschung weitergeführt werden würde, wäre dies die nächste Phase. Doch leider genügten unsere zwei Wochen der Feldforschung nicht, um das Thema weiter zu vertiefen.

Ein weiterer Schritt zur Perspektivenübernahme wäre für uns dann jener der teilnehmenden Beobachtung, d.h. mit den uns bekannten Verkäufern gemeinsam auf der Straße Waren zu verkaufen.<sup>2</sup>

### Die Bedeutung der Sprache in der Feldforschung

Folgt man frühen ethnologischen Ansätzen, so bilden Sprache und Kultur eine Einheit. Das Kennen der Sprache ist für eine gelungene Forschung also unabdingbar.

Die Sprache, so Roland Girtler, bildet eine der Voraussetzungen, um einen ersten Zugang ins Feld zu bekommen. Dabei sei es wichtig, sich eine Beziehung und ein gutes Verständnis der Sprache anzueignen, um bestimmte Wörter und Ausdrücke im richtigen Kontext zu verstehen und richtig anzuwenden. Die Aus-

2 Roland Girtler: Methoden der Feldforschung. Wien/Köln/Weimar 2002, 106-147.



drucksweise und das Handeln der Forschenden beeinflussen ebenso das Handeln der Forschungsgruppe. Und missverständene Ausdrucksweisen können zu unangenehmen, problematischen Situationen führen und die Forschung negativ beeinflussen.<sup>3</sup>

In unserer Gruppe war es von Vorteil, dass wir ein großes Repertoire an verschiedenen Sprachen hatten, auch wenn wir diese nicht perfekt beherrschten. Diese Tatsache war für uns ein Sympathiepunkt, da auch unsere Kontaktpersonen verschiedene Sprachen auf unterschiedlichem Niveau beherrschten. So wurde in gewisser Weise die Hierarchie zwischen uns verflacht. Unsere Sprachenvielfalt ermöglichte uns Situationen mit einer hohen Flexibilität zu meistern. Neben der Sprache erweisen sich außerdem gewisse Fertigkeiten und Eigenschaften als wichtig.

Ned Polsky verdeutlicht, dass der/die Forscher\_in zu Beginn jeder Forschung reflektieren muss, welche der eigenen Fertigkeiten oder Eigenschaften für die Forschung relevant sein können, um den jeweiligen Zugang positiv zu beeinflussen.<sup>4</sup>

Eine uns im Vorhinein unbewusste Eigenschaft, die uns den Zugang deutlich erleichterte, waren die *Cornrows* (afrikanische Zöpfe) von Dian, die sie zu diesem Zeitpunkt zufälligerweise hatte.

Die meisten Straßenverkäufer\_innen, mit denen wir versuchten, Kontakt aufzunehmen, fühlten sich durch diese Frisur angesprochen und entwickelten eine Sympathie, die uns für sie ebenfalls interessant erscheinen ließ. So kamen wir des Öfteren aufgrund der Haare mit den Leuten ins Gespräch, sie wirkten als „Icebreaker“ für einen Gesprächseinstieg. Neben Polsky betont auch Girtler verschiedene, die Feldforschung beeinflussende Eigenschaften der Forschenden:

„Will man jedoch menschliches Handeln in seinen vielen Aspekten erforschen, so bedarf es einer ziemlichen Ausdauer, menschlichen Einfühlungsvermögens, eines gehörigen Maßes an Bescheidenheit, Demut und der Achtung vor anderen Menschen und deren Problemen.“<sup>5</sup>

Auch für uns waren unsere Offenheit, Flexibilität und Einfühlungsvermögen hilfreiche Eigenschaften; durch sie konnten wir persönliche Strategien entwickeln, mittels derer es uns gelang, einen erfolgreichen Zugang zum Feld und einen ungezwungenen Einstieg in diverse Gespräche zu erreichen. Da dies unsere erste Erfahrung in der Feldforschung war, hielten wir uns keinesfalls für Expert\_innen und

3 Girtler (wie Anm. 1), 147-168.

4 Ned Polsky: Forschungsmethoden, Moral und Kriminologie. In: Friedrichs, J.: Teilnehmende Beobachtung abweichenden Verhaltens. Stuttgart 1973, 51-83, zit. n. Girtler (wie Anm. 1), 65-105.

5 Girtler (wie Anm. 1), 72.

aufgrund dieser Bescheidenheit fiel es uns ganz leicht, auf derselben Ebene wie unsere Gesprächspartner\_innen zu sein. Auch durch unsere vorherigen Erfahrungen mit verschiedensten Menschen war uns bewusst, dass es manchmal viel Geduld und Zeit benötigt, um ein Grundvertrauen und Informationen zu erlangen.

Obwohl wir unseren Zugang zum Feld also eher positiv beschreiben würden, gab es dennoch auch Probleme.

Im Grunde wurden wir mit zwei Hauptproblemen konfrontiert: Zum einen unser zu forscher, möglichst schneller Zugang, bei dem wir durch eine sofortige Konfrontation mit der Forschung, ohne den Versuch einer subtileren Kontaktaufnahme im ersten Schritt, unsere potentiellen Informanten\_innen abschreckten. Sie zogen sich zurück und reagierten mit Ablehnung.

Zum anderen war es schwierig, vom informellen Beziehungsaufbau zu einem Forschungsverhältnis zu gelangen, beziehungsweise eine Balance zwischen beiden Beziehungsarten zu erarbeiten.

### Der Feldforschungseinstieg

In unserer Forschung erwies es sich als effizient, durch „ero-epische“ Gespräche (Roland Girtler) sowie vorwiegend *nicht-teilnehmende* und *unstrukturierte* Beobachtungsformen aufschlussreiche Informationen zu erhalten.

Warum sich diese Methoden als zielführend erwiesen, wurde uns erst im Nachhinein durch die Auseinandersetzung mit der ethnologischen Literatur bewusst. Ein „ero-episches“ Gespräch schafft die Atmosphäre einer vertrauten Alltagssituation und bietet daher mehr Authentizität und Vertrautheit als ein geplantes Interview.

Am Anfang jeder Forschung besteht eine prinzipielle „Fremdheit“<sup>6</sup> zwischen Forscher\_in und Forschungspartner\_in, die im Laufe der Forschung optimalerweise verringert wird, während eine Beziehung aufgebaut wird. In unserem Fall sind diese Beziehungen relativ eng geworden, was uns während und auch nach der Forschung beeinflusste. Dies brachte sowohl Positives als auch Negatives mit sich, darauf werden wir in unserer Reflexion am Ende noch näher eingehen. Während beispielsweise Alfred Schütz dafür plädiert, keinerlei Beziehung zu den Forschungspartner\_innen/ Informant\_innen aufzubauen,<sup>7</sup> unterstreicht Frank Heidemann die Relationalität von Fremdheit:

„Derjenige, der mir fremd erscheint, verkörpert mein Fremdes, und folglich liegt es nahe, dass ich für ihn der Repräsentant einer für ihn fremden Kultur bin. Aus dieser

6 Ebd., 55.

7 Ebd., 16.

fundamentalen Einsicht folgt zunächst, dass Fremdheit relational ist. Das Fremde ist weder in ihm noch in mir, sondern liegt zwischen uns, es entsteht im Prozess. Wenn nun ein weiterer Beobachter (als Dritter) hinzutritt, so wird er - eine hinreichende kulturelle Distanz vorausgesetzt – weitere Bilder von mir und meinem Fremden entwerfen. Der Dritte wird in seine Beobachtungen auch seine Vorkenntnisse und Vorstellungen einschreiben. Diese Rolle des Dritten entspricht oft der des Ethologen. Spätestens hier wird klar, dass das Fremde immer Teil des Eigenen ist.“<sup>8</sup>

Zur Position der Forschenden hebt Heidemann außerdem hervor:

„Das Fremde existiert als Idee, doch die Folgen dieser Idee werden zur Realität. Je mehr der Forscher versucht das Fremde zu entfremden desto mehr begibt er sich in eine persönliche Ambivalenz. Denn es ist uns nicht möglich, unseren eigenen kulturellen Hintergrund komplett auszublenden, jedoch wissen wir, dass dieser uns den komplett objektiven Blick auf die andere/fremde Kultur versperrt und ‚vernebelt‘.“<sup>9</sup>

Aufgrund dieses Fremdheitsgefühls kann es leicht passieren, dass sich die Forschungspartner\_innen verunsichert fühlen und sich zurückziehen.

Dies ist uns an einem Erlebnis besonders klar geworden: Es war einer der ersten Tage der Feldforschung. Wir gingen durch Bozen, über den Waltherplatz in die Museumsstraße, dort sahen wir einen Verkäufer am Straßenrand. Zu dritt beschlossen wir, ihn anzusprechen, ohne uns vorher Gedanken darüber zu machen, wie er sich dabei fühlen könnte und was wir genau sagen würden. Direkt sprachen wir über unsere Forschung und fragten ihn, ob er Interesse hätte, mit uns ein Interview zu führen. Er wich zurück und täuschte vor, nichts zu verstehen. Er sah uns nicht mehr an und blickte nervös um sich. Offensichtlich war er nicht interessiert an einem Interview. In dieser Situation wurde uns klar, dass dies der falsche Weg war, um mit einer Person ins Gespräch zu kommen. Denn wir waren dieser Person fremd und die Idee eines Interviews und unserer Forschung waren ihr noch fremder, vielleicht suspekt. Auch als wir danach versuchten, das Gespräch *umzulenken* und ein „ero-episches“ Gespräch zu führen, war dies nicht mehr möglich. Der Feldkontakt blockte auch diese Form des Gesprächs ab, wir hatten ihn zu sehr verunsichert. Auch wenn wir uns nach dieser Situation zufällig trafen, grüßten wir regelmäßig, überwandern aber die stets höfliche Distanz zwischen uns nicht. Im Gegenteil spürten wir auch eine gewisse uns entgegengerichtete Abneigung.

8 Frank Heidemann: Ethnologie. Eine Einführung. Göttingen 2011, 12.

9 Ebd., 12-13.

Obwohl wir keine direkt relevanten Informationen für die Forschung erhielten, war dieses Erlebnis äußerst wichtig für uns, um zu verstehen, auf welche Art und Weise wir uns im Feld des Straßenverkaufs bewegen sollten. Wir verstanden schließlich, dass wir einen empathischen Feldzugang finden mussten.

Außerdem stellten wir fest, dass der Begriff „Interview“ generell schnell für Skepsis und Ablehnung sorgt. Ein für uns plausibler Grund wäre der, dass Menschen, wenn sie in ein anderes Land immigrieren, strengen und teils wenig humanen Interviewsituationen ausgesetzt sind. Dadurch bedeutet für sie ein Interview meist *Verhör* ohne positiven Nutzen für sie selbst.

An einem sonnigen Vormittag setzten wir uns ohne vorhergehende Planung auf eine Bank am zentralen Waltherplatz in Bozen, um auf unsere Forschungskollegin zu warten. Daraus ergab sich zufälligerweise eine *nicht-teilnehmende* und *unstrukturierte Beobachtung*. Nach und nach trafen Straßenverkäufer\_innen auf dem Waltherplatz ein. Ihr Arbeitsbeginn wirkte auf uns sehr angenehm, ruhig und gelassen. Sie setzten sich auf Bänke oder stellten sich daneben auf, breiteten langsam ihre Ware aus und unterhielten sich dabei angeregt miteinander. Anfangs waren es fünf männliche Verkäufer, die Sonnenbrillen verkauften.

Da das Feld unserer Beobachtung der öffentliche Raum war, wirkte es nicht seltsam, dass wir einfach nur dort saßen und zusahen; die Öffentlichkeit des Feldes war für den gesamten Verlauf unserer Forschung von Vorteil. In der Situation, in der wir noch auf einer der Bänke saßen und dem Geschehen zusahen, kann man uns als „vollständig Beobachtende“<sup>10</sup> bezeichnen. Unerwartet kam einer der Verkäufer zu uns und sprach uns an. Überraschenderweise nicht mit dem Ziel, uns als potenziellen Kundinnen etwas zu verkaufen. Er begann hingegen sofort ein persönliches Gespräch. In diesem Moment wurde die Situation zu einer „teilnehmenden, unstrukturierten Beobachtung“<sup>11</sup>. Dian trug zu dieser Zeit feine af-

10 Wir unterscheiden zwischen verschiedenen Typen der „Teilnahme“: a) „vollständige Partizipation“ → am natürlichsten, alle Bereiche, der/die Forscher\_in ist wie ein\_e Kolleg\_in, auch das Privatleben spielt eine Rolle. b) „Teilnehmer\_in als Beobachter\_in“ → Gruppe/Informant\_innen wissen, dass eine Forschung stattfindet (mehr partizipieren als beobachten, Beziehungen entwickeln sich). c) „Beobachter\_in als Teilnehmer\_in“ → einmalige Gespräche/Situationen; hohe Gefahr von Missverständnissen. Die unterschiedlichen Beobachtungsmethoden werden wie folgt unterschieden: „vollständig beobachtend“ zu sein bedeutet in keine sozialen Interaktionen mit der zu erforschenden Gruppe zu treten; die Gruppe weiß nicht, dass sie beobachtet wird. Bei einer „freien teilnehmenden Beobachtung“ können im Laufe der Zeit alle Formen der Teilnahme stattfinden. Vgl. Girtler (wie Anm. 1), 60-68.

11 Nicht-teilnehmende, unstrukturierte Beobachtung bedeutet meistens eine zufällige Alltagsbeobachtung. Nicht-teilnehmende, strukturierte Beobachtung: Der/die Beobachter\_in steht außerhalb des Geschehens und weiß, wonach er/sie sucht bzw. was er/sie zu beobachten versucht. Teilnehmende, strukturierte Beobachtung unterscheidet sich von der nicht-teilnehmenden darin, dass der/die Beobachter\_in in das Geschehen involviert ist und aktiv teilnimmt; er/sie hat ein Schema im Kopf und weiß, was, wie lang und auf welche Art zu beobachten ist. Dabei sind

rikanische Zöpfe, *Cornrows*, für die sich der Verkäufer interessierte und die er als Einstiegsthema ins Gespräch nutzte.

Bei der Reflexion dieser Situation interpretierten wir, dass das Haar-Styling die Fremdheit zwischen dem Verkäufer und uns verringerte, weil es etwas ihm Bekanntes war. Außerdem zeigt das Tragen dieser Zöpfe, dass Dian eine gewisse Akzeptanz oder Affinität gegenüber afrikanischen Moden mitbringt, das verringerte die Angst vor Ablehnung. Durch diese Gegebenheiten konnte sich ein vertrautes und authentisches Gespräch entwickeln, bei dem sich offensichtlich beide Seiten sehr wohl fühlten.

Die Situation führte auch dazu, dass andere Verkäufer\_innen auf uns aufmerksam und neugierig wurden. Schnell vergrößerte sich der Kreis der Gesprächsteiligten und jede\_r wurde jeder/m vorgestellt. Für unsere Forschung waren die Informationen dieses unterhaltsamen, *unstrukturierten* und *teilnehmenden* Vormittags äußerst fruchtbar.

### **Welches Vorwissen/Vorverständnis hatten wir bereits? Wie beeinflusste der Hintergrund der Sozialen Arbeit unsere Feldforschung?**

Im Allgemeinen wird unsere Interpretation von Situationen durch unser Vorwissen beeinflusst. Dieses Vorwissen setzt sich zusammen aus der eigenen kulturellen Erfahrung (durch das soziale Umfeld und unsere Umwelt) und der Erfahrung durch unser Studium der Sozialen Arbeit.

Während einer Forschung ist es wichtig, sich selbst immer wieder bewusst zu machen, dass es unmöglich ist, dieses Vorverständnis vollkommen auszublenden und Situationen völlig unbeeinflusst und objektiv wahrzunehmen. Ständige Selbstreflexion ist daher unabdingbar. Dabei stellten wir fest, dass uns der Zugang der Sozialen Arbeit bezüglich unseres *Helfer\_inneninstinktes* stark beeinflusste. In gewissen Situationen mussten wir uns zurückhalten, um die Forschung und die Forschungsgruppe nicht zu sehr zu beeinflussen.

---

„[d]ie zu beobachtenden Verhaltensweisen [...] eng begrenzt“ Ebd., 62. Teilnehmende, unstrukturierte Beobachtung/„freie“ Beobachtung verfährt ohne „systematischen Erhebungsplan“. Sie bietet mehr Spielraum und ist beinahe unbeschränkt. Der/die Beobachter\_in übt weniger Kontrolle (über das Vorgehen, den Verlauf und die Auswertung) aus. Dies kann sowohl vorteilhaft als auch unvorteilhaft sein. Positiv hierbei sind ein breiter Rahmen und andauernd erweiterte/veränderte Perspektiven. Kontrolle gibt es bei dieser Beobachtungsform nur durch den/die Forscher\_in selbst. Der/die Forscher\_in muss seine/ ihre Identität reflektieren und muss achtsam sein, um Verzerrungen zu vermeiden. Ebd.

## Das Thema des Essens als interkultureller Gesprächseinstieg

Im Feld des Straßenverkaufs stellte sich die indirekte und informelle Informationsbeschaffung als effizient heraus. Bei den Gesprächen kristallisierten sich bestimmte Themen heraus, die in Beziehung zueinander stehen.

Ein guter Gesprächseinstieg schien immer das Essen zu sein. Essen ist eine der ursprünglichsten sozialen Situationen, jeder kann darüber sprechen und auch eventuelle Verschiedenheiten oder anfängliche Fremdheit können durch die Gemeinsamkeit des Essens überwunden werden. Eine gemeinsame Essenssituation stellt eine zwischenmenschliche Beziehung dar und ermöglicht einen Zugang in die Gruppe. Sie ist auch stets mit einer Ruhephase verbunden, die die räumliche und zeitliche Möglichkeit für ein Gespräch bieten kann. Essen wird oft verbunden mit gewissen Ritualen, Festlichkeiten und Zeremonien und es ist ein Grundbedürfnis aller Menschen. Deshalb können Menschen auch in einer fremden Umgebung durch das Essen ein Gefühl von Wohlbefinden und Vertrautheit erlangen. Dieses Gefühl kann verstärkt werden, wenn die Möglichkeit besteht, das Essen nach den Regeln und Rezepten der eigenen Kultur zuzubereiten und mit anderen zu teilen. Außerdem herrscht ein Bezug zwischen Familie und Essen, da man die ersten Essenssituationen mit seiner Familie in vertrauter Umgebung erlebt. Die Nahrungszunahme führt zur Sättigung und diese wiederum zu einem Glücksgefühl, das die Menschen zufrieden stellt.<sup>12</sup>

„Geht es dir gut? Hast du gut gegessen? Did you eat well?  
Isst du dein Geld?“<sup>13</sup>

Das Essen einer typischen Speise aus dem Herkunftsland kann das Gefühl von Vertrautheit in einer fremden Umgebung bieten.<sup>14</sup> Oft sprechen wir mit sene-

12 Vgl. dazu einführend Katja Herzke u. Friedemann Schmolz: Abgeschmeckt und aufgedeckt. Alles übers Essen. Köln 2009. Außerdem: Alois Wierlacher (Hg.): Kulturthema Essen. Berlin 1993. Timo Heimerdinger u. Philipp Pape: Essen und Trinken. Kulturelle und gestalterische Phänomene. Dokumentation des Projektseminars „Essen und Trinken. Kult, Symbol und Gestaltung“ Eine Kooperation der Abt. Kulturanthropologie/Volkskunde im Dt. Institut der Johannes Gutenberg-3 Universität Mainz mit dem Studiengang Design der FH Mainz im WS 05/06. Werkbericht No. 7 der FH Mainz 2007. Timo Heimerdinger: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeit. Zu Stand und Perspektiven der volkskundlichen Nahrungsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005/II), 205-218.

13 Originalzitate aus unseren Gesprächen mit Straßenhändler\_innen, übersetzt von den Autor\_innen aus Wolof. Wolof ist die meist verbreitete inoffizielle Sprache im Senegal, ca. 80% der Senegales\_innen sprechen Wolof.

14 Vgl. Konrad Köstlin: Heimat geht durch den Magen. Das Maultaschensyndrom - Oder: Soul Food in der Moderne. In: Forschungen zur Volkskunde Baden-Württembergs 4 (1991), 157 -174.

galesischen Verkäufer\_innen über ihr sogenanntes Nationalgericht „Dieub ou djenne“ (Fisch mit Reis), einige kochen diese Speise fast täglich. Andere wiederum bevorzugen italienisches Essen, weil sie der Meinung sind, dass ihr Nationalgericht aufgrund fehlender Zutaten in Italien nicht gleich gut schmecke. Eine ähnliche Ambivalenz haben wir in Bezug auf Kaffee beobachtet. Die meisten unserer senegalesischen Gesprächspartner\_innen erzählten, dass der italienische Kaffee nicht gut sei, der beste Kaffee hingegen sei der senegalesische *Kaffee Touba*. Obwohl sie vom senegalesischen Kaffee schwärmten, konnten wir immer wieder beobachten, wie sie in einer Bar italienischen Espresso tranken. Darauf angesprochen, erzählte uns ein Verkäufer, dass er von seinem letzten Aufenthalt im Senegal vier Kilogramm *Kaffee Touba* nach Italien mitgenommen habe. Wenn diese jedoch verbraucht seien, müsse er natürlich auf italienischen Kaffee umsteigen oder auf Kaffee verzichten.

Auch in Bezug auf andere Nahrungsmittel müsse man gewisse Abstriche machen, weil es statt Erdnüssen, Mangos und Kokosnüssen in Italien nur Äpfel und Orangen gebe. Immer wieder betonten die Männer, wie wichtig Obst und Äpfel für die Gesundheit seien, weshalb sie uns auch häufig Obst anboten und dieses mit uns teilen wollten. Diese Geste des Teilens kann man als kulturelle Höflichkeitsnorm betrachten, denn im Senegal isst man niemals alleine und Gastfreundschaft wird sehr hoch geschätzt. Meistens trafen wir Straßenhändler\_innen in ihrer Mittagspause, weil sie in dieser Zeit ihre Waren zur Seite legen konnten und Zeit für ein Gespräch hatten, auf das sich die meisten gerne einließen.

## Transnational leben

Essen stellt eine Verbindung zu einem Ort der Vertrautheit her, an welchem sich meist auch die Familie befindet. Essen kann somit als die Repräsentation eines Zugehörigkeitsgefühls gelesen werden. Bei den meisten unserer Gesprächspartner\_innen ist dieser Ort der Senegal sowie jetzt auch Italien.<sup>15</sup>

Die Straßenverkäufer\_innen haben in der Regel ihre Familien zurückgelassen und arbeiten in Italien, um in erster Linie ihre Familien zu Hause finanziell zu unterstützen. Den Großteil der Zeit verbringen sie in Italien. Hier haben sie sich ein soziales Netzwerk aus Freunden und Bekannten aufgebaut, das ihnen ein Gefühl von Vertrautheit und Wohlbefinden vermittelt. Dennoch wird der Senegal als „zu

15 Bewusst verwenden wir nicht den Begriff Südtirol sondern Italien, denn unsere Gesprächspartner\_innen unterschieden diese auch nicht. Dazu kommt, dass sie auch hauptsächlich Italienisch sprechen, da sie meist in Süditalien ankamen. Erst in Südtirol wurden sie mit der deutschen Sprache konfrontiert. Nun können sie entscheiden, ob sie die deutsche Sprache erlernen wollen oder nicht. Es ist aber möglich, allein mit Italienisch auszukommen, solange sie im Bereich des Straßenverkaufs tätig sind.

Hause“ definiert. Sie vermittelten uns Stolz auf ihr Herkunftsland, vor allem bei Gesprächen über das Nationalgericht und den *Kaffee Touba*. Zugleich ist die Rede über „zu Hause“ ambivalent, da sie eine Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Orten verspüren.

Migration ist ein dynamischer Prozess. Heutzutage wird Migration als facettenreicher Begriff verstanden, der neue mobile Formen miteinschließt. *Transnational* zu leben bedeutet, dass man simultan in zwei oder mehreren verschiedenen Staaten lebt und sich oft an beiden oder mehreren Orten „zu Hause“ und wohl fühlt. Transmigrant\_innen überqueren dabei häufig geographische und politische Grenzen. Transnationalität beschreibt die Erlebnisse, die Migrant\_innen in Bezug auf Kultur, Wirtschaft, Politik und soziales Leben erfahren, wenn sie immer wieder ihren Standort wechseln. Somit finden sich in einem sozialen Feld zwei unterschiedliche Gesellschaftsmuster wieder. Die Netzwerke, Aktivitäten und Praxen umfassen die der Ankunftsgesellschaft und die der Herkunftsgesellschaft.

Ältere und inzwischen überwundene Modelle der Migration betrachten Migration unter dem Blickwinkel der Assimilation, der Anpassung der Migrant\_innen an die Kultur des neuen Landes. Der gegenwärtige Diskurs des Transnationalismus nimmt stärker sowohl den soziokulturellen Hintergrund der Migrant\_innen, als auch ihre Umgangsformen mit der neuen Kultur in den Blick. Viele unserer Gesprächspartner\_innen beschreiben einen transnationalen Lebensstil, ohne ihn als diesen zu bezeichnen. Sie begründen die Migration, bei der die Beziehungen zum Herkunftsland aufrecht erhalten bleiben und sie auch öfter hin- und zurück pendeln, damit, dass sie so ihre Familie im Senegal ernähren können und ihren Kindern gute Bildungsmöglichkeiten bieten können.<sup>16</sup>

### Der Platz der Straßenverkäufer\_innen in beiden Gesellschaften

Straßenverkäufer\_innen leben in zwei Welten: ihrem Herkunftsland (in unserer Forschung war dies meist Senegal, in Verena Altenhofens Forschung auch Bangladesh und Rumänien) und ihrem „Arbeitsland“ Italien. In ihrem Herkunftsland leben immer noch ihre Familien und Freunde und in ihrem Arbeitsland leben sie, um Geld zu verdienen und ihre Familien zu unterstützen. Man spürt, dass ihnen beide Länder in verschiedener Hinsicht wichtig sind, deshalb haben viele persönliche Strategien entwickelt, um sich in beiden Ländern zu orientieren, zu informieren und gut zurechtzukommen. Einerseits schauen sie regelmäßig senegalesisches Fernsehen, um zu wissen, was zu Hause los ist. Andererseits infor-

16 Bruno Riccio: From 'ethnic group' to 'transnational community'? Senegalese migrants' ambivalent experiences and multiple trajectories. In: *Journal of ethnic and migration studies* 27 (4) 2001, 583-599.



mieren sie sich auch über die italienischen/südtiroler Neuigkeiten in der Zeitung und im Internet. Noch dazu hilft ihnen das Lesen der Zeitung zur Verbesserung der italienischen Sprachkenntnisse und die lokalen Nachrichten bilden eine Gesprächsbasis für den Dialog mit Ortsansässigen. Uns wurde deutlich, dass Italien für die Gesprächspartner\_innen mehr mit Arbeit verbunden ist und nicht mit einem zu Hause: So haben sie nicht im Sinn, ihre Familie nach Italien zu holen. Allerdings schließen sie auch nicht aus, dass die Kinder zum Beispiel aus eigenem Impuls nach Europa kommen wollen. Doch dies wird ihnen von ihren Vätern meist erst nach der Ausbildung erlaubt. Den Kontakt mit der Familie aufrechtzuerhalten, ist den von uns gesprochenen Männern äußerst wichtig und sie geben für die täglichen Telefonate, gemessen an ihrem Einkommen, relativ viel Geld aus (5 Euro genügen für ca. 3 Tage). Außerdem ist es von großer Bedeutung, die Familie bei wichtigen Festlichkeiten finanziell zu unterstützen, damit sind sie in gewisser Weise daran beteiligt ohne selbst dabei zu sein. Eines der wichtigsten Feste im Senegal ist das *Tabaski* Fest.<sup>17</sup> Zentral ist, dass das Opfertier vom Familienoberhaupt bezahlt wird, und das können die Straßenverkäufer auch von Italien aus tun. Interessanterweise können Straßenhändler\_innen auch die christlichen Feiertage für ihren Verkauf zum Vorteil nutzen, indem sie zum Beispiel zur Weihnachtszeit weihnachtliche Produkte verkaufen. Zu dieser Zeit boomt der Verkauf und sie können Geld ansparen und wenn sie genug verdient haben, zwischen Januar und März in den Senegal fliegen. Damit können sie in den kalten Wintermonaten, in denen der Straßenhandel beschwerlich ist und nach den Feiertagen auch wenig Kundschaft anzieht, eine Auszeit mit der Familie nutzen.

Wir hatten den Eindruck, dass unsere Kontaktpersonen sich gut in Südtirol auskennen und an wesentliche Informationen kommen. So besaßen jene, die wir näher kennenlernten, einen *Südtirol Pass*,<sup>18</sup> der innerhalb Südtirols, wo das Pendeln zwischen den Städten zum Alltag gehört, eine wichtige Ressource darstellt.

Neben ihrer transnationalen Lebensweise zwischen Italien und dem Senegal wird ihnen aber in Italien eine „Außenseiterrolle“ zugeschrieben: sie bilden eine Minderheit.

In Bozen leben all jene Straßenhändler\_innen, mit denen wir sprachen, gemeinsam in einem Wohnhaus am Bahnhof oder am *Piazza Verde*.

Die Einheimischen sehen diese Teile der Stadt als weniger attraktiv an, da die Instandhaltung vernachlässigt wird. Die Miete ist dadurch allerdings für Menschen mit einem geringeren Einkommen erschwinglich. Durch die Ansiedlung

17 *Tabaski* ist die senegalesische Bezeichnung für das islamische Opferfest, bei der traditionell von männlichen Familienoberhäuptern eine Ziege oder ein Schaf durch Schächten geopfert wird.

18 Der *Südtirol Pass* ist ein persönlicher, nicht übertragbarer Fahrschein und gilt auf allen Verkehrsmitteln des Verkehrsverbundes Südtirol.

der Menschen dort und die wachsende Nachfrage an speziellen Produkten entstanden Läden wie eine *Halal* Metzgerei und viele afrikanische Gemüse- und Obstläden, sowie auch kleine Asia-Läden.

Und auch im Senegal bilden die im Ausland Lebenden eine Minderheit durch ihre überwiegende Abwesenheit. Obwohl das Arbeiten in Europa einerseits Statussymbol im Senegal ist, laufen insbesondere Straßenverkäufer\_innen Gefahr, durch zu geringen Verdienst ihrer Rolle als Ernährer\_in der zurückgebliebenen Familie nicht gerecht zu werden.<sup>19</sup>

### Spracherwerb im zweisprachigen Südtirol

Italien ist für jene senegalesischen Straßenverkäufer, mit denen wir sprechen konnten, nicht nur ein kurzer Zwischenstopp, sondern mit einem langfristigen Aufenthalt verbunden. Der Grund für die Migration nach Italien war zumeist Geld zu verdienen, um die Familien im Herkunftsland zu ernähren, was ihnen im Senegal nicht möglich war. Infolge dieser Motivation erlernten unsere Gesprächspartner mehr oder weniger gut die italienische Sprache. Sprache als Basis für Interaktion und Dialog ist eine der Grundvoraussetzungen für den Straßenverkauf: eine bessere Beherrschung der Sprache verhilft zu erfolgreichem Handel. Während alle kontaktierten Straßenhändler\_innen die italienische Sprache beherrschten, sprachen sie kaum Deutsch. Dies könnte diverse Gründe haben. Zum einen ist das Italienische als romanische Sprache für französischsprachige Westafrikaner\_innen, aber auch für Verkäufer\_innen aus Bangladesh, aufgrund der weniger komplexen Grammatik und Aussprache einfacher zu erlernen als Deutsch. Meist sind die Migrant\_innen aber auch über Süditalien nach Südtirol gekommen, so dass sie bereits länger mit der italienischen Sprache in Kontakt waren. In Südtirol entwickeln dann aber viele den Wunsch, auch Deutsch zu erlernen, vor allem, wenn sie im nördlichen Teil Südtirols arbeiten. Die große Bereitschaft, Sprachen zu erlernen, steht in Zusammenhang mit ihrer Arbeit: Die Kommunikation mit den Kund\_innen sichert ihren Verkauf und somit ihren Lebensunterhalt. Dadurch kann wiederum die Familie besser unterstützt werden, im besten Fall kann genug gespart werden, um die Familie im Senegal zu besuchen und dort neue Waren einzukaufen. Einen weiteren Grund stellt die hohe Wertschätzung des Sprechens verschiedener Sprachen dar: Fremdsprachen zu erlernen bedeutet für viele, gebildet zu sein. Dies spiegelt sich auch im Stolz eines Verkäufers über seinen Sohn wider, der Französisch, Deutsch und Wolof spricht. So besuchten viele unserer

<sup>19</sup> Vgl. dazu Ralph Grillo u. Bruno Riccio: Translocal Development: Italy - Senegal. In: Population, Space and Place 10 (2004), 99-111.

Kontakte schon kurz nach ihrer Ankunft in Italien einen Italienischkurs, um sich eine Grundbasis anzueignen.

## Der Straßenverkauf

Der Verkauf auf der Straße wird von den meisten Männern, mit denen wir sprachen, als Etappe in Bezug auf die Arbeit gesehen. Der Straßenhandel soll lediglich als Übergang zu einer ertragreicheren und besser angesehenen Arbeit in Italien dienen. In einem Gespräch mit einem der Verkäufer erfuhren wir, dass dieser, als er in Norditalien ankam, in einer Fabrik tätig war, jedoch aufgrund der wirtschaftlichen Lage diesen Job verlor und nun seit einiger Zeit nach einem neuen Job sucht. Um diese Zeit sinnvoll zu überbrücken, ist er derzeit im Straßenverkauf tätig (zu einer genaueren Analyse dieses Fallbeispiels siehe den Beitrag von Verena Altenhofen in diesem Band). Auch viele andere Verkäufer\_innen deuteten an, dass sie den Straßenverkauf nur so lange ausführen wollen, bis sie einen anderen sicheren Arbeitsplatz finden.

Wie bereits erwähnt, benötigt man für den Straßenverkauf eine Lizenz, die die meisten unserer näher vertrauten Gesprächspartner besaßen und aus eigener Tasche bezahlten. Andere jedoch, die nicht über eine Lizenz verfügen, kommen nur an sehr besucherreichen Tagen nach Bozen und schmuggeln sich unter die vielen Verkäufer, die eine solche Lizenz besitzen, um ihre Ware zu verkaufen. Dies erlebten wir an einem Samstagvormittag in Bozen:

Auf dem *Siegesplatz* wird der Markt aufgebaut, während die Menschen aus ihren Wohnungen kommen, um Wochenendeinkäufe zu erledigen, andere wiederum reisen mit Auto und Zug an, um einfach durch die Stadt zu bummeln. Die Kaffees füllen sich langsam und der Tag beginnt. Die Verkäufer\_innen aus Bozen wissen genau, dass diese Samstage für sie viel Geld einbringen können und machen sich auf den Weg zur Arbeit. Sie stellen sich an ihren gewohnten Plätzen auf und beginnen mit dem Auslegen der Waren wie an jedem anderen Arbeitstag. Doch eines ist an diesem Samstag anders, die Konkurrenz ist größer. Bei genauerem Hinsehen sieht man auf einmal unbekannte Gesichter im Kreise der Straßenverkäufer\_innen. Die Züge der unbekanntenen Männer sind angespannt, denn sie kommen aus Trient, Verona und anderen Städten bis nach Bozen, um sich unter die Leute zu mischen. Sie besitzen keine Verkaufslizenz und versuchen unter den vielen Verkäufer\_innen mit Lizenz unauffällig zu bleiben.

Eine Frage, die uns bezüglich des Verkaufsgeschäftes während der Forschung immer wieder beschäftigte, war, woher die Ware stammt und wie die Verkäufer so schnell ihre Waren an das Wetter anpassen und zum Beispiel von Sonnenbrillen zu Regenschirmen wechseln können.

Mehrere Verkäufer berichteten von einem gemeinschaftlichen Kauf in anderen Regionen Italiens (Rom, Mailand, Neapel). Und sie erklärten uns auch, dass sie nicht nur beim Kauf der Ware ihr Geld zusammenlegen, sondern auch den Gewinn des Verkaufs gerecht untereinander aufteilen. Neben denjenigen, die gemeinsam wirtschaften, gibt es auch Händler, die auf eigenen Gewinn verkaufen. Hierzu zählen die uns bekannten Verkäufer in Brixen und vereinzelte von uns kontaktierte Verkäufer in Bozen, die die anderen eher als Konkurrenz sehen. Trotz der Konkurrenzsituation sind die Verkäufer\_innen untereinander befreundet, so treffen sie sich beispielsweise sonntags zum Fußballspielen.

Der Wechsel der Ware ist deshalb so einfach, weil sie alle nicht weit vom Verkaufsort wohnen (Bozen), oder ihre Ware in einer nahe gelegenen Bar deponieren dürfen (Brixen).

### Nicht nur Straßenverkauf

Obwohl die Arbeit von vielen nur als Übergangslösung gesehen wird, ist der Straßenverkauf eine respektable Arbeit mit festen Arbeitszeiten und (teilweise wechselnden) festen Standplätzen, der man gewachsen sein muss und die sehr anstrengend sein kann. Denn die Verkäufer\_innen müssen auch mit Ablehnung, Missachtung, Respektlosigkeit und Ignoranz umgehen können.

Eine solche Situation konnten wir einmal selbst beobachten:

Eine Lehrerin kam mit ihrer Schulklasse auf den *Domplatz* in Brixen und unterhielt sich mit einer weiteren Aufsichtsperson, während die Kinder sich auf dem Platz verteilten und miteinander spielten. Einige Kinder interessierten sich offensichtlich für die Ware eines Verkäufers. Dies gefiel der Lehrperson nicht, worauf sie den Verkäufer auf eine missachtende und unhöfliche Weise (scharfer Tonfall, abwertender Gesichtsausdruck, keine Höflichkeitsformen) wegschickte. Daraufhin sprachen wir die Lehrperson konkret auf die Situation an und sie erklärte uns, dass sie Straßenverkäufer\_innen generell ohne die Ware zu betrachten sofort wegschicken würde, für sie verkauften alle die „gleichen unnützen Produkte“, wie sie uns wissen ließ. Außerdem wolle sie nicht, dass die Kinder während ihrer Aufsichtspflicht solche Ware kauften. Als wir sie darauf hinwiesen, dass ihre Argumentation zwar verständlich sei, man dies aber auch freundlicher mitteilen könnte, wirkte sie sehr uneinsichtig und misstrauisch uns gegenüber. Interessanterweise störte uns die Situation mehr als den Verkäufer selbst, der ohne zu reagieren einfach wegging. Gleichermäßen jedoch erfuhren wir auch in vielen Situationen, dass das Gegenteil der Fall war und Straßenverkäufer\_innen durchaus akzeptiert werden.

## Öffentlicher Raum

Bei unserem Feldforschungsaufenthalt in Bozen und Brixen bemerkten wir enorme Unterschiede in Bezug auf die Beziehung zwischen den Verkäufer\_innen untereinander und zwischen Verkäufer\_innen und Passant\_innen. In Bozen konnte man häufig beobachten, dass die Händler\_innen gemeinsam arbeiten und sich gegenseitig unterstützen, wohingegen sich die beiden Verkäufer in Brixen zwar unterstützen, jedoch nur für sich selbst arbeiten. Die Passant\_innen in Bozen kennen die Verkäufer\_innen in der Regel nicht persönlich, dies konnte man nur vereinzelt sehen. In Brixen allerdings merkt man, dass die beiden Straßenhändler im städtischen Raum und bei den Ortsansässigen mit ihren Spitznamen bekannt sind: Schüler\_innen kommen vorbei, rufen „Hey Rambo“ und lachen. Ein Mann kommt auf einen der beiden Verkäufer zu und spricht mit ihm über das vergangene Fußballspiel. In den Bars werden sie begrüßt und von den Besitzer\_innen auf einen Kaffee eingeladen.

### Community – „We are all friends“

Nicht nur bei der Arbeit kann man einen gewissen Gruppenzusammenhalt feststellen. Uns wurde auch immer wieder erzählt, dass die Verkäufer\_innen alle am selben Ort wohnen, teilweise die Wohnungen teilen, zusammen kochen und essen und in ihrer Freizeit gemeinsam Fußball spielen. Dieses Phänomen von Zusammenhalt und Zusammenwirken erklärt sich uns durch verschiedene Aspekte: Zum einen ist es im Senegal zum Beispiel üblich in des Anderen Wohnraum einzutreten und sich dort aufzuhalten oder sein Essen mit allen Anwesenden zu teilen. Zum anderen führt die Tatsache, dass sie alle als transnationale Migrant\_innen in Italien leben und alle mit ähnlichen Bedingungen konfrontiert werden, zu mehr Zusammenhalt und gegenseitiger Unterstützung. Es bildet sich eine Art Familienstruktur, in der sich ein Gefühl von Vertrautheit auch hier in Italien etablieren lässt. Aus unserer etischen Perspektive bezeichnen wir dies als „Community“, wohingegen sie selbst es so benennen: „*We are all friends.*“ (ein Verkäufer, Bozen 2015)

## Zur Reflexion unserer Felderfahrungen

Diese Forschung war eine sehr interessante Erfahrung für uns, und wir konnten einiges über uns selbst, über ethnologische Forschung allgemein und über unser spezifisches Forschungsfeld lernen.

Zu Beginn unserer Forschung mussten wir lernen, Dinge, die uns vielleicht im ersten Moment *normal* erschienen, aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten,

um zu sehen, was dahinter steckt. Auch wenn wir gewisse Verhaltensweisen immer wieder beobachten konnten, mussten wir uns zurückhalten, *Gesetzmäßigkeiten* und *Kategorien* aufzustellen. Dadurch konnten wir lernen, dass menschliches Verhalten im Nachhinein zwar interpretiert, doch niemals prognostiziert und keinesfalls kategorisiert werden kann. Durch unsere Neugier und Abenteuerlust stürzten wir uns in das Projekt, ohne zu wissen, was auf uns zukommen wird. Während der Reflexion erkannten wir, dass dies manchmal zu Fehlern führte, aber wir es vermieden haben, irgendwelche Erwartungen zu beweisen oder zu falsifizieren. Unser einziger Beweggrund war, zu entdecken und kennenzulernen.

Eine eher schockierende Einsicht war, zu erkennen, dass wir doch nicht so vorurteilsfrei sind, wie wir zuvor dachten. Jeder Mensch wird durch seine Umwelt und sein Umfeld beeinflusst und nimmt Vorurteile unbewusst auf, die man nicht ohne Weiteres ablegen kann. Immer wieder ertappten wir uns dabei, Vorannahmen zu haben. Die Forschung half uns hier, vorerst zu verstehen und zu akzeptieren, dass wir selbst auch Vorurteile haben, diese zu erkennen und dann zu versuchen, sie nach und nach abzubauen beziehungsweise angemessen damit umzugehen.

Ein Beispiel war, dass wir davon ausgingen, Straßenhändler\_innen würden überwiegend schlecht behandelt werden. Doch viele Ereignisse zeigten uns, vor allem in Brixen, dass sie meist gut behandelt und sozial akzeptiert und eingebunden werden.

Der informelle Zugang, der uns während der Forschung stets hilfreich war, stellte sich im Nachhinein auch als problematisch heraus, weil wir uns seiner Implikationen nicht bewusst waren.

Nach dem Ende der Feldforschung konnten wir anlässlich einer Buchpräsentation Claudia Lintners zum Thema der „migrant entrepreneurs“<sup>20</sup>, unsere Forschungsgruppe vorstellen. Dazu luden wir zwei unserer männlichen Informanten an die Universität in Brixen ein. Unsere Idee war, nicht *über* die Personen zu sprechen, sondern den Leuten selbst eine Stimme zu geben und sie für sich selbst sprechen zu lassen.

Zunächst verlief alles wie geplant, die Informanten kamen zum vereinbarten Termin, wir setzten uns gemeinsam in den Präsentationsraum und warteten, bis die Veranstaltung begann. Plötzlich kam ein Kamerateam eines Lokalsenders in den Raum und beide reagierten sehr verunsichert, sie wurden unruhig. Einer der beiden zog während des gesamten Verlaufes der Präsentation nicht einmal seine Winterjacke aus. Der andere war sichtlich herausgeputzt, doch sagte er uns, dass er nicht vor der Kamera sprechen könne. Es schien, als sei unsere Idee gescheitert. Doch im Laufe der Präsentation verließ das Kamerateam wieder den Raum. Als

20 Siehe dazu Claudia Lintners Beitrag in diesem Band.

wir zu dem Teil kamen, in dem die Informanten sprechen sollten, bevorzugten sie es, im Publikum sitzen zu bleiben, was für die Organisatoren völlig in Ordnung war. Es entwickelte sich eine Art informelle Diskussionsrunde und beide konnten sich gut einbringen. Ihre Erzählungen beeindruckten das Publikum und die Veranstaltung endete erfolgreich. Einer der beiden Verkäufer verließ jedoch sofort, nachdem er gesprochen hatte, den Raum. Als die Präsentation zu Ende war, und wir zusammen den Raum verlassen wollten, wurde einer der Verkäufer von drei Personen angesprochen und um ein Interview gebeten. Wir vermittelten ihm, dass wir die Menschen nicht kannten und nahmen ihn in Schutz vor dem Ansturm, denn er war sichtlich überfordert mit der Situation. Es war uns wichtig, ihm gegenüber danach nochmals zu betonen, dass wir von der Kamera nichts gewusst hatten und wir ihm Recht gaben, als er die Interviews ablehnte. Durch die Präsentation wurde unser informeller Zugang ungeahnt sehr formell und die Konsequenzen der Einladung zu dieser offiziellen Veranstaltung waren uns zuvor nicht bewusst. Daraus lernten wir, dass wir dies nicht wiederholen würden. Denn was informell ist, sollte auch so bleiben. Durch die plötzliche Änderung der Ebene und des Settings, in dem wir uns befanden, war unsere Beziehung in Gefahr geraten.

Dadurch, dass wir bereits vor der Forschung einige der Kontaktpersonen kannten und zu manchen auch eine relativ stabile Beziehung hatten, fiel es uns sehr schwer, mit ihnen vollkommen ehrlich über die Forschung zu sprechen. Wie vermieden es, dass sie uns mit der Forschung identifizierten. Deshalb stellten wir es oft so dar, als seien wir nur *Helferinnen* der anderen Forscher\_innen. Dies brachte uns später in einen ethischen Konflikt.

### Nach dem Ende der Forschung

In ethnologischen Forschungsprozessen taucht man für den Zeitraum der Forschung in ein Feld ein und verlässt es dann wieder, um Abstand zu gewinnen und die Ergebnisse zu verarbeiten. Doch dies war uns nicht möglich, da die Forschung in unserem Alltagsraum stattfand. Deshalb hat die Forschungsbeziehung für uns bis heute noch kein absolutes Ende gefunden, auch wenn wir nicht mehr aktiv forschen, sondern ein rein freundschaftliches Verhältnis zu den Kontaktpersonen pflegen. Immer wieder bekommen wir unterschwellig und unbewusst forschungsrelevante Informationen, die uns in ein ethisches Dilemma bringen, da wir uns nicht sicher sind, ob es richtig wäre, sie in die Arbeit einzubringen. Wir haben uns aus forschungsethischen Gründen deshalb dazu entschieden, alle Informationen, die wir nach der Forschung bekamen, für uns zu behalten und nicht zu publizieren. Wir empfinden es als Gewinn, eine freundschaftliche Beziehung zu unseren Forschungspartner\_innen aufrechterhalten zu können.

## Literatur

- Girtler, Roland: Methoden der Feldforschung. Wien/ Köln/Weimar 2002.
- Heidemann, Frank: Ethnologie. Eine Einführung. Göttingen 2011.
- Grillo, Ralph und Riccio, Bruno: Translocal Development: Italy - Senegal. In: Population, Space and Place 10 (2004), 99-111.
- Heimerdinger, Timo: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeit. Zu Stand und Perspektiven der volkskundlichen Nahrungsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005/II), 205-218.
- Heimerdinger, Timo u. Pape Philipp: Essen und Trinken. Kulturelle und gestalterische Phänomene. Dokumentation des Projektseminars „Essen und Trinken. Kult, Symbol und Gestaltung“ Eine Kooperation der Abt. Kulturanthropologie/Volkskunde im Dt. Institut der Johannes Gutenberg-3 Universität Mainz mit dem Studiengang Design der FH Mainz im WS 05/06. Werkbericht No. 7 der FH Mainz 2007.
- Herzke, Katja u. Schmoll Friedemann: abgeschmeckt und aufgedeckt. alles übers essen. Köln 2009.
- Köstlin, Konrad: Heimat geht durch den Magen. Das Maultaschensyndrom - Oder: Soul Food in der Moderne. In: Forschungen zur Volkskunde Baden-Württembergs 4 (1991), 157 -174.
- Riccio, Bruno: From 'ethnic group' to 'transnational community'? Senegalese migrants' ambivalent experiences and multiple trajectories. In: Journal of ethnic and migration studies 27 (4) 2001, 583-599.
- Wierlacher, Alois (Hg.): Kulturthema Essen. Berlin 1993.





# Arbeits- und Lebenswelten von Straßenverkäufer\_innen in Südtirol

**Verena Altenhofen**

Migrantische Arbeitswelten in Südtirol – das ist der Gegenstand dieses interdisziplinären Lehrforschungsprojektes, an dem Studierende der Universitäten Innsbruck und Bozen teilnahmen. Man könnte geneigt sein, im Kontext *Arbeit* zuerst einmal an klassische Lohnarbeit zu denken und Lohnarbeitsverhältnisse unter dem Augenmerk der Migration zu untersuchen. Wir, ein anfangs vier-, später dreiköpfiges Team aus Studierenden der Geschichte und Europäischen Ethnologie der Universität Innsbruck und der Sozialen Arbeit der Universität Bozen, interessierten uns für ein anderes Setting des komplexen Gebiets der migrantischen Arbeitswelten: den sogenannten fliegenden Handel – den selbstständigen Verkauf von Waren auf der Straße. Nach einer Vorbereitungszeit von einem Semester, in dem wir vor allem methodologische und forschungsethische Texte lasen, besprachen und diskutierten, stellte ein knapp zweiwöchiger Feldaufenthalt in Bozen und Brixen den Rahmen dar, in dem wir Vorgehensweisen, Einstiegs- und später Befragungsmethoden ausprobierten und vergleichen konnten. Aus dem auf verschiedenste Arten gewonnenen Material dieses Forschungsaufenthaltes filterten wir unsere Ergebnisse, um sie anschließend zu verschriftlichen.

Während des Feldaufenthalts knüpfte unsere Forscher\_innengruppe Kontakt zu circa 15 Straßenverkäufer\_innen. Im Folgenden sollen drei dieser Personen in Fallporträts vorgestellt werden: Rudy, Susana und Paul, deren Geschichten exemplarisch für die Lebens- und Arbeitswelten von Straßenverkäufer\_innen in Südtirol stehen.<sup>1</sup> Zu ihnen fanden wir einen besonders guten Zugang. Details aus Gesprächen mit anderen Akteur\_innen im Feld sind dabei nicht zu vernachlässigen, sie ergänzen und vervollständigen gewonnene Erkenntnisse. Die meist kurzen Gespräche waren zudem wichtig, um Erfahrungen im methodologischen Vorgehen und dem Finden von Feldzugängen zu gewinnen. So gut wir uns auch alle durch das Lesen und gemeinsame Besprechen von methodologischen Texten auf die Feldforschung vorbereitet hatten, so stellte das Eintauchen ins Feld eine große Herausforderung für uns dar. Die „Diskrepanz zwischen Methodologie und Praxis“<sup>2</sup>

---

1 Die Namen der Straßenverkäufer\_innen wurden geändert.

2 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), 51-66, 52.

wird nämlich erst dann sichtbar, wenn man am *Waltherplatz* in Bozen eine/n Straßenverkäufer\_in bei der Arbeit sieht, sie/ihn ansprechen möchte und unmittelbar in dieser Situation zahlreiche Fragen im Kopf auftauchen: Wie gehe ich auf die Person zu? Gehen wir alleine oder in der Gruppe? Wie spreche ich sie an und in welcher Sprache? Versuche ich den Einstieg über ein Verkaufsgespräch oder stelle ich sofort klar, dass ich keine Kundin bin? Wie viel erzähle ich gleich anfangs von meinem Forschungsinteresse und meiner Intention? Störe ich die Person bei ihrer Arbeit? Nach welchen Markern schreibe ich der Person zu, Migrationshintergrund zu haben und deshalb zum Forschungsgegenstand zu passen? Selbstverständlich wurde über einzelne dieser Fragen schon im Voraus viel gesprochen, dennoch verändert sich die Situation vollständig, sobald man sich direkt im Feld befindet. Wir empfanden am eigenen Leib, wie es sich anfühlt, zögernd und mit Angst vor deren Reaktionen Akteur\_innen anzusprechen. Oft erlebten wir kurz darauf das Scheitern der Situation, weil keine gemeinsame sprachliche Grundlage geschaffen werden konnte, um ein kurzes Gespräch zu führen, manchmal gelang es aber auch sofort eine gute Kommunikationsebene zu finden.

Ein Punkt, der uns das Vorgehen vor allem zu Beginn spürbar erschwerte, waren sprachliche Hürden: In der ersten Woche arbeiteten wir in einem Zweier-team, wir beherrschten beide fließend Deutsch und Englisch. Die Gesprächspartner\_innen, zu denen wir in dieser Zeit Kontakt aufzunehmen versuchten, sprachen jedoch überwiegend Italienisch und Französisch. So wurde uns nach den ersten Tagen klar, dass vor allem die gemeinsame Sprache der Schlüssel zu einer erfolgreichen Feldforschung werden würde. Besonders dankbar war ich deshalb meinen Kolleginnen Dian Altin und Sophia Adolf. Sie ermöglichten uns mit ihren Sprachkenntnissen viele der geführten Gespräche.

Die Arbeit der Straßenverkäufer\_innen besteht darin, auf der Straße Passant\_innen anzusprechen, um Ware anzubieten. Oft gehen auch Kund\_innen auf sie zu und betrachten die Warenauslagen, die sie auf mobilen flachen Holzkisten und Brettern montiert haben. Genau dies stellte sich im Feld als großes Hindernis heraus, von Anfang an eine gute Gesprächsbasis zu finden, denn grundsätzlich gingen die Straßenverkäufer\_innen davon aus, sie würden von uns als Kund\_innen angesprochen werden. Den richtigen Zeitpunkt und die richtigen Worte zu finden, um zu erklären, dass wir keine Kund\_innen seien, sondern sie mit einem bestimmten Erkenntnisinteresse im Hinterkopf ansprachen, war sehr schwer. Wir probierten mehrere Varianten während der Forschung aus: Mal stiegen wir mit „wir kommen von der Universität Innsbruck“ ins Gespräch ein, mal erklärten wir nach einer halben Stunde, warum wir eigentlich in Bozen waren, mal erst nach Tagen. Die Angst und das Unbehagen darüber, den einzelnen Personen das Gefühl zu vermitteln, wir würden nur mit ihnen sprechen, weil sie für unsere Forschung interessant sein könnten, begleitete uns ständig. Rolf Lindner

zitiert dazu in seinem Artikel „Die Angst des Forschers vor dem Feld“ Jacques J. Maquet, der sehr treffend beschreibt: „To be an object of research is never pleasing.“<sup>3</sup> Wir führten viele Gespräche mit dem gesamten Forscher\_innenteam darüber, wie man verhindern kann, Akteur\_innen im Feld das Gefühl zu vermitteln, zum *Objekt* einer distanzierten Betrachtung zu werden. Der *Lösungsansatz* bestand vor allem darin, sie nicht zu objektivieren, sondern den Gesprächspartner\_innen auch nach informativen Gesprächen mit Freundlichkeit und Interesse zu begegnen und ihnen nach wie vor das Gefühl zu geben, an ihnen als Menschen interessiert zu sein.

Auch das Kategorisieren der Menschen in der Bozener Altstadt, auf der Suche nach Straßenverkäufer\_innen mit vermeintlichem Migrationshintergrund, bereitete uns Unbehagen. Eine Schlüsselszene hierzu erlebten wir am Bahnhof Bozen: Wir wollten herausfinden, ob männliche senegalesische Straßenverkäufer, die wir in den ersten Tagen kennengelernt hatten, morgens mit einem Zug nach Bozen reisten oder ob sie in der Bahnhofsgegend wohnten. Normalerweise erscheinen alle senegalesischen Verkäufer\_innen zwischen neun und halb zehn Uhr am Waltherplatz und verteilen sich dann auf die umliegenden Gassen. Zwischen acht und halb neun fanden wir uns am Bahnhof ein, um zu beobachten, ob die Verkäufer\_innen mit dem Zug in Bozen ankommen würden. Wir beobachteten dann jedoch, dass viele nicht mit dem Zug, sondern vom hinteren Busbahnhofsgelände kamen. Später stellte sich heraus, dass die meisten in den Wohnblocks hinter dem Busbahnhof in Wohngemeinschaften leben. Uns wurde jedoch im Bahnhof unser Vorgehen bewusst und so reflektierten wir unsere Situation: Wir *scannten* die Menschen, die dort aus den Zügen stiegen nach Markern: schwarze Hautfarbe mit dem vermeintlichen Aussehen eines/einer senegalesischen Straßenverkäufer\_in und auffälliges Gepäck. In dieser Situation wurden wir uns unserer Projektionen und Bilder bewusst und der Tatsache, dass wir Menschen über Hautfarbe und Kleidung im sozialen Raum verorten. Es galt diese Situation auch in folgenden Gesprächen in der Forscher\_innengruppe zu reflektieren und unser Vorgehen, unsere Sichtweisen wie unser Handeln zu hinterfragen. Einer der wichtigsten Punkte im Forschungsprozess war, uns unsere eigene Subjektivität im Feld bewusst zu machen und zu reflektieren.<sup>4</sup>

3 Ebd., 52.

4 Michael D. Jackson: From Anxiety to Method in Anthropological Fieldwork. In: Davies, James u. Spencer, Dimitrina (Hg.): Emotions in the Field. The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience. Stanford 2010, 35-54, 48. Siehe dazu auch den Beitrag von Bernadette Mayr in diesem Band.

## Drei biographische Fallgeschichten

Anhand von drei Fallgeschichten werde ich in diesem Beitrag unsere Einblicke in die Arbeits- und Lebenswelten der Straßenverkäufer\_innen in Bozen und Brixen vorstellen und auch auf die subjektive Bewertung der eigenen Tätigkeit und Zukunftswünsche unserer Kontaktpersonen Susana, Paul und Rudy eingehen.

Die Fallgeschichten porträtieren drei Straßenverkäufer\_innen aus unterschiedlichen Herkunftsländern, die nach Südtirol kamen und sich nun in derselben Arbeitswelt wiederfinden: dem Straßenverkauf. Die aus Kroatien stammende Susana, den Senegalesen Paul und den aus Bangladesh stammenden Rudy verbindet ihre Arbeit als selbstständige Straßenverkäufer\_innen in Südtirol. Susana und Rudy verkaufen in der Altstadt von Bozen, Paul in Brixen. Susana hat sich vor allem auf Schals und Tücher spezialisiert, im Winter variiert sie ihr Angebot mit bestickten Tischdecken und Gardinen. Rudy verkauft Handyzubehör, vor allem Schutz-Schalen für gängige Smartphone-Modelle in vielen verschiedenen Varianten. Paul verfügt über ein etwas breiteres Warenangebot: Sein Schwerpunkt liegt auf Sonnenbrillen und Armbändern, von Zeit zu Zeit bietet er auch kleine Handventilatoren, Feuerzeuge, Kugelschreiber, Mini-Taschenlampen oder Ähnliches zum Verkauf. Im Laufe des etwa zweiwöchigen Forschungsaufenthalts konnte ich mit den drei Verkäufer\_innen mehrere Gespräche und Interviews führen und sie direkt bei ihrer Arbeit teilnehmend beobachten. Jede/r von ihnen hat nicht nur sehr unterschiedliche Waren und feste Orte, an denen zu regelmäßigen Zeiten, abgestimmt auf Jahres- und Tageszeit verkauft wird. Ihre biographischen Erzählungen bezüglich ihrer Migrationsgeschichte, der Familiensituation und dem gelebten (Arbeits-)Alltag in Südtirol, ihr subjektives Empfinden und die Bewertung ihrer Tätigkeit sind sehr unterschiedlich und zeigen dennoch Parallelen. In erster Linie geht es mir um das bessere Verstehen ihrer Situation als selbstständige, migrantische Händler\_innen – auf der Straße.

### Fallgeschichte Susana

Der Waltherplatz in der Altstadt von Bozen ist durch zahlreiche Cafés und Restaurants sowie Terrassen geprägt, die sich rund um den zentral am Platz gelegenen Brunnen, dem Walther-Denkmal aufreihen. An jenem Tag sind der Platz und die Terrassen gut besucht, die Sonne scheint, es ist gerade warm genug, um im Freien einen Cappuccino zu trinken. Ich sehe Susana, wie sie zusammen mit einer anderen Frau ihre Tücher und Schals, die sie über den Arm gehängt hat, anbietet. Als sie am Rand des Waltherplatzes eine Pause macht und eine Zigarette raucht, spreche ich sie an. Ich erzähle ihr von meinem Interesse, mehr über Verkäufer\_in-

nen, die wie sie Ware auf der Straße verkaufen, zu erfahren und frage, ob sie Lust auf ein Gespräch hätte. Sie stimmt zu und sagt, dass es ab 16 Uhr ruhiger auf dem Platz werden würde, dann könnten wir sprechen. Ich würde sie dann schon finden, irgendwo hier am Platz sei sie unterwegs. Die andere Frau geht sofort sichtlich auf Abstand, als ich mit Susana ins Gespräch komme. Ich versuche zunächst nicht auf dieses Verhalten zu reagieren, frage dann aber nach Susanas Zusage, ob ihre Freundin nicht auch mit mir sprechen würde. Diese aber wedelt daraufhin abwehrend mit den Armen und vergrößert den Abstand zu uns um mehrere Meter. Später erklärt Susana mir, dass es ihre Cousine sei, die sie begleitet, und dass ihre Scheu dadurch begründet sei, dass sie kaum Deutsch spreche.

Ich bin um Punkt 16 Uhr am Waltherplatz. Als ich schon zweifle, ob sie überhaupt noch kommt, sehe ich sie um zwanzig Minuten nach vier Uhr zum Platz kommen. Ich bin zuerst einmal sehr erleichtert, dass dieses Gespräch zustande kommt. Ich sage ihr, wir könnten in ein Café ihrer Wahl gehen, sie sucht zielstrebig ein Café aus, indem ihre Nichte als Kellnerin arbeitet. Hier mache sie immer Pause während des Arbeitstages. Wir setzen uns an einen kleinen Tisch. Susana fragt mich, ob es mich störe und zündet sich gleich darauf eine Zigarette an. Sie spricht kurz mit ihrer Nichte, die unsere Bestellung, zwei Cappuccinis, aufnimmt.

Susana scheint in den Mittvierzigern zu sein, sie ist sehr schlank, hat sehr dunkle, fast schwarze große Augen und ein freundliches Gesicht. Sie wirkt auf mich, im Gegensatz zum eher unauffälligen Erscheinungsbild der meisten Straßenverkäufer\_innen, die ich bisher kennengelernt habe, auffallend schick gekleidet. Sie scheint großen Wert auf ihr Äußeres zu legen. Sie trägt schwarze Lackschuhe, einen rosé-farbenen Blazer, Perlenohrringe und ein zu ihrem Blazer farblich passendes Sommertuch, das sie seitlich am Hals zu einer Schleife geknotet hat. Ihr dunkelbraunes Haar ist streng mit einer perlenbesetzten Haarspange am Hinterkopf zusammengesteckt. Ihr bewusst gepflegtes Erscheinungsbild könnte eine Strategie darstellen, sich von anderen Straßenverkäufer\_innen abzugrenzen oder um eine gemeinsame Ebene zwischen ihr und ihren Kund\_innen zu schaffen.

Susana kommt aus Kroatien. Vor rund 25 Jahren, 1990, während des Balkankrieges, migrierte sie zusammen mit ihrem Mann nach Wien. Auch dort bestritt sie wie heute ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf verschiedener Waren auf der Straße. Sie blieben neun Jahre in Österreich. Bereits seit 16 Jahren leben die beiden nun in Bozen. Sie sei schon immer Verkäuferin gewesen, habe noch nie etwas anderes getan. Schon ihre Eltern hätten einen beweglichen Verkaufsstand gehabt, mit dem sie an verschiedenen Orten verkauften. Sie half ihren Eltern bei dieser Arbeit, seit sie ein kleines Mädchen war. Die Familie sei damals sehr oft umgezogen, abhängig von Urlaubszeiten, haben sie an Stränden und in großen Städten Souvenirs und Tücher verkauft. Susana grenzt sich an dieser Stelle des Gesprächs von Sinti und Roma ab, indem sie betont, dass ihre Familie immer

eine feste Wohnung gehabt habe. Zuerst zog die Familie in eine neue Wohnung um, dann habe man dort verkauft, für kurze Zeit sei sie dann dort auch immer zur Schule gegangen. Im Gespräch erwähnt sie mehrmals, dass sie heute zusammen mit der ganzen Familie nicht weit vom zentral gelegenen Waltherplatz in einer Mietwohnung wohnt. Zusammen mit ihrem Ehemann und den beiden Töchtern (16 und 26 Jahre alt) und der Cousine und deren Familie. Auch in Kroatien haben Susana und ihr Mann noch Verwandte. Einmal im Jahr besuche sie sie dort und nehme dafür eine lange und, wie sie beschreibt, beschwerliche Reise mit dem Bus auf sich. Die Fähre oder das Flugzeug seien zu teuer. Gerne würde sie ihre Familie öfter besuchen, doch leider reiche dafür das Geld nicht. „Natürlich“, sagt sie, würde sie sich eine Festanstellung wünschen. Der Verkauf auf der Straße sei okay, aber eben auch sehr schwer für sie. Schwer, weil sie manchmal Probleme hat, die laufenden Kosten zu decken. Denn an einem schlechten Tag verdiene sie durch den Verkauf von Schals und Tüchern etwa zehn Euro. An einem guten Tag seien es vierzig bis fünfzig Euro – wenn ich an dieser Stelle von einer fünftägigen Arbeitswoche ausgehe, beläuft sich Christinas monatliches Einkommen zwischen 200 und 800 Euro.

Als Kind sei sie nur selten zur Schule gegangen, immer nur ein paar Wochen, bis sie wieder umgezogen seien. Das heutige Bewerbungssystem, bei welchem es vor allem um den Lebenslauf gehe, mache es ihr sehr schwer, eine Festanstellung zu finden. Susana verfügt zwar über keinen Schul- oder Berufsabschluss, jedoch über jahrelange Berufserfahrung als Verkäuferin. Nach Pierre Bourdieu besitzt sie deshalb nahezu kein institutionalisiertes, kulturelles Kapital:<sup>5</sup> Die in einem Bewerbungsprozess geforderten, offiziell anerkannten Abschlüsse und schriftlichen Zeugnisse kann sie nicht vorweisen. Das institutionalisierte kulturelle Kapital, das in Form von Titeln, Zeugnissen, Stellen sowie Schul-, Berufs- oder Universitätsabschlüssen von offiziellen Institutionen verliehen wird, birgt einen juristisch garantierten Wert. Der Abschluss, die Ausbildung oder der Titel schaffen eine scharfe Grenze zwischen dem, der bestanden hat und dessen „kulturelle Kompetenz“ ein für allemal garantiert scheint und dem, der nicht ausgezeichnet wurde oder Autodidakt ist – jemand der seine Kompetenz stets von neuem unter Beweis stellen muss. Während die Inhaber\_innen von kulturellem Kapital ohne schulische Beglaubigung immer wieder den Beweis für ihre Fähigkeiten antreten müssen, sie also nur „das sind, was sie tun, schlichte Produkte ihrer Leistung, brauchen die InhaberInnen von Bildungspatenten – [...] nur zu sein, was sie sind [...]“.<sup>6</sup> Susanas

5 Vgl. Peter Streckeisen: Soziologische Kapitaltheorie. Marx, Bourdieu und der ökonomische Imperialismus. Bielefeld 2014, 225-233.

6 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982, 48-49.

Berufserfahrung lässt sich also nur sehr bedingt bis gar nicht als Kapital einsetzen, ansonsten hätte sie durch ihre jahrelange Berufserfahrung längst eine feste Anstellung gefunden. Es fällt ihr schwer, ihre Erfahrungen in einer schriftlichen Bewerbung geltend zu machen, weil schriftlich belegende Zeugnisse fehlen. Durch Susanas Geschichte wird das Defizit zwischen einer formellen, belegbaren Bildung mit anschließender Berufserfahrung und einer informellen Bildung mit späterer Berufserfahrung, so wie Susana sie durchlebt hat, sichtbar. Sie beschreibt den Bewerbungsprozess heute als schwieriger, denn es würde nun mehr auf Lebensläufe und Bildungsabschlüsse geachtet werden. Doch auch in den 1990er Jahren, als Susana nach Wien kam, waren schriftliche Bewerbungen mit Lebensläufen und Zeugnissen der gängige Standard.

Für gewöhnlich verbringt sie ihren Arbeitstag am Waltherplatz, geht durch die Terrassen der Cafés und bietet den Menschen ihre Tücher an. Die meisten Bar- und Cafébesitzer\_innen kennen sie schon jahrelang, weshalb sie ohne Probleme die dort sitzenden Menschen ansprechen darf. Gibt es neue Besitzer\_innen, fragt sie vorher nach, damit es keinen Ärger gebe. Aber die meisten Leute am Waltherplatz seien nett zu ihr. Es gibt natürlich „solche und solche, aber das ist halt so.“ Sie macht mich ungefragt darauf aufmerksam, dass sie „schon einen Gewerbeschein“ hat. Es scheint ihr wichtig zu sein, dieses Detail anzubringen, um die Legalität ihrer Arbeit herauszustreichen.

Meistens arbeitet sie von in der Früh bis mittags, macht eine Stunde Mittagspause und arbeitet am Nachmittag abhängig vom Wetter noch bis circa 16 Uhr. Danach sei nicht mehr viel los bis abends, erklärt sie. Im Winter oder bei schlechtem Wetter passt sie sich flexibel an und ändert ihre Ware: Dann holt sie dickere Schals, im Winter bestickte Tischdecken und Gardinen aus ihrer Wohnung. Sie kauft die Ware von verschiedenen Händler\_innen aus Italien, oft bringt sie auch etwas aus Kroatien mit. Das, wie sie es nennt, „ganze Zeug“ lagert sie in ihrer Wohnung. Fast immer ist sie bei der Arbeit gemeinsam mit ihrer Cousine unterwegs, die nicht gut Deutsch gelernt habe, weshalb ihre Cousine nie alleine verkaufen gehe. Während unseres Gesprächs hält sie sich im selben Café, an einem anderen Tisch auf und raucht. Sie bleibt die meiste Zeit abseits, unterbricht unser Gespräch aber ein paar Mal um auf Serbokroatisch mit Susana ein paar Worte zu wechseln. Über Susanas gutes Deutsch bin ich hingegen überrascht, denn als wir uns am Vormittag das erste Mal getroffen hatten, erklärte sie mit entschuldigendem Lächeln, sie gebe ihr Bestes, aber ihr Deutsch sei nicht gut. Sie freut sich über ein Kompliment für ihr Deutsch und erklärt mir weiter, sie spreche auch Italienisch, aber nicht so gut wie Deutsch.

Susana hat zwei Töchter im Alter von 16 und 26 Jahren. Als sie mit ihrem Mann von Jugoslawien nach Wien reiste, ließ sie ihre erste Tochter bei ihren Großeltern, um sich erst selbst neu orientieren zu können. Nach zwei Jahren holten sie



die Tochter dann nach Wien nach. Die jüngere Tochter ist in Bozen geboren. Sie sei schon hier in den Kindergarten gegangen, danach in die deutsche Schule. Weil es danach leichter sei, Arbeit zu finden, wenn man gut Deutsch könne, begründet Susana die Wahl der Schule. Sie kenne viele Leute, die nicht gut Deutsch sprächen und deshalb nun Probleme hätten eine Arbeit zu finden. „Außerdem sprechen die meisten Menschen hier Deutsch.“ Hier deutet sie an, dass Deutsch die von ihr empfundene Mehrheitssprache darstellt und dass sie die Berufschancen der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe besser einschätzt. Das kommt auch zum Ausdruck, wenn sie in Bezug auf „Italien“ sagt: In Italien sei die Arbeitssituation ohnehin schlecht – obwohl es „dort eigentlich schön“ sei. Das Wort „dort“ zeigt eine gefühlsmäßige Entfernung zwischen Italien und ihr selbst an, die zum einen durch die von ihr empfundene sprachliche Situation in Bozen, zum anderen durch die Distanzierung von der „schlechten Arbeitssituation“ in Italien entstanden sein kann. Als überwiegend deutschsprachige Migrantin mit Migrations- und Arbeitserfahrung in Österreich ist ihre Perspektive auf Südtirol, auf die eines deutschsprachigen Landesteils. Diese Perspektive wird auch durch die Schulwahl für ihre Tochter deutlich. Das Wort „dort“ zieht eine Grenze zwischen dem deutschsprachigen Raum „hier“ und dem „dort[igen]“ Italien. Diese gefühlsmäßige Grenze orientiert sich an der subjektiv erlebten Sprachsituation in Bozen.

### Fallgeschichte Paul

Paul kommt aus dem Senegal. Er ist in den Mittdreißigern, hat dunkle Haut, dunkle Augen und sehr kurzes, schwarzes Haar. Er ist auffallend groß und hat eine angenehm tiefe Stimme. Er hat eine sehr offene Art zu sprechen, macht oft Witze und lacht viel. Ich lerne ihn durch meine Feldforschungspartnerin Sophia kennen. Sie kennt ihn schon länger, da er jeden Tag in Brixen auf der Straße verkauft und Sophia ihn fast jeden Tag sieht und kurz mit ihm spricht. Vor ihrem Studienbeginn hat sie mehrere Monate im Senegal verbracht und spricht deshalb gut Französisch und etwas Wolof. Bei unserem ersten Treffen ist Paul mir sofort sympathisch, mir gegenüber ist er neugierig, offen und stellt viele Fragen. Er trägt meist eine schwarze, gestrickte Wollmütze, eine dicke rote Winterjacke, Jeans und warme, schwere Winterstiefel. Während der Feldforschungszeit im April ist er immer auffallend warm gekleidet. Als Sophia und ich ihn auf seine warme Kleidung ansprechen, antwortet er lachend, dass es kalt sei in Südtirol, aber bald würde er seine Sommerkleidung aus dem Schrank holen.

Paul lebt seit etwa fünf Jahren in Italien. Er ist mit dem Flugzeug vom Senegal nach Sizilien gereist, wo seine „frères“ schon seit einigen Monaten waren. Hier ist uns nicht klar geworden, ob er mit „frères“ von leiblichen Brüdern oder Freunden

spricht, die er als „Brüder“ bezeichnet. Paul suchte in Sizilien acht Monate vergeblich nach Arbeit und reiste dann nach Südtirol, wo er in Bozen schließlich eine Anstellung in einer Automobilfabrik im Industriegebiet der Stadt fand. In dieser Fabrik arbeiten vor allem italienischsprachige Arbeitskräfte, nur wenige sprechen Deutsch. Paul lernte schnell Italienisch, da ihm im Zuge dieser Anstellung ein Italienisch-Sprachkurs bezahlt wurde, den er mehrere Monate lang immer abends nach der Arbeit besuchte. Aufgrund der Wirtschaftskrise wurde ihm gekündigt, er wurde überraschend arbeitslos. Seine Stelle in der Fabrik müsse gestrichen werden, sagte man ihm damals. Seit dieser Zeit verkauft Paul als fliegender Händler auf der Straße. Das ist nun vier Jahre her. Der Straßenverkauf war und ist für ihn bis heute eine Notlösung, eine Strategie, der Arbeitslosigkeit zu entgehen. Es war nie seine freie Entscheidung, sich mit dem Verkauf von Waren auf der Straße selbstständig zu machen. Er sagt, in der Fabrik sei alles besser gewesen, deshalb bewirbt er sich in vielen Fabriken in ganz Südtirol und Norditalien. Aber meistens bekomme er nicht einmal eine Antwort auf seine Bewerbungen. Den Straßenverkauf sieht er als temporäre Tätigkeit, die er sofort für eine andere Arbeit eintauschen würde. Der Straßenverkauf hätte in diesem Zusammenhang jedoch den Vorteil, dass er schon morgen eine andere Arbeit beginnen könne. Die Unabhängigkeit, an keinen Vertrag mit Kündigungsfrist gebunden zu sein, formuliert er als großen Vorteil gegenüber anderen, die eine neue Arbeit erst nach einigen Wochen anfangen könnten.

Ähnlich wie Susana beschreibt er, dass die Arbeitssituation in Italien zurzeit generell schlecht sei, deshalb sei es schwer, eine Arbeit zu finden. Wie Susana erklärt auch er ungefragt, dass er eine „Lizenz zum Verkaufen“ habe und sie selbst bezahle. Zum einen hebt er hier im Gespräch seine Selbstständigkeit hervor, indem er klarstellt, über genügend finanzielle Mittel zu verfügen, um seine „Lizenz“ selbst zu finanzieren, zum anderen sieht er sich an dieser Stelle vielleicht in einer Position, in der er sich rechtfertigen muss: Er will klarmachen, dass es sich hierbei um eine legale Selbstständigkeit handelt.

Ein Nachbar, mit dem er gemeinsam in der Automobilfabrik arbeitete, sei noch immer dort angestellt. Es gebe also noch Hoffnung. Eine Anstellung als Arbeitnehmer in Lohnarbeit, das ist das ausgesprochene Ziel von Paul. Er distanziert sich klar von einer Wertschätzung seiner selbstständigen Tätigkeit im Straßenverkauf und äußert wie Susana den Wunsch nach einer Lohnarbeitsanstellung. Für beide scheint nur eine feste Anstellung, nicht aber Selbstständigkeit, mit finanzieller Absicherung verbunden zu sein. Paul empfindet „Hoffnung“, eine solche Art von Arbeit wieder zu finden. Durch seine Lohnarbeitsorientierung wird klar, wie gering er seine derzeitige Tätigkeit als Straßenverkäufer bewertet.

Paul wohnt in der Nähe des Bozener Bahnhofs mit mehreren Senegalesen zusammen in einer Wohngemeinschaft. Auch seine unmittelbaren Nachbarn im

Haus seien Senegalesen. Viele von ihnen arbeiten als Straßenverkäufer\_in in Bozen und Meran. Ihre Ware kaufen sie gemeinsam in Brescia und Mailand. Manchmal bringt jemand auch Waren aus dem Senegal mit, so wie sein Freund Charles, der auch in Brixen verkauft. Er hat handgefertigte Ketten und anderen Schmuck für den Verkauf von seinem letzten Familienbesuch aus dem Senegal mitgebracht. Die beiden pendeln jeden Tag in der Früh von Bozen nach Brixen und abends wieder zurück. Die Standortwahl erklärt er mit der geringeren Konkurrenz in Brixen und seiner Bekanntheit, denn in Brixen würden ihn „schon alle kennen“. Viele der Käufer\_innen seien Stammkund\_innen, die fast täglich eine Kleinigkeit bei ihm kaufen würden. In Brixen hat sich Paul also einen festen Kundenstamm aufgebaut, der ihm ein Stück weit Einkommenssicherheit ermöglicht. Um Geld zu sparen kaufen sich beide für die Zugfahrten jedes Jahr den *Südtirol Pass*. Die Vorteile am Standort Brixen kompensieren aber den relativ großen Kosten- und Zeitaufwand für das Pendeln. Bevor sich die beiden in der Früh auf den Weg zum Bahnhof machen, wo sie den Zug um 9.00 Uhr nach Brixen nehmen, frühstücken und beten sie und die anderen Senegalesen gemeinsam. Mittagspause machen Paul und Charles um circa 12.30 für eine Stunde und halten diese genau ein. (Zweimal wurden Gespräche in der Mittagspause abgebrochen, weil die einstündige Mittagspause vorüber war.) Für mich ist diese strikte Einhaltung der Pausenzeiten sehr überraschend, ich schätzte Paul sehr viel unbekümmerter in seiner Zeiteinteilung ein. Als er das erste Mal ein Gespräch abbricht, weil seine Mittagspause nun vorbei sei, halte ich seine Aussage für einen Vorwand, für eine Ausrede unser Gespräch zu beenden. Sophia erklärt mir jedoch, dass die beiden jeden Tag sehr genau diese eine Stunde einhalten würden. Sonntags arbeiten beide nicht, das sei ihr freier Tag. Pauls Woche ist also durch sechs Arbeitstage gekennzeichnet und auch der Arbeitsrhythmus ist sehr regelmäßig: Täglich wird zu denselben Zeiten gearbeitet, auch Pausen werden genau eingehalten. Seine klare zeitliche Struktur lässt auf hohe Selbstdisziplin schließen. Er arbeitet wöchentlich grob überschlagen zwischen 40 und 50 Stunden.

Paul wurde als Reaktion auf ökonomische Zwänge, Ursachen und Folgen sozialer Differenzen und asymmetrischer Herrschaftsverhältnisse zum *Kleinunternehmer*. Dabei verfügt er prinzipiell nur über seine eigene Arbeitskraft. Laut Ulrich Bröcklings Konzept des „unternehmerischen Selbst“, taucht der Topos des „Unternehmers der eigenen Arbeitskraft“ in subjektiv aufscheinenden Bewältigungsstrategien von Arbeitslosigkeit Mitte der 1980er-Jahre das erste Mal auf.<sup>7</sup> „Die Imagination als Unternehmer wendet die Ohnmachtserfahrung tatsächlicher oder drohender Arbeitslosigkeit in den Aktivismus desjenigen, der sich auf eigene

7 Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main 2007, 54f.

Rechnung auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten sucht.“<sup>8</sup> Im Senegal hat Paul als Minibus-Taxifahrer gearbeitet. Er hatte dafür ein großes Auto eines Freundes zur Verfügung. Seine Frau und seine beiden Kinder sind noch immer im Senegal. Jeden Tag telefoniert er mit ihnen. In unseren Gesprächen betont er mehrmals, dass die Familie immer im Vordergrund stehe und sie „alles“ für ihn ist. Regelmäßig schickt er einen Anteil seines verdienten Geldes nach Hause, seine Kinder können deshalb im Senegal die Schule besuchen. Das Nachholen seiner Familie nach Südtirol stellt für ihn keine Option dar, die Kinder würden ja noch zur Schule gehen. Erst nach der Schule, sagt er, „wäre das vielleicht nicht schlecht.“ Sprachen sind für Paul etwas zentral Wichtiges, mehrere Male sprechen wir darüber. Als er nach Italien kam, sprach er Wolof, Französisch und Englisch. Wenn wir bei unseren Treffen über Sprachkenntnisse sprechen, betont er, dass man die Sprache des Landes, in das man kommt, lernen müsse. Schließlich wolle er sich mit den Menschen unterhalten können. Deshalb will er neben Italienisch auch noch Deutsch lernen: „Wenn ich an Deutsche etwas verkaufen will, muss ich ja Deutsch können.“<sup>9</sup> In unseren Gesprächen spiegelt sich das Thema *Sprachen* doppelt wider, einerseits reden wir viel über Sprache und Sprachkompetenz, andererseits werden unsere Gespräche teilweise in fünf Sprachen geführt: Als er erfährt, dass ich aus Deutschland bin, versucht Paul ein paar Brocken Deutsch mit mir zu sprechen, ich versuche es auf Französisch. Sophia, die bei allen Gesprächen anwesend ist, spricht Wolof<sup>10</sup> mit ihm sowie Französisch und Italienisch (die beiden versuchen Italienisch so weit wie möglich zu vermeiden, damit ich der Unterhaltung folgen kann). Oft verstehe ich das gesprochene Französisch, antworte dann aber auf Englisch.

Sprache ist ein zentrales Thema für Migrant\_innen, insbesondere in Südtirol mit seiner offiziellen Dreisprachigkeit und der Verpflichtung einer sprachlichen Zugehörigkeitserklärung. Die Sprache als Kommunikationsmittel spielt bei Susana und Paul eine sehr wichtige Rolle, da sie nicht nur in deren privater Lebenswelt, sondern auch im Arbeitskontext verhandelt wird. Beide gehen bewusst mit den Sprachen in Brixen und Bozen um, haben sich bewusst für eine von beiden entschieden oder wollen bewusst beide erlernen, um ihre Arbeitssituation zu verbessern. Für Susana ist klar die Deutsche Sprache mit besseren beruflichen Chancen verbunden. Paul hat während seiner letzten Anstellung Italienisch gelernt, will

8 Ebd., 56.

9 Originalzitat, übersetzt von der Autorin.

10 Wolof wird im Senegal von etwa 80% der Bevölkerung gesprochen. Offizielle Landessprache im Senegal ist die Kolonialsprache Französisch. Sophia lernte Wolof und Französisch als sie mehrere Monate im Senegal lebte. Das Wolof von Sophia beschränkt sich jedoch weitgehend auf Begrüßung und Verabschiedung. Ich denke, die Gesprächseinsteige auf Wolof waren für ein schon von Anfang an gutes Gesprächsklima zentral wichtig. Paul hat sich sichtlich gefreut, auf Wolof begrüßt zu werden.

jedoch, um seine Kommunikationsfähigkeit auf deutschsprachige Kund\_innen zu erweitern, Deutsch lernen.

## Fallgeschichte Rudy

Rudy ist sehr jung, er ist erst 19 Jahre alt. Ich lerne ihn in der Bozener Altstadt kennen, als er gerade in der Museumstraße steht und seine Handyschutzschalen zum Verkauf anbietet. Er verkauft oft dort, denn diese Straße ist meist voller Tourist\_innen, die entlang der kleinen Geschäfte, Boutiquen und Cafés schlendern. Die Handyschalen hat er auf einem großen Holzbrett mit Tragegriff aufgehängt. Wenn er an einem Ort stehen bleibt, lehnt er das Brett gegen eine Wand oder sein Bein und hat somit seine Hände frei. Oft hat er sein Handy in der Hand, auch während unserer Gespräche sieht er oft darauf und wird mehrere Male angerufen. Er ist modisch gekleidet, wirkt im ersten Moment unbekümmert, offen und neugierig. Nach einem ersten kurzen Gespräch in der Museumstraße erklärt sich Rudy schnell bereit, in ein Café zu gehen, um dort ein Gespräch fortzuführen. Um die oben angesprochenen Sprachbarrieren zu überwinden, schlossen sich mein Feldpartner und ich an diesem Tag mit den Leiter\_innen des Studienprojektes zu zwei gemischtgeschlechtlichen Zweiergruppen zusammen. Diese Tandems sprachen außer Deutsch und Englisch auch Französisch und Italienisch, was den Feldzugang erleichterte. Aus diesem Grund war ich also gemeinsam mit Gilles Reckinger auf Rudy zugegangen. Unser Gespräch wurde größtenteils auf Italienisch geführt, dabei verstand ich viele Dinge und fragte gegebenenfalls auf Englisch nach oder antwortete auf Fragen, die Rudy mir stellte. Außerdem übersetzte Gilles, falls nötig, direkt nach ein paar Sätzen auf Deutsch, sodass ich der Unterhaltung gut folgen und auch partizipieren konnte.

Rudy kommt aus Bangladesh. Wie Susana und Paul spricht auch er mehrere Sprachen. Lachend zählt er die Sprachen an seinen Fingern auf: Neben Bengali und Urdu spricht er Italienisch und Englisch. Er ist neugierig und stellt viele Gegenfragen. So will er zum Beispiel wissen, wo wir herkommen, was wir arbeiten und in welchem Verhältnis wir zueinander stehen. In diesem Zusammenhang wurde mir bewusst, dass in der Feldforschungsbeziehung nicht nur sprachliche Kompetenzen, sondern auch andere Variablen von Bedeutung sind. In diesem Fall spielten sowohl das Alter als auch gegengeschlechtliches Interesse eine Rolle: Gleich zu Beginn des Gesprächs fragt Rudy indirekt nach, ob wir wohl zusammen in Innsbruck wohnen würden. Als wir dies verneinten und erklärten, dass ich Studentin und Gilles einer der Leiter des Projekts sei, nickte er und fragte weiter nach meinem Alter.

Zusammen mit seinem Vater sei er von Bangladesh zuerst nach England migriert, von dort dann nach Italien. In Italien lebten sie in vielen verschiedenen Städ-

ten, wie Venedig, Mailand, Padua, Rom und Bozen. In Rom eröffneten sein Vater und er in einem touristisch geprägten Teil der Altstadt einen Handyladen, wo sie Zubehör verkauften und Handys reparierten. Sie seien jedoch „über den Tisch gezogen“<sup>11</sup> worden und daraufhin nach Bozen weiter gezogen. Vor drei Monaten sei sein Vater jedoch an den Folgen einer Krankheit verstorben. In der Erzählsituation ist Rudy sichtlich angespannt, vermeidet Blickkontakt, mehrere Male bezeichnet er sich als „tutto solo“ – ganz alleine. Er ist also ganz auf sich gestellt und verkauft nun die Ware auf der Straße. Rudy hat noch mehrere Schwestern, die derzeit in England leben, er hat sie schon jahrelang nicht mehr gesehen. Es fällt ihm sichtlich schwer, über sie zu sprechen. Er spricht ruhiger und leiser als vorher. Andere Verwandte in Bangladesh habe er nicht mehr. Seit dem Tod seines Vaters wohne er gemeinsam mit Freunden in einer Wohngemeinschaft in Bozen. Er sei auch zur Schule gegangen, aber nach dem Tod seines Vaters habe er die Schule abgebrochen, um weiter auf der Straße verkaufen zu können. Für diese Art von Arbeit sei die Schule ohnehin nicht wichtig. Anders als Susana misst Rudy seiner Schulbildung nicht viel Bedeutung bei. Sein Ziel sei es, sich irgendwann selbstständig zu machen. Er wolle einen solchen Laden, wie er ihn mit seinem Vater hatte, eröffnen. Die Waren dazu hätte er ja schon – mit Stolz erzählt er, dass er Waren im Wert von 5000 Euro besäße. Sein verstorbener Vater stellt für Rudy ein Vorbild dar, da er mit einem eigenen Geschäft unabhängig und erfolgreich war. Das Unternehmer\_innentum ist in den Augen von Rudy mit Unabhängigkeit, Erfolg und Selbstständigkeit verbunden.

So gibt uns Rudy auch zu verstehen, dass er mit dem Verkauf auf der Straße zufrieden sei: Er sei ein sehr spontaner Mensch, der ungern Pläne mache, sondern genau das, wonach ihm gerade sei. Es sei von Vorteil, dass er Handyzubehör verkaufe, schließlich besitze jeder heute ein Handy. Er könne also immer und überall verkaufen, egal wo. Der Straßenverkauf gibt ihm genug Unabhängigkeit, um selbst zu entscheiden wann und wie lange er arbeitet, er muss sich niemandem unterordnen. An manchen Tagen arbeite er viel, an anderen eben sehr wenig oder gar nicht – das wisse er vorher nie.

In allen drei Fallbeispielen wird eine zeitliche Subjektivierung<sup>12</sup> deutlich. Sie bedeutet eine höhere Anforderung an die Selbstregulation der Akteur\_innen in Bezug auf ihre Arbeitszeitstrukturen. Während Susana und Paul sich selbst die strenge Einhaltung von Arbeits- und Pausenzeiten vorschreiben, entscheidet Rudy spontan von Tag zu Tag. Trotzdem hat er Pläne, einen Laden eröffnen zu wollen. Dadurch würde er sich teilweise durch Pflichten wie Raummiete, Öffnungszeiten

11 Gedächtnisprotokoll, Übersetzung von Gilles Reckinger.

12 Mehr zu Subjektivierung siehe den Abschnitt: Über Subjektivierung und das „unternehmerische Selbst“ in der Notlösung Straßenverkauf, in diesem Beitrag.

und andere Konstanten selbst in dieser Unabhängigkeit beschneiden. Wie genau er sich das Führen eines eigenen Geschäfts vorstellt, wurde aber auch nicht weiter besprochen. Rudys Interpretation lässt die Selbständigkeit als Straßenverkäufer\_in in jedenfalls sehr viel positiver erscheinen als die Erzählungen von Paul und Susana. Dabei könnte der Verlust seines Vaters und damit der Verlust von Stabilität Grund für seine Momentbezogenheit und Spontanität sein, die nicht nur seine Arbeitsweise, sondern auch seinen Privatbereich durchdringen, so mache er auch privat ungen Pläne und entscheide jeweils sehr spontan, wie er seine Freizeit verbringen möchte.

Als ein Streifenwagen der Polizei durch die enge Museumstraße fuhr, sprach Rudy seine Dokumente an: Probleme mit der Polizei habe er keine, denn „solange du die Dokumente hast, ist alles in Ordnung. Die kennen uns schon und wissen, wer gültige Dokumente hat“. Wieder werden hier die gültigen Papiere, wie „der Gewerbeschein“ von Susana und „die Lizenz“ von Paul von selbst angesprochen, um sich von diversen nicht-legalen Praxen abzugrenzen.

So wie Rudy, haben auch Susana und Paul feste Orte gewählt, an denen sie vermehrt verkaufen: Dabei hängen die Orte von der Kund\_innenfrequenz ab. Durch eine räumliche Subjektivierung werden also eigene Entscheidungen zum Ort der Arbeit und zur Mobilität möglich. Susana hat sich den Waltherplatz in Bozen als Arbeitsort angeeignet. Rudy bleibt diesbezüglich etwas flexibler, reagiert auf Jahres- und Tageszeiten, sowie Tourist\_innenströme und trifft täglich von neuem seine Ortswahl. Trotzdem hat auch er bevorzugte Orte wie die Museumstraße und den Waltherplatz. Paul pendelt von Bozen nach Brixen, denn für ihn bietet Brixen mehr Vorteile.

In der Freizeit spiele Rudy gerne Fußball, oft auch mit befreundeten Senegalesen, die hier auch auf der Straße verkaufen würden. Außerdem gehe er gerne zum Bingo spielen in die *Via Resia*, dort gibt es bei einer Tankstelle eine Art Casino. Pro Woche verspiele er circa 50 Euro. Als wir von dieser Summe überrascht sind, erklärt er, er würde ja manchmal auch gewinnen – dann gewinne er zwischen 1,50 Euro bis drei Euro am Abend. Resolut lehnt er die Frage ab, ob wir ihn zu einem solchen Bingoabend begleiten könnten, in der Museumstraße könnten wir uns jedoch jederzeit treffen.

### Transmigrantische Lebenswelten der Straßenverkäufer\_innen

Die Straßenverkäufer\_innen Susana, Paul und Rudy sind nicht auf direktem Weg von ihrem Herkunftsland nach Bozen gelangt. Sie erzählen alle von Migrationsbewegungen mit einer oder mehreren Zwischenstationen, in der sie versuchten Arbeit zu finden: Rudy war mehrere Monate mit seinem Vater in England, später

in verschiedenen Städten Italiens, bevor sie nach Bozen kamen. Susana war jahrelang in Wien, bevor sie nach Bozen kam, Paul lebte an unterschiedlichen Orten in Süd- und Norditalien. Rudy und Paul haben in Bozen keine familiären Bindungen, ihre nächsten Familienangehörigen leben in anderen europäischen Ländern beziehungsweise im Herkunftsland. Paul führt eine transnationale Ehe zwischen Bozen und dem Senegal und schickt regelmäßig Geld nach Hause, von dem seine Kinder die Schule besuchen können. Rudys Geschwister leben in England, was den Kontakt zu ihnen erschwert. Auch Susana hält, obwohl sie seit 25 Jahren im Ausland lebt, Kontakt zu Verwandten in ihrem Herkunftsland Kroatien. Durch die Kinder ist Bozen jedoch nun der Ort geworden, an dem sie mit ihrer Kernfamilie lebt und an dem ihre Kinder zur Schule gehen.

Transnationale Migration<sup>13</sup> als grenzüberschreitende Prozesse beinhalten transnationale Beziehungen, die Migrant\_innen unabhängig von ihrer rezenten Verortung aufrecht erhalten und die sie auch in den Kontext Arbeit miteinfließen lassen. Die Migrationsbewegungen sind also nicht als abgeschlossene Wege von einem Herkunfts- in einen Ankunfts-kontext zu betrachten, sondern als eine Form von Mobilität, durch die die transnationalen familiären Beziehungen nicht beendet werden. In der Migrationsforschung wurde durch Glick-Schiller et al. das vorherrschende binäre Modell von „Emigration und Immigration“, von „push- und pull-Faktoren“ überwunden, um auf die nationenübergreifenden Praktiken von Migrant\_innen aufmerksam zu machen, bei denen Migrant\_innen oft in mehreren Nationalstaaten oder Kommunitäten interagieren und sich identifizieren. Folglich trägt ihre Aktivität zur Entwicklung und Formierung von transnationalen Räumen bei. Nach dem Soziologen Alejandro Portes kann man von einem „doppelten Leben“ auf mehreren Ebenen sprechen: beispielsweise der Ebene der Sprachkenntnisse, so setzt sich die Mehrsprachigkeit der Migrant\_innen aus den erlernten Sprachen des Herkunftslandes und meist der Mehrheitsprache des Ankunftslandes zusammen. Oder auf einer individuell emotionalen Ebene mit einem Zugehörigkeitsgefühl in mehreren subjektiven „Heimaten“<sup>14</sup>. Der Begriff der transnationalen Migration antizipiert also die abnehmende Bedeutung von Nationalstaaten und nationalen Identitäten.<sup>15</sup> Sich schnell weiterentwickelnde Reise- und Kommunikationstechnologien können die Aufrechterhaltung von

13 Vgl. Nina Glick-Schiller; Linda Basch u. Christina Blanc-Szanton (Hg.): From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnational Migration. In: *Anthropological Quarterly* 68, 1 (1995), 48-63. Außerdem: Dies. (Hg.): *Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration*. New York 1992.

14 Alejandro Portes: Immigration for a New Century. Some Problems and Opportunities. In: *International Migration Review* 31, 4 (1997), 799-825, 812.

15 Vgl. Arjun Appadurai: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis 1996 und Saskia Sassen: *Losing Control? Sovereignty in an Age of Globalization*. New York 1996.



transnationalen Beziehungen heute erleichtern. So hat Paul beispielsweise die Möglichkeit, täglich mit seiner Familie im Senegal zu telefonieren, da sich die anfallenden Kosten in leistbaren Grenzen halten. Er kann somit eine relativ intensive Beziehung zu seiner Frau und den beiden Kindern aufrecht erhalten. Diese transnationalen Beziehungen haben ökonomische, politische und sozio-kulturelle Auswirkungen auf Migrant\_innen, deren Familien und deren soziale Kontakte. So haben zum Beispiel Geldrücküberweisungen – Remittances – Auswirkungen auf lokale Ökonomien und Arbeitsmärkte, ebenso wie die sozio-kulturellen Einflüsse auf die Aushandlung von Identitäten durch transnationale Ehen, religiöse Aktivitäten oder die Nutzung von Medien. In der Politik spielt auch die Frage der „multiple citizenship“ eine wichtige Rolle, die sich auf das Zugehörigkeitsgefühl des Einzelnen und die Aushandlung von transnationalen Identitäten auswirkt.<sup>16</sup> Meine empirischen Beobachtungen zeigen, dass auch die Lebens- und Arbeitswelten der Straßenverkäufer\_innen in Bozen und Brixen von transnationalen Migrationsbewegungen und transmigrantischen Beziehungsnetzwerken geprägt sind. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen von Susana, Paul und Rudy verdeutlichen dies auf einer persönlich-individuellen Ebene.

### **Über Subjektivierung und das „unternehmerische Selbst“ in der Notlösung Straßenverkauf**

Eine feste Anstellung bietet Sicherheit – das eigentliche Ziel für Susana und Paul. Der Straßenverkauf hingegen stellt eine Notlösung dar, die mit großer Unsicherheit verbunden ist. Beide würden die selbstständige Straßenverkaufstätigkeit sofort gegen eine Festanstellung eintauschen, so bewerben sie sich auch regelmäßig. Sie schildern, dass sie diese Arbeit nicht tun, um sich selbst zu verwirklichen. Sie sind also subjektiviert Kleingewerbetreibende geworden, weil dies derzeit ihre einzige Möglichkeit ist, Geld zu verdienen, da sie auf dem lokalen Arbeitsmarkt keine andere Arbeit finden. Auch Rudy, der in den Interviews im Gegensatz zu Susana und Paul sehr positiv von seiner Arbeit sprach, hatte andere Zukunftspläne. Monate nach der Feldforschung in Südtirol habe ich erfahren, dass Rudy eine feste Anstellung als Hilfskoch in einem Bozener Restaurant fand. So nehme ich rückblickend an, dass der Verkauf auf der Straße mit all den von ihm beschriebenen Vorteilen wie der Unabhängigkeit und Selbstermächtigung auch für ihn nur eine Not- und Übergangslösung war. Vielleicht befand er sich auch wie die beiden anderen Kontaktpersonen auf Arbeitssuche.

16 Vgl. Steven Vertovec: Transnationalism and Identity. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*. Volume 27, Issue 4 (2001), 573-582.

Das Subjekt, in diesen Fällen verstanden als eine agierende, selbstbestimmte Instanz handelt aufgrund der vorgefundenen Bedingungen am Arbeitsmarkt, indem es sich selbst einen eigenen Arbeitsplatz schafft. Michel Foucault beschreibt „Subjektivierung“ in „Subjekt und Macht“ (1982) wie folgt: „Das Wort ‚Subjekt‘ hat zwei Bedeutungen: Es bezeichnet das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist.“<sup>17</sup> In der Forschung zur Entwicklung der Arbeitsgesellschaft wird verschiedentlich betont, dass individuellen Handlungen und Deutungen der Subjekte im Arbeitsprozess eine zunehmende Bedeutung zukomme. Diese Entwicklung bezeichnet man als die „Subjektivierung von Arbeit“ im Sinne einer Intensivierung des Wechselverhältnisses zwischen Subjekt und Arbeit. Das heißt, dass Akteur\_innen immer mehr Subjektivität in die Arbeit hineinbringen oder aber die Arbeit immer mehr Subjektivität von den Akteur\_innen fordert.<sup>18</sup>

Susana, Paul und Rudy haben ihre Anstellung entweder verloren oder noch nie eine feste Anstellung innegehabt. Alle drei haben aufgrund unterschiedlicher Vorkommnisse die Entscheidung getroffen, sich mit dem Verkauf von Waren auf der Straße selbstständig zu machen. Dieser Schritt in die Selbstständigkeit stellt eine Reaktion auf drohende Arbeitslosigkeit dar. Die Akteur\_innen haben sich aus Eigeninitiative selbst einen Arbeitsplatz geschaffen. Der Straßenverkauf und die damit verbundene Unabhängigkeit vom übrigen Arbeitsmarkt stellen also eine Strategie dar, mit den Bedingungen auf dem Lohnarbeitsmarkt umzugehen. Die Straßenverkäufer\_innen haben durch ihre selbstständige Tätigkeit mehr Selbstverwirklichungs- und Partizipationsmöglichkeiten, sie heben die Fremdkontrolle und den Zwang, der in einem Angestelltenverhältnis bestehen kann, weitestgehend auf. Das wird in mehreren „Dimensionen der Subjektivierung“<sup>19</sup> sichtbar: Zum einen die zeitliche Subjektivierung bezüglich der Selbstregulation der Arbeitszeitstrukturen oder die räumliche Subjektivierung, durch welche individuelle Entscheidungen zum Ort der Arbeit und zur Mobilität möglich werden, wie sie bereits oben beschrieben wurden. Vor allem Susana und Paul strukturieren ihren Arbeitsalltag klar, sie haben regelmäßige Anfangs-, Pausen- und Endzeiten, sowie verschiedene Orte, an denen sie zu bestimmten Tageszeiten verkaufen. Aus den drei Fallgeschichten wird deutlich, dass noch weitere Dimensionen der Subjektivierung wirksam sind: Die Straßenverkäufer\_innen unserer Forschung organi-

17 Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV 1980- 1988. Frankfurt am Main 2005, 275.

18 Günther G. Voß: Zur Subjektivierung von Arbeit. Berlin 1999, 2.

19 Ders.: Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In: Aulenbacher, Brigitte (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden 2007, 97-113, 97.

sieren sich ihre eigenen Arbeitsmittel und Waren und sind für sie verantwortlich, was man als technische Subjektivierung bezeichnen kann. Paul organisiert sich seine Ware gemeinsam mit anderen senegalesischen Straßenverkäufer\_innen aus verschiedenen Städten Italiens oder aus dem Senegal; Susana kauft ihre Ware bei Großhändler\_innen ein. Rudy kann auf die Ware zurückgreifen, die er mit seinem Vater im gemeinsamen Geschäft verkaufte. Die Selbstständigkeit der Straßenverkäufer\_innen geht auch mit der Subjektivierung von Sinn einher: Sie müssen sich selbst jeden Tag dazu motivieren, ihrer Arbeit nachzugehen. Für Susana und Paul lässt sich der Antrieb für ihre Tätigkeit in ihrer Verantwortung für ihre Familien erkennen: Er unterstützt seine Familie im Senegal mit Remittances, sie unterstützt ihre Familie direkt in Bozen. Rudy ist mit seiner Verwandtschaft in England nicht finanziell verbunden. Seine jugendtypische, flexible Arbeitsstruktur ist demnach nicht von Verpflichtungen gegenüber anderen Familienangehörigen geprägt. Als Reaktion auf den generellen Rückgang von eindeutigen Strukturvorgaben oder aber deren „Flexibilisierung“<sup>20</sup> lassen sich diese Formen der Subjektivierung als strukturierende Subjektivierung zusammenfassen. Bei dieser kommt es zur selbstbestimmten, praktischen Organisation der gesamten Arbeitstätigkeit, was als Antwort auf den Verlust eines Arbeitsplatzes oder das Verlassen der gewohnten Lebenswelt zu interpretieren ist.

Man könnte diese migrantischen, selbstständigen Ökonomien als Problemlösungsstrategien bezeichnen, in welchen es zu einer Subjektivierung auf verschiedenen Ebenen kommt. Dies zeigt sich im *Schaffen* eines eigenen Arbeitsplatzes: Die Subjektivierung des/der Einzelnen aufgrund ihrer/seiner Selbstermächtigung hat in den Fallbeispielen von Susana, Paul und Rudy einen Arbeitsplatz zur Folge, der ihre Lebensgrundlage vorerst ein Stück weit sichert. Dennoch stellt dieser selbstgeschaffene Arbeitsplatz keine stabile oder existenzsichernde Tätigkeit dar, er bleibt Notlösung. Das „unternehmerische Selbst“ der drei Verkäufer\_innen reagiert auf die äußeren Umstände, keinen anderen Job zu finden – dieses „unternehmerische Selbst“ bringt ihnen jedoch nicht die Erfüllung ihrer Wünsche. Sie würden zu jeder Zeit diese selbstständige Tätigkeit für eine Anstellung in Lohnarbeit eintauschen, dementsprechend bewerten sie ihre derzeitige Tätigkeit.

An den Fallbeispielen meiner Arbeit wird deutlich, dass die Positionierung von Menschen im Straßenverkauf im unteren Teil der Sozialstruktur zum einen durch ein stark schwankendes, jedoch meist sehr geringes Einkommen zustande kommt. Zum anderen werden ihre kulturellen, habituellen und ökonomischen Kapitalien in Südtirol nicht anerkannt oder entwertet, was wiederum das Finden einer Festanstellung erschwert bis unmöglich macht: Entweder werden symbolische Kapitalien wie Bildungsabschlüsse oder Arbeitserfahrung ungültig oder aber

20 Voß (wie Anm. 18), 33.

die Verkäufer\_innen verfügen außer über informelle Arbeitserfahrung nicht über die heute oft als Minimalanforderung verstandenen Pflichtschulabschlüsse. Die Entscheidung für eine der beiden Mehrheitssprachen Südtirols, Italienisch oder Deutsch und die anschließend geforderte Sprachbeherrschung dezimieren die Möglichkeit, einen festen Arbeitsplatz zu finden, weiter.

Durch das Lehrforschungsprojekt konnten wir viel über die tägliche, selbstverantwortliche Arbeit der Straßenverkäufer\_innen in Südtirol und deren Lebenswelten erfahren. Begleitend dazu erlebten wir das *Handwerk* Feldforschung am eigenen Leib. Susana, Paul und Rudy erzählten mal offen, mal zwischen den Zeilen, wie sie ihre tägliche Arbeit erleben, warum sie diese ausführen müssen und wie sie diese bewerten und haben somit dazu beigetragen, die Situation von Straßenverkäufer\_innen in Südtirol ein Stück verständlicher zu machen.

## Literatur

- Appadurai, Arjun: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 1996.
- Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1982.
- Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main 2007.
- Foucault, Michel: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV 1980- 1988*. Frankfurt am Main 2005.
- Glick-Schiller, Nina; Basch, Linda; Blanc-Szanton, Christina (Hg.): *From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnational Migration*. In: *Anthropological Quarterly* 68, 1 (1995), 48-63.
- Glick-Schiller, Nina; Basch, Linda; Blanc-Szanton, Christina (Hg.): *Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration*. New York 1992.
- Jackson, Michael D.: *From Anxiety to Method in Anthropological Fieldwork*. In: Davies, James u. Spencer, Dimitrina (Hg.): *Emotions in the Field. The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience*. Stanford 2010, 35-54.
- Lindner, Rolf: *Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), 51-66.
- Portes, Alejandro: *Immigration for a New Century. Some Problems and Opportunities*. In: *International Migration Review* 31, 4 (1997), 799-825.
- Sassen, Saskia: *Losing Control? Sovereignty in an Age of Globalization*. New York 1996.

- Streckeisen, Peter: Soziologische Kapitaltheorie. Marx, Bourdieu und der ökonomische Imperialismus. Bielefeld 2014.
- Vertovec, Steven: Transnationalism and Identity. In: Journal of Ethnic and Migration Studies. Volume 27, Issue 4 (2001), 573-582.
- Voß, Günther G.: Zur Subjektivierung von Arbeit. Berlin 1999.
- Voß, Günther G.: Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In: Aulenbacher, Brigitte (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden 2007, 97-113.

# Einblicke in die Lebenswelten einer latein-amerikanischen Migrantin in Südtirol:

Subjektive Deutungen, Gefühle und Umgangsstrategien, Sprache, Schule und Arbeit

## Christian Neumann

„Momentan ist es so: Mit allem, was du unternimmst, arbeitest du total unter dem Preis. Du hast das Hotel voll, die Arbeit ist gut, Gott sei Dank, ...aber da kommt das Problem, du arbeitest, du arbeitest, du arbeitest, ich mach' 17 Stunden am Tag mit meinem Mann. Ja, aber wenn wir das nicht machen würden, dann ging das leider nicht, weil die Krise, die Steuer, die Steuer, das ist einfach zu viel. Sagen wir, das ist keine Marmelade (lacht), das ist kein brasilianisches Leben (lacht).“<sup>1</sup>

Zwei Wochen Feldforschung erlaubten uns einen kurzen Einblick in die Lebenswelten, subjektiven Deutungen, Gefühle und Umgangsstrategien von Lateinamerikaner\_innen in Südtirol. Der Fokus meiner Anwendung von qualitativen Methoden, den Interviews und der teilnehmenden Beobachtungen, lag auf den Themen Sprache, Schule und Arbeitswelt. Das folgende Interview mit Barbara aus Brasilien verdeutlicht ihre Perspektive auf die lokale Arbeits- und Schulsituation, als ein Beispiel dafür, wie diese von lateinamerikanischen Migrant\_innen in Südtirol alltäglich erlebt werden.

Migrant\_innen in Südtirol sind mit der Alltagssituation eines Landes konfrontiert, in dem drei Sprachen – Deutsch, Italienisch und Ladinisch – und zwei Sprach-Schulsysteme gelebt werden. Für die meisten Migrant\_innen mit ihrer *eigenen Muttersprache* dürfte die Ursache dieser Sprach- und Schulsituation zunächst undurchsichtig und nicht verständlich sein. Es ist eine Situation, die nur über einen Zugang zur Geschichte Südtirols, Tirols und des Trentino seit dem ersten Weltkrieg und der aktuellen wie vergangenen politischen Landschaft erklärbar ist.

Die distanzierte Sicht auf das Interview mit einer Migrantin soll den Blick erweitern auf die Zukunft und Chancen des kulturellen Austausches in der drei-

---

1 Aus dem Interview mit „Barbara“. Barbara, Migrantin aus Brasilien, lebt seit 18 Jahren in Südtirol. Alle Namen von Interviewpartner\_innen wurden anonymisiert.

sprachigen Region Südtirol, die im Laufe ihrer Geschichte schon immer durch Migration geprägt wurde und sich durch Einwanderung in naher Zukunft verstärkt verändern wird.

## Feldforschungserfahrung

Bereits vor einem Jahr sammelten wir im Zeitraum von zwei Wochen qualitative Daten in einer Feldforschung in Südtirol. *Wir*, das sind meine Frau Rosa aus Honduras, Österreicherin seit 35 Jahren, die mich bei meiner Feldforschung begleitete und bei der Organisation von Interviews mit lateinamerikanischen Migrant\_innen aus Südtirol unterstützte, und ich. *Wir* das sind auch die Leiter\_innen und Studienkolleg\_innen, mit denen es intensiven und wichtigen Austausch vor, während und nach der Feldforschung gab. Meine aufgezeichneten Interviews und deren Transkriptionen, Fotos, teilnehmende Beobachtungen mit Fotos, das Feldtagebuch, Exzerpte zu Literatur und methodischen Versuche der Datenanalyse nach Emerson, Fretz u. Shaw<sup>2</sup> (siehe Abb. 1) liegen in zwei dicken Ordnern vor mir und ich frage mich, warum ich so lange brauche und zögere, diesen Text zu Papier zu bringen.

Meine ursprüngliche Befürchtung, zu wenig Daten für meine Forschungsfrage zu bekommen, hat sich als völlig unbegründet herausgestellt. Im Gegenteil, die Fülle des Materials, das ich sammelte, macht mir jetzt Probleme, da ich gezwungen bin, eine Auswahl zu treffen. Das größte Unbehagen bereitet mir aber die Frage, ob ich meinen Interviewpartner\_innen mit meiner Arbeit wohl *gerecht* werde und ihre, als Transkription vorliegenden, wertvollen Wortmeldungen richtig interpretiere. Hier spüre ich Verantwortung, da die Nähe, Intimität und das Vertrauen, die bei unseren Interviews spürbar waren, jetzt distanziert in wissenschaftlicher Tradition zu beschreiben sind und von Leser\_innen meiner Arbeit nochmals kritisch aus großer Distanz rezipiert werden. Dies blockiert mich, bereitet mir Unbehagen und verzögert mein Schreiben. Das überraschte mich, da ich als älterer *Senior Student* sonst eigentlich keine Probleme habe, eine Arbeit schnell zu erledigen. Methodisch scheint ethnografisches Arbeiten ohne dieses Unbehagen aber nicht möglich zu sein:

„Jeder Analyseversuch ist somit von vornherein mit einem methodologischen Problem konfrontiert: Wie soll man die Äußerungen eines Gesprächspartners interpretieren, für den es im Dialog, wie er selbst zugibt, vor allem darum geht, rhetorische Strategien

2 Robert M. Emerson; Rachel I. Fretz u Linda L. Shaw: Writing ethnographic fieldnotes. Chicago Ill. u.a. 1996, 142–168.

zu entwickeln? Wie soll man irgendeine soziologische Wahrheit aus einem Diskurs ziehen, der durchaus nur eine fiktive Rekonstruktion der Wahrheit sein könnte, eine Rekonstruktion, die an die beim Interviewer vermuteten Forderungen und Normen angepaßt ist, die uneinstehbare Positionen zensiert und persönliches Leiden schamhaft versteckt?“<sup>3</sup>

Dazu kommt dann noch der von mir verspürte Druck nach dem Zurückkommen und die unvermeidliche Verflüchtigung der Eindrücke aus dem Feld: „Jeder zurückkehrende Ethnologe merkt, dass er unter einen unfaßbaren Druck gerät, der seine Erfahrungen in der fremden Kultur allmählich sich verflüchtigen läßt.“<sup>4</sup> Andererseits ist es immer notwendig, einen Schritt zurückzutreten, und das erfordert Zeit und Raum für „das Oszillieren zwischen Nähe und Distanz, zwischen Empathie und Analyse, das die ethnographische Arbeit erfordert“<sup>5</sup>.

### Zugang zum Forschungsfeld

Schon im Vorfeld der Feldforschung knüpfte ich Kontakt zu einer Gruppe von 25 Frauen aus dem Raum Brixen, die aus Lateinamerika kommen und sich über *Facebook*, E-Mail und *WhatsApp* vernetzt haben, um sich regelmäßig zu treffen.<sup>6</sup> Dadurch waren wir in der vorteilhaften Lage, relativ schnell Kontakte für Interviews herzustellen. Allerdings waren dafür im Vorfeld Vorbereitungen wie Terminabsprachen notwendig, weshalb wir schon einige Wochen vor unserer Feldforschung mit Repräsentantinnen der Gruppe persönliche Gespräche in Brixen führten. Bei diesen Gesprächen und Telefonaten informierten wir über unsere Forschungsarbeit und unser konkretes Forschungsinteresse. Außerdem versuchten wir Vertrauen für die geplanten offenen Interviews aufzubauen. Da wir die Gespräche auch in Spanisch oder Italienisch führen konnten und meine Frau Rosa als lateinamerikanische Migrantin immer auch im Erstkontakt mit dabei war (als

3 Emmanuel Bourdieu: Widerspruchsgeist. In: Pierre Bourdieu (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (Édition discours 9). Konstanz 1997, 689. Zitate werden im Folgenden im Original übernommen, Hinweise auf orthographische Varianten entfallen.

4 Emmanuel Bourdieu: Widerspruchsgeist. In: Pierre Bourdieu (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (Édition discours 9). Konstanz 1997, 689. Zitate werden im Folgenden im Original übernommen, Hinweise auf orthographische Varianten entfallen.

5 Gilles Reckinger: Jenseits des Alarmismus. Lampedusa und die Notwendigkeit eingreifender Wissenschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde: ÖZV 117 (2014), 3/4, 204.

6 Für den Erstkontakt zur Präsidentin dieser Gruppe bedanke ich mich bei Frau Prof. Dr. Dorothy Louise Zinn.



älterer Mann wäre ich alleine wohl eher nicht zu offenen Interviews mit lateinamerikanischen Frauen und Jugendlichen gekommen), konnten wir durch lang-sames Kennenlernen das Vertrauen der Interviewpartner\_innen gewinnen. Die Mehrzahl der Frauen sind mit deutsch- oder italienischsprachigen Südtirolern mit italienischer Staatsbürgerschaft verheiratet und haben Kinder (Migrant\_innen der zweiten Generation).

Ich bin mir bewusst, dass die Auswahl dieser Gruppe und schlussendlich die Auswahl eines Interviews mit Barbara nur einen Ausschnitt der migrantischen Arbeitswelten erfassen kann, denn um einer Forschungsfrage zu migrantischen Arbeitswelten in Südtirol gerecht zu werden, wäre eine „Multiplikation von Perspektiven notwendig“<sup>7</sup>. Die partnerschaftliche Forschung mit meiner Frau Rosa erlaubte mir in dieser Hinsicht aber eine dreifache Sicht der Beobachtungen: meine Sicht, Rosas Sicht und eine sich daraus herauskristallisierende *dritte Sicht*. Diese entstand aus der Diskussion und Verarbeitung der Eindrücke unserer unterschiedlichen Erfahrungen im Feld. Mir wurde bewusst, dass Rosa eine „eigene Akteurin im Feld“ war und das Feld beeinflusste. So war die partnerschaftliche Forschung mit ihr eine neue, positive Erfahrung für mich, die mir viel der „Angst des Forschers vor dem Feld“<sup>8</sup> nahm.

„Wenn Deine Frau Rosa Dich ins Feld begleitet, bitte ich Dich, die Effekte dieser ‘Team’-Forschung und was es für die InterviewpartnerInnen ausmacht, dass ihr ein Ehepaar seid, mitzubeobachten und mitzureflekieren: Es scheint mir wichtig, was Rosas spezifische Perspektive auf das Feld zu Euren Reflexionen und Erfahrungen beiträgt: sie begleitet Dich ja nicht nur, sondern ist eine eigene Akteurin im Feld.“<sup>9</sup>

Ohne diese zusätzliche Akteurin wäre die Forschung in diesem spezifischen Feld lateinamerikanischer Frauen und Jugendlicher in dieser Form nicht erfolgreich gewesen. Denn Rosas und meine eigene Geschichte der Migration (Wir beide waren beruflich über Jahrzehnte durch internationale Projekte unterwegs und unsere Familien, Bekannte und Freunde sind überall auf der Welt verstreut.) halfen uns, nur wenig von dieser Angst der Forscher\_innen vor dem Feld zu spüren. Wir fühlten uns immer auf „sicherem Terrain“, wie es Diana Reiners in ihrer

7 Erol Yildiz: Was heißt hier Parallelgesellschaft? Von der hegemonialen Normalität zu den Niederungen des Alltags. In: Sabine Hess; Jana Binder u. Johannes Moser (Hg.): No Integration?! Kultur-wissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld 2009, 153-167, 65.

8 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld : Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 77 (1981), H. 1, 51-66.

9 Diana Reiners: Auszug aus einem E-Mail zur Vorbereitung der Feldforschung vom 13. April 2015. Archiv des Verfassers.

Dissertation „Verinnerlichte Prekarität, Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft“ beschreibt:

„Auch am Beginn meiner Feldforschung stand [...] zunächst die berüchtigte ‘Angst des Forschers vor dem Feld’ (Lindner 1981), der der sich Angst vor Zurückweisung mit einem Gefühl der Abhängigkeit mischte. Dass ich mit meinen eigenen Projektionen konfrontiert war, wurde mir klar, als ich mich fragte, warum ich zwar vor dem ‘unbekannten Jugendlichen’ zurückschreckte, aber nicht vor ‘den MigrantInnen’. Zu einer ‘Fremden’ zu werden und gemacht zu werden, sich vom ‘Herkunftsland’ zu entfernen und sich gleichzeitig in ‘fremden’ Sprachen, anderen Kulturen und in einem transnationalen Feld zu Hause zu fühlen, war meine eigene Geschichte, die mir vertraut und als ein ‘sicheres Terrain’ vorkam.“<sup>10</sup>

### Barbara, Porträt einer lateinamerikanischen Migrantin in Südtirol

Barbara kam vor 18 Jahren nach Südtirol. Sie lernte ihren Mann in Brasilien als junge Frau kennen, heiratete dort und zog mit ihm nach Südtirol, in dessen Geburtsort am Land. Gemeinsam mit ihrem Mann und dessen Eltern führt sie das Hotel der Familie.

Das Hotel liegt etwas abseits der Hauptdurchgangsstraße, am Ende eines kleinen Dorfes auf einer Landschaftsterrasse mit wunderbarem Blick ins Tal. Eine mittelalterliche Burg liegt in unmittelbarer Nähe. Das Hotel wurde vor ein paar Jahren vergrößert und renoviert und bietet nun Platz für 20 bis 30 Gäste. Familiengeführte Tourismusbetriebe haben einen großen Anteil am volkswirtschaftlich sehr wichtigen Südtiroler Tourismus. 2011 verzeichnete das Südtiroler Landesinstitut für Statistik (ASTAT) in der landesweiten Arbeitsstättenzählung, dass über elf Prozent aller Südtiroler\_innen im Gastgewerbe tätig waren. Im gleichen Jahr wurden 10.255 Beherbergungsbetriebe gemeldet, darunter sowohl gewerbliche als auch private, die knapp 220.000 Betten zur Verfügung stellten. Insgesamt wurden fast 29 Millionen Übernachtungen verzeichnet. Dabei wird die Südtiroler Tourismuslandschaft nach wie vor von Familienbetrieben dominiert.<sup>11</sup>

Als wir Anfang April an einem Vormittag vor Barbaras Hotel ankamen, waren noch keine Gäste dort, denn die Südtiroler Sommersaison hatte noch nicht begonnen. Der Haupteingang war geschlossen, der Nebeneingang stand weit offen.

10 Diana Reiners: Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft. Kontanz 2010.

11 Evelyn Reso: Intergenerationalität in familiengeführten Tourismusbetrieben am Beispiel Südtirols. Dissertation (Europäische Ethnologie), Innsbruck 2015, 1.

Barbara erwartete uns schon und kam uns aus dem Frühstücksraum entgegen. Sie begrüßte uns herzlich. Zu unserer Überraschung sprach sie in Südtiroler Dialekt. Wir führten das folgende Interview daher auf Deutsch, und unsere Sorge um Verständigungsprobleme, da wir kein Portugiesisch sprechen, erübrigte sich.

### Interview mit Barbara<sup>12</sup>

Nach einer kurzen Vorstellung bot uns Barbara Getränke an und wir begannen mit dem Interview im gemütlichen, modern-holzvertäfelten Frühstücksraum des Hotels. Der Frühstücksraum und die angrenzende Terrasse sind jene Bereiche, wo Barbara ihre alltägliche Arbeit macht. Abends wird er auch als Café und Bar genutzt. Barbara betreut die Gäste bis in den Abend hinein. Zu Beginn führt Rosa unser Forschungsinteresse ein:

R (Rosa): *Mein Ehemann studiert.*

B (Barbara): *Ahaaa, er studiert.*

R: *Ja, er studiert Ethnologie*

B: *Hmmm*

Meine erste Erkundigung zu Beginn beinhaltet – wenn auch etwas verschleiert und weitläufig eine *Forschungsfrage*:

I (Christian): *Ja, es ist sehr nett, dass wir die Möglichkeit haben mit Ihnen zu sprechen. Sie haben gesagt, Sie kommen aus Brasilien (B: Radio abschalten?). Ja, [das Radio wird ausgeschaltet] [...].*

*Sie kommen aus Brasilien und() Sie sprechen jetzt Deutsch, sprechen Italienisch und sprechen natürlich Portugiesisch. (B: Ja) und wir haben und das ist sehr schön, dass wir auch Deutsch sprechen können in diesem Interview (B: Gerne, (lacht) gerne) und Sie haben gerade gesagt, dass Sie aus Brasilien kommen und es war für uns lustig zu hören, Sie kommen aus einem Fischerdorf (B: Genau), jetzt sind Sie praktisch in Tirol, unter den Bauern (B: Ja) und es gefällt Ihnen sehr gut (B: Gerne, gerne). Nun, der Grund wieso wir gerne mit Ihnen sprechen wollen ist, wir machen eine Studie an der Universität in Innsbruck gemeinsam mit der Universität in Bozen über die Situation der Immigrantanten (B: hmm, hmm) und zwar im Speziellen geht es um die Frage der Geschichte der Immigration, wie es dazu kommt, wie kommen sie hierher und wie fühlen sie sich, was können sie erzählen von ihrer Erfahrung, dass sie hier nach Südtirol kommen, also, und die Erfahrung der Arbeitswelt,*

12 Die folgenden Zitate sind aus der Transkription meiner Tonaufnahmen entstanden, leicht geglättet und mit Ausnahme des Endzitates chronologisch angeführt.

*wie ist es mit der Arbeit, wie geht es ihren Kindern, wie ist die Frage der Sprache, also, das ist es, was uns interessiert.*

In meinem Gesprächseinstieg mit Barbara zeigt sich (im Nachhinein in einer distanzierten Reflexion) schon das Dilemma der Ethnisierung, indem ich sie „als Brasilianerin aus einem Fischerdorf“ anspreche. Lisa Peppler verweist auf die Beeinflussung des Forschungsverlaufes durch Ethnisierung:

„Für die Migrationsforschung, die mit qualitativen Interviews arbeitet, ergibt sich aus der hier vorgestellten Problematik ein methodisches Dilemma; Potenzielle Interviewpartner/innen werden von Migrationsforscher/innen als ‘Migrant/innen’ angesprochen, womit bereits zu Beginn gegenseitige Ethnisierungsprozesse stattfinden, die den gesamten Forschungsverlauf beeinflussen. [...] Denn ethnische Kategorisierungen zu überwinden heißt nicht nur, eigene Ethnisierungen zu reflektieren, sondern auch, die Selbstethnisierung der Befragten zu dekonstruieren.“<sup>13</sup>

Nach dieser Erzählfluss generierenden Einleitung versuchten wir, Barbara möglichst ohne Unterbrechung erzählen zu lassen. Wir waren überrascht, dass sie viel von sich selbst und ihrer Familie erzählte. Ihr Sprachduktus war temperamentvoll und mit viel Emotion in der Stimme:

*B: Ich bin 1998 nach Oberdorf<sup>14</sup> gekommen, seit '98, am Muttertag bin ich nach Oberdorf gekommen und Gott sei Dank, ich hab' ein großes Glück gehabt mit der Familie ham 's uns akzeptiert, das ist auch sehr wichtig, weil wenn uns die Familie nicht akzeptiert, dann ist die Situation schwierig, weil ich bin alleine da und wenn die Familie nicht mitspielt, dann ist komplett alles verloren [...]“<sup>15</sup>*

*Aber ich würde alles wieder wiederholen, wieder gleich machen, ja natürlich. Wenn man weiß, wenn man Glück hat, ja. Mit der Sprache ist es sehr schwierig, hier in Tirol, weil zwei Muttersprachen sind, Italienisch und Deutsch und noch der Dialekt dazu, dann wissen wir nicht was sollen wir lernen [...] und aufgrund meiner Arbeit, hatte ich die Möglichkeit mit meinen Gästen ein bisschen zu spielen, es war ein Puzzlespiel, ich habe beim Sprechen viel Fehler gemacht, mich viel blamiert, die Leute haben mich oft ausgelacht, aber die Leute waren lustig, die haben gesagt: „Du willst, du kämpfst.“ Ja, dann helfen sie dir. Und na-*

13 Lisa Peppler: „Da heißt es ja immer, die Türken integrieren sich nicht.“ Der Integrationsdiskurs als methodisches Problem für qualitative Migrationsstudien. In: Matthias Klückmann (Hg.): Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 48), Tübingen 2015, 193–194.

14 Ort anonymisiert.

15 Nach längeren methodologischen Diskussionen im Team entschied ich mich, wegen der gebotenen Kürze des Artikels, Auslassungen vorzunehmen.

*türlich die Schimpfworte, das war das Erste, das Erste was man lernt (lacht), aber Gott sei Dank, Gott sei Dank, das hab' ich geschafft.*

Bereits am Anfang des Interviews weist Barbara auf die *Problematik* der Mehrsprachigkeit in Südtirol hin. Ich deute dies als Hinweis dafür, dass die aktuelle politische Situation, die aus der Geschichte Südtirols heraus entstanden ist, Schwierigkeiten für Migrant\_innen mit sich bringt. So beschreibt auch Benedikt Sauer „Spannungen aufgrund nationaler Zugehörigkeit bzw. eines nationalen Bekenntniszwangs – wie er mit der ‘Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung’ nach wie vor besteht“ als „eingeschrieben“ in die Geschichte Südtirols und dessen „jüngste Gegenwart.“<sup>16</sup>

Das Thema der Mehrsprachigkeit zieht sich auch durch Barbaras Familie:

*B: Und ich habe zwei Söhne, zwei Kinder, einer ist neun Jahre und der andere ist 13. Meine Kinder sprechen mit mir nur Südtirolerisch. Nicht aufgrund, dass ich nicht will, ich habe nur zwei Möglichkeiten gehabt, entweder lerne ich Deutsch mit den Kindern oder ich rede Portugiesisch. Eine geschenkte Sprache wäre schön, aber das war der große Fehler. Aber aufgrund des Betriebes war ich pro Tag maximal zwei bis drei Stunden bei den Kindern und das leider habe ich nicht geschafft.*

Es fällt auf, dass Barbara von einer „geschenkten Sprache“ spricht. Sie meint damit die portugiesische Sprache (ihre Muttersprache), die sie ihren Söhnen gern weitergegeben hätte. Und sie bringt ihr Unbehagen darüber zum Ausdruck, dass ihre Kinder kein Portugiesisch sprechen. Wie ein Versäumnis bereitet es ihr ein schlechtes Gewissen. Dabei war es weniger die Entscheidung für eine der beiden Familiensprachen, als der Zeitmangel, der dazu führte. Aus dieser Passage lässt sich also auf strukturelle Probleme, wie Zeitmangel und hohe Arbeitsbelastung schließen.

*„Ich [kann] leider noch nicht Deutsch schreiben, weil ich zu wenig Zeit habe, hier ist ein Familienbetrieb.“*

Angesichts ihres Arbeitspensums fällt ihr das Erlernen einer vierten Sprache in der Situation der Mehrsprachigkeit in Südtirol schwer. Die gesetzliche Mehrsprachigkeit Südtirols hat ihre historischen Wurzeln in der Autonomie der Provinz

---

16 Benedikt Sauer: Für Südtirol ein Segen. In: Tiroler Tageszeitung, Nr. 11, 11. Jänner 2016, 2.

und ist gleichzeitig Chance und politischer Konfliktherd. Zentraler Punkt des Autonomiestatuts in Südtirol ist der sogenannte *ethnische Proporz*, der die tatsächliche Gleichstellung der Sprachen garantieren soll. Das 1976 erlassene Gesetz regelt u.a. die Vergabe öffentlicher Stellen oder von Wohnungen in sogenannten *Volkswohnbauten* an Angehörige der deutsch-, italienisch- oder ladinischsprachigen Bevölkerungsgruppen. Und zwar auf „Basis der zahlenmäßigen Stärke der jeweiligen Sprachgruppe“. Um die Stärke der Sprachgruppen zu ermitteln, wurden bei Volkszählungen „Zugehörigkeitserklärungen“ verlangt. Damit ergab sich aber das Problem der Festschreibung: „Diese Auflage war von Anfang an sehr umstritten, nicht zuletzt deshalb, weil ‘Gemischtsprachigkeit’ nicht vorgesehen war. 2011 wurde diese Erklärung anonym abgegeben. Während der ‘Proporz’ für eine gleichsam ‘statische’ und ethnozentrische Seite der Autonomie steht, symbolisiert die ‘Zweisprachigkeit’ deren dynamischen Aspekt.“<sup>17</sup>

## Arbeit

Barbara schließt im Interview an das Thema der „geschenkten Sprache“ Übergangslos das Thema der derzeitigen wirtschaftlichen Krise an.

*B: Und überhaupt mit der ganzen Krise, der ganzen Krise, Steuern und all das, und da kommst Du wirtschaftlich nicht weiter, das geht nicht.*

*Momentan ist es so: Mit allem, was du unternimmst, arbeitest du total unter dem Preis. Du hast das Hotel voll, die Arbeit ist gut, Gott sei Dank, aber da kommt das Problem, du arbeitest, du arbeitest, du arbeitest, ich mach 17 Stunden am Tag mit meinem Mann. Ja, aber wenn wir das nicht machen würden, dann ging das leider nicht, weil die Krise, die Steuer, die Steuer, das ist einfach zu viel. Sagen wir, das ist keine Marmelade (lacht), das ist kein brasilianisches Leben (lacht).*

Damit thematisiert sie ein Problem, das Selbständige besonders trifft: Die Entgrenzung von Arbeitsort und Arbeitszeit (Günther Voß). Die Folgen, die sie beschreibt, sind Überforderung und Selbstausbeutung. In Kontrast dazu setzt sie ihr „Brasilianisches Leben“. Damals in Brasilien war ihr Leben auch hart, aber es war „mit Marmelade“. Julia Kristeva spricht hier von „Arbeit als Opfer“:

„Aber der Immigrant ist nicht hier, um seine Zeit zu verlieren. Entsprechend seiner Fähigkeiten und den Umständen [...], greift er zu jeder Arbeit und versucht, sich in

<sup>17</sup> Carlo Romeo: *Tirol Südtirol Trentino. Tirol Alto Adige Trentino. Ein historischer Überblick, Un sguardo storico*. Bozen, Bolzano 2014, 114.

der rarsten auszuzeichnen. [...] Da er nichts hat, da er nichts ist, kann er alles opfern. Und das Opfer beginnt mit der Arbeit: sie ist das einzige zollfreie exportierbare Gut, der einzige überall gültige und Rettung verheißende Wert in der Fremde. Welche Verbitterung, welche Katastrophe, wenn man keine Arbeitserlaubnis erhält!<sup>18</sup>

Barbara konkretisiert das Arbeiten in ihrem Familienbetrieb:

B: *Familienbetrieb. Mein Mann kocht, ich bediene und Schwiegermama macht mit mir das Frühstück, praktisch, das ist kein Luxusbetrieb, aber von Familie betrieben, mit viel, viel Liebe, investiert. Und für Liebe gibt es keinen Preis und da gibt es nur zwei Bedeutungen, entweder machen wir alles zusammen oder spülen wir alles wieder runter. Und das ist das Positive bei einem Familienbetrieb.*

In der kürzlich erschienenen Dissertation von Evelyn Reso untersuchte die Autorin intergenerationale Beziehungen im Kontext familiär geführter Tourismusbetriebe.<sup>19</sup> Reso fasst ihre Forschungsergebnisse unter Bezug auf Albrecht Lehmann<sup>20</sup> zusammen:

„[...] Es w[ird] deutlich, dass die von der Unternehmensform des geführten Familienbetriebes speziellen Arbeits- und Lebensbedingungen, die vordergründig von den oftmals mit Zwängen und Pflichtgefühlen einhergehenden intergenerationalen Beziehungen bestimmt werden, Einfluss auf das autobiografische Erzählen nehmen, etwa indem sie bei den Erzählenden kompensatorisches Subjektivierungsverhalten hervorrufen. Darüber hinaus zeigte sich im Erzählen, wie sehr Intergenerationalität im Bewusstsein der Erzählenden stets in gesellschaftliche und kulturelle Muster und Entwicklungen eingebettet ist.“<sup>21</sup>

Man könnte hier annehmen, dass Barbara die von ihr „erwartete/verlangte Integration“ auch als *Gabentausch* versteht. Pierre Bourdieu spricht in „Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns“ von familiärer „Setzungsarbeit“:

„Die Setzungsarbeit [...] Um zu verstehen, wie die Familie aus einer nominalen Fiktion zu einer realen Gruppe wird, deren Mitglieder durch tiefsitzende Affekte aneinander

18 Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst* (Edition Suhrkamp 1604 = N.F., Bd. 604), Frankfurt am Main 1991, 28.

19 Reso (wie Anm. 11), 5.

20 Albrecht Lehmann: *Bewusstseinsanalyse*. In: Silke Götttsch u. Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie* (2. Aufl., Orig. 2001). Berlin 2007, 241 und 271-288.

21 Reso (wie Anm. 11), 379.

gebunden sind, muß man die ganze symbolische Arbeit in Betracht ziehen, die zur Umwandlung von Liebespflicht in Liebesdisposition und zur Ausstattung jedes Mitglieds der Familie mit jenem »Familiensinn« aufgewendet wird, der Hingabe, Großmut, Zusammenhalt erzeugt (also sowohl die unzähligen, kontinuierlichen normalen Tauschakte des Alltagslebens, der Austausch von Gaben, Dienst- und Hilfeleistungen, Besuchen, Aufmerksamkeiten, Freundlichkeiten usw., als auch die außergewöhnlichen und feierlichen Tauschakte der Familienfeste - oft sanktioniert und verewigt durch Photographien, die die Integration der versammelten Familie sichtbar bestätigen). Diese Arbeit fällt ganz besonders den Frauen zu, deren Aufgabe die Pflege der Beziehungen (zur eigenen Familie, aber sehr oft auch zu der des Mannes) durch Besuche, aber auch Briefe (insbesondere zum rituellen Austausch von Glückwünschen) und Telefongespräche ist.“<sup>22</sup>

Für Barbara stellt die Familienorientierung einen zentralen Bezugspunkt dar, wie sie später im Interview bemerkt:

*B: Wenn ich denke, die Arbeit, zu Hause in Brasilien, ich wäre nicht weggegangen. Ich wär' nicht von Zuhause weggegangen. Ich bin mehr ein Familienmensch. Das war sehr hart. Meine Mama, mein Bruder, meine Schwestern hinterlassen, den Papa haben wir schon früher verloren. Ich war der zweite Kopf der Familie, ich hab' mir immer gedacht, wie geht's meiner Familie, und wenn ich weg bin, wie läuft's jetzt, und ich hab mir viel Gedanken gemacht.*

## **Erfahrungen von Diskriminierung und Umgangsstrategien**

An die Erzählung von ihrer harten Arbeit im Familienbetrieb und das Verlassen ihres Herkunftskontextes, das mit der Aufgabe des „brasilianischen Lebens“ einherging, schließt sie das Thema der Integration an. Damit schafft sie rhetorisch und sinngemäß eine Verbindung zwischen „Arbeit“ und „Anerkennung“:

*B: Aber ich bin sehr integriert hier in Oberdorf, ich habe großes Glück, im Ort, das ganze klack klack klack kuu, kuu, kuu, das Ganze ahh () ja, als ich hierher nach Oberdorf gekommen bin, dann haben die Leute ein bisschen komisch geschaut*

*B: Ich denk' mir, du kannst nicht immer so viel verlangen für uns Ausländer, wir verlangen viel zu viel von den Leuten hier. Wir verlangen von den Leuten, dass sie nett sind, wir verlangen, dass sie uns respektieren, unsere Mentalität, aber wir müssen auch die Mentalität der anderen respektieren, weil wir hier sind, sie sind zuerst da gewesen...*

<sup>22</sup> Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main 1998, 130-131.



Barbara thematisiert im Interview, dass sie „viel mitgemacht“ habe und im Dorf, in dem sie lebt, Ablehnung erfahren hat, aber auch alltäglichen Diskriminierungen ausgesetzt war, die sie als verletzend beschreibt. In ihrer Erzählung stellt sie den Abwertungen immer wieder ihre Kompetenzen und ihre Stärke entgegen, zugleich räumt sie aber ein, dass sie diese Strategien als schwierig erlebt. Dies kommt im Begriff des „Kämpfens“ zum Ausdruck. Gerade hier erlebt sie die Akzeptanz der Familie als wichtige Ressource.

I (Christian): *Barbara, Sie haben gesagt, Sie fühlen sich trotzdem als Ausländerin, oder ist es so, dass Sie sich nicht als Ausländerin fühlen?*

B: *Jetzt nicht mehr. Weil ich denke, ich kann auch was Du kannst, ich kann auch Knödel kochen, ich kann auch Schlutzer (= Schlutzkrapfen, eine typische Tiroler Teigspise) machen. Wir sind überhaupt ( ) wir reden von den Brasilianern hier, ich weiß nicht wie (schaut auf meine Frau Rosa, ob sie darin zustimmt, Rosa stimmt ihr zu), wir sind sehr sensibel, und wenn dich so jemand anschaut, dann denken wir uns, ehh, und wir haben schon einen Hintergedanken, er denkt schon schlecht, aber vielleicht ist es nicht so. Ich sag' immer, man muss ein bisschen Zeit geben, wenn Du in einem so kleinen Dorf bist.*

B: *In der Stadt ist es ganz was anderes. In der Stadt, die Nachbarn, du weißt nicht, wen du anredest, aber hier im Dorf ist es einfach so. (R: ja, da kennen sich alle). Ja, Gott sei Dank, wenn mir jemand sagt, was mich verletzt hat, dann bin ich rübergegangen und hab' gesagt, hör' einmal zu, hab' ich gesagt, hab' ich dir etwas getan? So tut man nicht. Ich bin eine Persönlichkeit, ich hab' es zu was gebracht und auch. Und das ist mir schon ein paar mal passiert, ein paar Frauen im Dorf, welche mir nicht in das Gesicht schauen, dann bin ich rübergegangen und gefragt: Wo ist das Problem? Was habt Ihr gegen mich, was fehlt Dir? Und seitdem ist es einfach geklärt.*

B: *Das ist mir auch schon passiert in Brixen, in einem Geschäft, ich bin hineingegangen und wollte eine Lederjacke kaufen und die Verkäuferin schaut mich an und sagt: Das ist zu teuer für Dich! R: Mhhhh. (lacht). Das ist mir genau auch passiert, in Deutschland.*

B: *Ja, das gibt es, das gibt es. Oder Du kommst zum Arzt und drei hinter Dir und es kommt noch eine Doige (= Eine von hier), die sich vordrängen will. Aber ich denke mir immer, das muss man nur ignorieren, ignorieren, und ignorieren. Aber, die Meinung musst du den Menschen in das Gesicht sagen. Weißt du, ich sag' immer, sie muss wissen, welche Fehler sie macht.*

B: *Ich habe auch einen starken Charakter. ... Man hört hinter dem Budel so viel*

I (Christian): *Budel, das heißt hinter der Bar, in Ihrem Hotel haben Sie auch einen Frühstücksraum und da sitzen wir gerade auch und da ist eine Bar und da arbeiten Sie auch.*

B: *Genau, da ist die Bar für die Einheimischen und die Touristen. Also ich hab' viel, viel mitgemacht, aber ich hab' die Menschen dann immer ignoriert und viel mitgemacht, und dann habe ich gesagt, Kollege, so tut man nicht, so, wenn Du frech bist, die Türe ist offen ( ) Und ab und zu bin ich nach hinten gegangen, aufs WC und habe geweint, mein Gesicht*

*gewaschen, mich wieder geschminkt und dann bin ich wieder herausgekommen, weil ich mir gedacht habe, das bringt mich nicht um.*

*I: Ja, das ist sehr interessant. Das ist für uns sehr interessant zu sehen, wie verschieden die Geschichten sind, jeder der hierherkommt hat eine andere Geschichte.*

*B: Ja, das ist es auch. Ich habe auch Kollegen kennengelernt, wie gesagt, die Familie macht viel aus. ( ) Die Familie. Wenn du zuhause nicht von der Familie akzeptiert wirst, von deinen Schwiegereltern, von deiner Schwägerin, praktisch von der doigen [biesigen] Familie, dann denkst du dir, mein Gott, bin ich alleine, die Welt ist so groß, ich bin ja so weit weg von meinem Land. Und das ist es, und wenn die Familie ein bisschen mitmacht, nicht wahr, das ist sehr, sehr, sehr wichtig. Und das hilft weiterzukämpfen, und du hast einen Grund warum du kämpfst, du hast einen Grund, weil du wirst akzeptiert, und ich will etwas machen.*

Auch das Thema der Fremdsprache kommt noch einmal zur Sprache:

*B: Mein Mann hat mit mir Italienisch gelernt, und das war ziemlich Portugiesisch und zwei Jahre danach, und das hat funktioniert. Jetzt tun wir ein bisschen Südtirolerisch, Deutsch (Deutsch) a bissi, (I: Hat er Ihnen Zeit gegeben, sozusagen). Genau, jetzt red' ich mit ihm a bissl Deutsch und Südtirolerisch und die Sprache hat mich einfach fasziniert, es hat mich fasziniert und ich hab' mir gesagt, warum nicht? (I: Sie haben eine Begabung für die Sprache) genau, und das war sehr schwierig. Ja. Wie gesagt, viel Spaß, viel Enttäuschung (lacht laut), vielleicht war es das, bringst ein Bier, a Liter Wein, ja, es war lustig.*

Als Migrantin, die mit ihrer *eigenen* Sprache gekommen ist, sich in einem mehrsprachigen Kontext integriert hat und beide Sprachen spricht, sieht Barbara das Südtiroler Thema der Trennung der Sprachgruppen aus einem spezifischen Blickwinkel. Migrant\_innen und deren Kinder werden durch diesen anderen Blick zu „game-changern“ (siehe dazu Zinn in diesem Band). Durch Migration wird das historisch-politisch gewachsene Sprachgruppenproblem auf lange Frist weniger relevant werden und dadurch bekommen neue und offenere *Sprachspielregeln* eine Chance: Mehrsprachigkeit wird von Barbara sowohl für sich selbst als auch für die Kindergeneration als Ressource eingeschätzt. So plädiert sie auch für eine gemeinsame Schulbildung von Italienisch- und Deutschsprachigen.

*B: Also aus meiner Sicht, wie es momentan ist, ich sehe überhaupt keine Probleme mehr mit der Mehrsprachigkeit meiner Kinder. Früher schon. Früher war der Weltkrieg, wegen der Eltern schon, früher, die Kinder sind mit dem Hass auf die Italiener aufgewachsen und die Italiener umgekehrt auf die Tiroler, und man hat gesagt, du bist kein Italiener, du bist kein Südtiroler und das hin und her. Aber wie gesagt, in der Schule lernen sie schon das Italienische und wenn sie nach Brixen hinuntergehen, können sie italienisch, also die Kinder*

*wissen, sie sind Südtiroler, und werden immer Südtirolerisch lernen, aber ich sag' mal, wenn sie einmal arbeiten werden, sind sie trotzdem Italiener, sie müssen auch Italienisch lernen und sie müssen. Nicht freiwillig, aber sie müssen. Aber ich finde das gut. Aber die umgekehrte Seite, das sieht man auch. Warum? Die Italienischen müssen auch Südtirolerisch und Deutsch lernen. Das tun sie schon, aber wenige. Wieso? Aber die Kinder lernen auch zu wenig Italienisch, viel zu wenig. Ich sag' einmal, das wäre gut, die Italienischen Kinder gemeinsam mit den Südtiroler Kindern, von Grund auf. Früher hat es Kinder gegeben, die kein Italienisch konnten, aber jetzt die Generation, die 15-Jährigen können es. Aber vorher überhaupt nicht. Mein Mann sagte mir, damals haben sie Italienisch nur beim Militär kennengelernt. Weil da war nix. Ooo. Wenn du italienisch geredet hast, dann bist du. ( ) Das ist wegen dem Krieg, und die ganze Geschichte, von der Nation, Historia und so. Aber so, denke ich, keine Schwierigkeiten.  
Ich finde es so gut, wenn die Kinder zwei Sprachen haben, ich finde das toll.*

Zum Schluss des Interviews kommt Barbara noch einmal auf die Frage der Selbstverortung zurück. Sie fühle sich nicht als „Ausländerin“, aber sie spricht von ihren „Wurzeln“:

*B: Und manchmal haben die Gäste gefragt, warum Italienisch und Brasilien? Und ich habe gesagt, meine Wurzeln sind meine Wurzeln. Ich kann mich nicht verstellen, ich kann nicht sagen, ich bin Italienerin, nein. Ich hab' meine Wurzeln, meine Wurzeln, egal von wo ich gekommen bin. Aber ich respektiere jede Wurzel.*



Abb. 1: Mindmap des Interviews mit Barbara basierend auf methodischer Analyse nach Emerson, Fretz und Shaw

## Literatur

- Bourdieu, Emmanuel: Widerspruchsgeist. In: Pierre Bourdieu (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (Édition discours 9). Konstanz 1997, 689–706.
- Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns (Edition Suhrkamp 1985 = N.F., 985). Frankfurt am Main 1998.
- Bourdieu, Pierre: Verstehen. In: Pierre Bourdieu (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 2009 [1993], 393–410.
- Emerson, Robert M.; Fretz, Rachel I. u. Shaw, Linda L.: Writing ethnographic fieldnotes (Chicago guides to writing, editing, and publishing). Chicago Ill. u.a. 1996.
- Erdheim, Mario u. Nadig, Maya: Wissenschaft, Unbewußtheit und Herrschaft. In: Hans Peter Duerr (Hg.): Die wilde Seele. Zur Ethnopschoanalyse von Georges Devereux (Edition Suhrkamp 1235 = N.F., Bd. 235). Frankfurt am Main 1987, 163–175.
- Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst (Edition Suhrkamp 1604 = N.F., Bd. 604). Frankfurt am Main 1991.
- Peppler, Lisa: „Da heißt es ja immer, die Türken integrieren sich nicht.“ Der Integrationsdiskurs als methodisches Problem für qualitative Migrationsstudien. In: Matthias Klückmann (Hg.): Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 48). Tübingen 2015, 173–194.
- Reckinger, Gilles: Jenseits des Alarmismus. Lampedusa und die Notwendigkeit eingreifender Wissenschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde: ÖZV 117 (2014), 203–225.
- Reiners, Diana: Verinnerlichte Prekarität. Jugendliche MigrantInnen am Rande der Arbeitsgesellschaft. Kontanz 2010.
- Reso, Evelyn: Intergenerationalität in familiengeführten Tourismusbetrieben am Beispiel Südtirols. Dissertation (Europäische Ethnologie), Innsbruck 2015.
- Romeo, Carlo: Tirol Südtirol Trentino. Tirolo Alto Adige Trentino. Ein historischer Überblick, Un sguardo storico. Bozen, Bolzano 2014.
- Sauer, Benedikt: Sür Südtirol ein Segen. In: Tiroler Tageszeitung, Nr. 11, Montag, 11. Jänner 2016, 2.
- Yildiz, Erol: Was heißt hier Parallelgesellschaft? Von der hegemonialen Normalität zu den Niederungen des Alltags. In: Sabine Hess (Hg.): No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa (Kultur und soziale Praxis). Bielefeld 2009, 153–165.

# „Wenn es keinen Weg gibt, dann musst du schließen, ist doch scheißegal“: Migrantenökonomien in Südtirol<sup>1</sup>

**Claudia Lintner**

Migrationsbewegungen, so Paul Mecheril et al.,<sup>2</sup> sind weit mehr als bloße Wanderungen. Sie stellen regelrechte „kontemporäre Grunderfahrungen“ dar, die Gesellschaften in ihrer Gesamtheit herausfordern. Die vorliegenden empirischen Daten verorten sich in einer Zeit (2011- 2013), und mit dem Beispiel Italien an einem Ort, an dem die Auswirkungen der Wirtschaftskrise 2008 zu regelrechten sozialen, individuellen und gesellschaftlichen Krisensituationen auf den lokalen Arbeitsmärkten geführt haben. Folgt man dem Stratifikationsmodell von Luciano Gallino,<sup>3</sup> so sind Migrant\_innen aufgrund ihres prekären rechtlichen Status eine jener sozialen Gruppen, die einem höheren Arbeitslosigkeitsrisiko und einer größeren Gefahr der sozialen Ausgrenzung ausgesetzt sind. Grund hierfür sind die krisenanfälligen Branchen, wie beispielsweise das Baugewerbe und andere konjunkturabhängige Industriezweige, die auf prekäre und flexible Arbeitskräfte angewiesen sind und in denen gerade männliche Migranten zahlenmäßig überrepräsentiert sind. Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Transformationsprozesse und deren sozialen Konsequenzen für Migrant\_innen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt rückt das Bild von Unternehmer\_innen mit Migrationshintergrund in ein neues Licht.<sup>4</sup> Wie schaffen es Migrant\_innenökonomien gerade in Zeiten der

---

1 Der Artikel basiert auf einer qualitativen Studie, die von 2012-2015 an der Freien Universität Bozen durchgeführt worden ist.

2 Paul Mecheril u. a.: Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten. In: Paul Mecheril u. a. (Hrsg.): Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive. Wiesbaden 2013, 7-55, 8.

3 Luciano Gallino: *Globalizzazione e disuguaglianza*. Mailand 2002.

4 Die Anfänge der Forschung rund um Migrant\_innenökonomien waren lange Zeit von einem kulturorientierten Zugang charakterisiert. (Bonacich 1973; Portes 1995). Der Erfolg oder Misserfolg selbstständigen Handelns wurde demnach vor allem unter den Vorzeichen einer kulturellen Prädisposition beschrieben (Bonacich 1973) bzw. innerhalb gruppenspezifischer (ethnischer) Gesellschaftsstrukturen diskutiert (vgl. Enklave Theorie in Portes 1995). Über kulturelle und soziale Erklärungsversuche hinausgehend, formulieren Waldinger und Aldrich (2000, 246ff) ein interaktives Modell, das sowohl kulturelle als auch strukturelle Elemente umfasst. In ihrem Ansatz gehen sie von drei Säulen aus, die das selbstständige Handeln von Migrant\_innen

Krise, auf einem freien Markt überlebensfähig zu werden und handlungsfähig zu bleiben? Wie gestaltet sich ihr alltägliches wirtschaftliches Handeln und welchen Schwierigkeiten begegnen sie? Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden.

Im Mittelpunkt dieses Artikels stehen nicht theoretische Konzepte und soziologische Theorien, sondern die Lebens- und Arbeitsrealitäten von Unternehmer\_innen mit Migrationshintergrund in Südtirol, die im Rahmen meines Dissertationsprojektes „Economies in Between“<sup>5</sup> an der Freien Universität Bozen über ein Jahr wissenschaftlich begleitet wurden. Es sind dies Lebensgeschichten von Menschen wie Ibrahim, die den Straßen und Quartieren in Südtirols Städten ein neues Gesicht geben.

---

beeinflussen würden: spezifische Gruppencharakteristika, strukturelle Möglichkeiten (vor allem Marktmöglichkeiten, die das Aufnahmeland bietet) und persönliche Strategien. Einen ähnlichen Ansatz beschreiben Kloosterman, van der Leun und Rath mit dem „Mixed Embeddedness“ Konzept. Mehr noch als Aldrich und Waldinger, definieren die Autor\_innen die wirtschaftlichen, politischen und institutionellen Rahmenstrukturen sowohl als Möglichkeit, als auch als Behinderungsstruktur. Dabei zeigen die theoretischen Überlegungen zum Forschungsgegenstand, dass das Konzept der *Embeddedness* (die Eingebundenheit ökonomischen Handelns in soziale Kontexte) in Bezug auf Migrant\_innenökonomien gerade in modernen Gesellschaften zu einem der zentralen Anhaltspunkte geworden ist. Anders als Polanyi (1979) befürchtet hat, ist hier nicht ein Entbettungsprozess, sondern vielmehr ein Rückeinbettungsprozess des wirtschaftlichen Handelns in die Lebenswelten zu beobachten. Versteht man Migrant\_innenökonomien nun als solche in die Lebenswelt eingebettete Ökonomien, so können sie als Kontrastbilder zur globalen Marktökonomie gesehen werden, in der Systemintegration und Sozialintegration (Habermas 2011) immer mehr auseinanderklaffen. Durch ihre Selbstständigkeit schaffen sich Migrant\_innen neue Handlungsräume und werden zu Akteur\_innen, die ihr Leben selbst organisieren (müssen). Damit widersprechen sie teilweise einem gesellschaftlichen Bild von Migrant\_innen, denen die Fähigkeit zum aktiven Handeln weitestgehend abgesprochen wird (Sayad 2002). Vgl. Edna Bonacich: A Theory of Middleman Minorities. In: American Sociological Review, 38(5), 1973, 583-594. Alejandro Portes: The economic Sociology of Immigration. Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship. New York 1995. Robert Kloosterman; Joanne van der Leun u. Jan Rath: ‚Mixed embeddedness. (In)formal economic activities and immigrant business in the Netherlands‘, International Journal of Urban and Regional Research, 23 (2), June 1999, 253-267. Howard E. Aldrich u. Roger Waldinger: Ethnicity and Entrepreneurship. In: Annual Review of Sociology, 16, Palo Alto 1990, 111-135. - Reprinted in Dieter Boegenhold (Hg.): Moderne amerikanische Soziologie. Stuttgart 2000, 243-278. Karl Polanyi: Ökonomie und Gesellschaft. Frankfurt am Main 1979. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns. Berlin 2011. Abdelmalek Sayad: La doppia assenza. Dalle illusioni dell'emigrato alle sofferenze dell'immigrato. Milano 2002.

- 5 Claudia Lintner: Economies in Between. Migrantenökonomien als Orte gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozesse. Bozen 2015.

## 1. „Es tut mir leid, aber für deinen Beruf gibt es keine Verwendung“ – Integration in den Erwerbsarbeitsmarkt

Ibrahim kam mit einem Universitätsabschluss und langer Berufserfahrung aus dem Iran nach Italien (und) Südtirol. Sein Plan, eine Arbeit zu finden, scheiterte: „Für Ausländer“, so sagt er, „gibt es nur Arbeitsangebote im untersten Bereich des Erwerbsarbeitsmarktes. Vorwiegend körperliche Arbeit, im Baugewerbe, in der Saisonarbeit oder im Haushalt“. Nichts Fixes, nichts für jeden Tag. Als die größten Barrieren am Erwerbsarbeitsmarkt beschreibt Ibrahim die Nicht-Anerkennung von Studienabschlüssen und Berufsbefähigungszeugnissen. Zunehmend hoch qualifizierte Migrant\_innen finden sich nämlich in niedrigschwelligen Arbeiten wieder, die nicht ihrem Qualifikationsniveau entsprechen. Mit Recht kann hier von Prozessen der Deklassierung gesprochen werden.

Mit der Hoffnung, doch noch eine Arbeit in seiner Berufskategorie zu finden, machte Ibrahim einen sogenannten „Integrationskurs“, der von der Provinz Bozen im Jahre 2008 kostenlos angeboten wurde. Ziel dieses Kurses war es, die Integration von Migrant\_innen in den lokalen Erwerbsarbeitsmarkt zu erleichtern. Wie knapp das mitgebrachte kulturelle Kapital bei einem Vorstellungsgespräch in einem Arbeitsvermittlungsbüro in Bozen am Ende des Kurses verhandelt wurde, zeigt ein kleiner Ausschnitt aus dem Gespräch mit Ibrahim:

„Kannst du italienisch?“, „Ja.“ „Sprichst du deutsch?“, „Ja.“ „Hast du eine Ausbildung?“, „Nein.“ „Tut mir leid. Der Nächste.“ „Sprichst du italienisch?“, „Ja.“ „Sprichst du deutsch?“, „Nein.“ „Ah, tut mir leid.“

Dann betrat Ibrahim den Raum.

„Sprichst du italienisch?“, „Ja.“ „Deutsch?“, „Nein, aber englisch.“ „Ok, hast du Arbeiterfahrung?“, „Ja, 25 Jahre.“ „Hast du eine Ausbildung?“, „Ja, einen Universitätsabschluss.“ „Was arbeitest du?“, „Ich bin ausgebildeter Fotograf.“ „Ah, nein es tut mir leid, aber hierfür gibt es keine Notwendigkeit, du musst deine Arbeit ändern.“ (Ibrahim, narratives Interview, 02.03.2013).

Für Ibrahim würde das Wechseln der Arbeit bedeuten, sein Leben zu ändern. All das nämlich, was vor der Emigration als Arbeit für ihn sinnstiftend war, findet im oben angeführten Ausschnitt einen abrupten Abbruch. Auf institutioneller Ebene zeigt sich ein Handeln, das ein konkretes Ziel vor Augen hat, nämlich die Integration in einen bereits für Migrant\_innen vorstrukturierten Erwerbsarbeitsmarkt.



Dieses strategische Handeln<sup>6</sup> bezieht sich zunächst auf sprachliche Grenzen als Ausschließungsmechanismus auf dem Erwerbsarbeitsmarkt und in einem zweiten Moment auf die kulturellen Ressourcen, die, wenn sie nicht den Interessen des Erwerbsarbeitsmarktes entsprechen, ebenfalls als Ausschlusskriterium dienen. Folgt man Expert\_innenaussagen, so wird dadurch auf dem lokalen Erwerbsarbeitsmarkt und in den Nischen, die dieser für Migrant\_innen bereit hält, „*a priori viel an Ressource erstickt*“ (L.O., Expert\_inneninterview, 10.09.2013).

Nach Pierre Bourdieu (1983), ist das institutionalisierte kulturelle Kapital nicht direkt in reale Möglichkeiten transformierbar, sondern bedarf, um als Ressource überhaupt zur Verfügung zu stehen, der Anerkennung von außen. Da dies, wie die Interviews zeigen, in den meisten Fällen nicht erfolgt, kommt es zu einem Gap von *capacities* und *capabilities* – Verwirklichungschancen im Sinne realer und konkreter Möglichkeiten zur Umsetzung der eigenen Ressourcen.<sup>7</sup>

Es gibt zwei Herangehensweisen, die hier einander gegenüber gestellt werden: Auf der einen Seite das Verständnis von menschlichen Ressourcen als Kapital, d.h. als Mittel zur primären Förderung wirtschaftlichen Wachstums und auf der anderen Seite das Verständnis von menschlichen Ressourcen als Ort der Verwirklichung und Chance, das eigene Leben nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten.<sup>8</sup> Wie die Ergebnisse zeigen, geht es auf dem Erwerbsarbeitsmarkt vorwiegend um die Arbeitskraft, die produziert, die leistet und damit am wirtschaftlichen Wachstum des Aufnahmelandes aktiv teilnimmt. Das Verständnis von Kapital bzw. Ressource als Ort der Verwirklichung findet hier nur wenig Platz.

Ibrahim resigniert nicht vor einem Erwerbsarbeitsmarkt, der seine eigene Arbeitserfahrung und seine Erfahrung nicht als Ressource betrachtet, sondern entwickelt in der Auseinandersetzung mit den gegebenen Bedingungen eine reflexive neue Handlungsstrategie.

*„Es ist nicht notwendig, dass du [bezieht sich auf den Angestellten im Arbeitsvermittlungsbüro] mir hilfst. Weil du nicht verstehst. Du sagst mir, ich soll meine Arbeit wechseln? Nach 25 Jahren Berufserfahrung? Es tut mir leid, für dich, für die italienische Regierung, der Provinz, dass sie meine Erfahrung nicht nutzen kann. Vielen Dank.“* (Ibrahim, narratives Interview, 02.03.2013).

Mit diesen Worten verabschiedete er sich, drehte um und ging.

6 Vgl. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns. Berlin 2011.

7 Vgl. Martha Nussbaum: Creating Capabilities: The Human Development Approach. Cambridge 2010.

8 Vgl. Amartya Sen: Human Rights and Capabilities. In: Journal of Human Development, 6 (2), 2005, 151–166.

## 2. Der Weg in die Selbsttätigkeit

Fünf Monate später eröffnete Ibrahim sein Geschäft in einer schmalen Gasse am Rande Brixens. Damit dieses aber eröffnet werden konnte, griff Ibrahim vorwiegend auf Ressourcen aus der eigenen Lebenswelt zurück. Karl Polanyi spricht in diesem Zusammenhang von einem „eingebundenen Wirtschaften“. Individuen agieren demnach nicht wie „Atome“ außerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes oder nach bestimmten Regeln, einem „*script written for them*“,<sup>9</sup> sondern sind in konkrete soziale, kulturelle und gesellschaftliche Kontexte eingebettet. Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass Migrant\_innen im Aufnahmeland stärker auf Kooperationen aus ihrem unmittelbaren Umfeld angewiesen sind, da es hier für sie und ihr wirtschaftliches Handeln effizientere und vertrauere Handlungs- und Kommunikationskanäle gibt, als in den bereits verfestigten dominanten Institutionen (Staat, Markt, Zivilgesellschaft). Im Folgenden wird auf vier Aspekte genauer eingegangen, die dieses eingebundene Handeln von Unternehmer\_innen mit Migrationshintergrund charakterisiert.

### 2.1 Biographische Eingebundenheit und transnationale Eingebundenheit

In den meisten empirischen Beispielen kann selbstständige Arbeit als sinnstiftend für das eigene Handeln gesehen werden, da sie eng in die persönlichen Lebenskontexte eingebettet ist. Eine solche in die Biographie eingebettete Arbeitserfahrung kann daher, im Sinne Habermas', als transzendentaler Ort verstanden werden, wo Geltungsansprüche bestätigt und mit Sinn versehen werden. Dies zeigt auch das Beispiel von Muriam.

Muriam war zwölf Jahre alt, als er das erste Mal bei seinem Vater im Geschäft mithelfen durfte. Sein Vater war ein Barbier in Karimabad, einer Stadt im Norden Pakistans. Der alte Handwerksberuf hatte eine lange Tradition unter den Männern in seiner Familie. All das, was Muriam heute über den Beruf des Barbiers weiß, lernte er zu Hause, im kleinen Laden seines Vaters. Als Muriam den Entschluss fasste, sein Land zu verlassen, kam er nach Italien und arbeitete zunächst in einer Teigwarenfabrik. Nach und nach lernte er andere Migrant\_innen aus Pakistan kennen, die bereits selbstständig als Barbier\_innen in größeren Städten wie Brescia und Verona arbeiteten. Hier bekam er seine ersten Anstellungen als Barbier und konnte so sein mitgebrachtes institutionelles Kapital auch in

9 Zunächst: Karl Polanyi: Ökonomie und Gesellschaft. Frankfurt am Main 1979. Dann: Mark Granovetter: Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: American Journal of Sociology 91(3), 1985, 481-510, 485.

Italien nutzbar machen. Barbier zu sein ist für Muriam nicht einfach nur ein Job. Es ist eine Berufung, die ihm schon als kleines Kind in die Wiege gelegt wurde.

Nach der Eröffnung seines eigenen Geschäfts zählt die kleine Stadt im Nordwesten Südtirols nun zwei pakistanische Barbieri. An Kunden fehlt es ihm nicht, so Muriam *„ho portato tutti i clienti con me“* („ich habe alle Klienten mitgenommen“) und die kommen, folgt man seinen Erzählungen, auch von Südtirols nördlichster Gemeinde. Sich rasieren zu lassen kostet bei Muriam nicht viel, ungefähr zehn Euro. Da könne auch das Zugticket von den umliegenden Dörfern bis in die Stadt einkalkuliert werden, so der junge Mann. Wie die Beobachtungen im Feld zeigen, kommen nicht nur pakistanische Kunden in das neue Geschäft von Muriam, sondern immer mehr sind es auch Einheimische, die seinen Dienst in Anspruch nehmen:

*„Es kostet viel weniger“,* so der eine, oder *„es gibt nicht mehr so viele Einheimische, die rasieren“,* so der andere *„deshalb habe ich gewechselt und komme nun immer hier her“* (P.L., Interview, 02.03.2013).

Die Beispiele zeigen, dass biographische Ressourcen in Form von institutionalisiertem kulturellem Kapital, sind sie anerkannt, eine vorwiegend unterstützende Wirkung haben, da dadurch neue Handlungsmöglichkeiten geschaffen werden. Dies geschieht auch durch die vielerorts transnationale Einbettung des selbstständigen Handelns von Migrant\_innen: durch die ökonomische Selbstständigkeit werden neue Räume über signifikante Grenzen hinweg geschaffen, die das „vor“ und „nach“ der Emigration auf eine neue Weise miteinander verbindet und somit eine neue Kontinuität herstellt. Zusätzlich also zu der biographischen Einbettung erlangt auch die transnationale Einbettung im Verstehen des selbstständigen Handelns von Migrant\_innen eine ganz besondere Bedeutung, wie die transnationale Einbettung des Geschäftes von Rashed und Leyla zeigt:

*„Die Produkte kaufen wir in verschiedenen Orten ein. Maximal von Asien, Thailand, Vietnam, Burma, Nepal, Indien. Die Kleider aber kommen von Bangladesh. Wir haben eine Näherei gemacht von zehn Frauen in Bangladesh, sie nähen uns die Kleider, die wir dann hier verkaufen. Die Frauen haben so Arbeit und können das eigene Geld verdienen.“* (Rashed, narratives Interview, 12.05.2013).

Erst durch ihre Selbstständigkeit wurde in Bangladesh, dem Herkunftsland des Ehepaars, eine kleine Näherei eröffnet. Der so neu entstandene Wirtschaftskreislauf basiert auf *face to face* Beziehungen und reflektiert ein ökonomisches Handeln, das abseits vom globalen, marktgesteuerten Wirtschaftsdenken neue translokale Räume schafft. Die ökonomischen Aktivitäten sind eng an die je

spezifischen Lebenskontexte gekoppelt und setzen dort an, wo gesellschaftliche Probleme spezifiziert werden können. Als eine neue Brücke, die eine Kontinuität zwischen dem Herkunfts- und dem Aufnahmeland schafft, kann auch der Internetshop von Aatif gesehen werden. Sein Ziel war es, anderen Migrant\_innen neue Räume der transnationalen Kommunikation zu bieten. Seine Tätigkeit als Selbstständiger ist somit eng an das geknüpft, was Portes als „*common fate*“<sup>10</sup> bezeichnet, eine gemeinsam geteilte Erfahrung, aus der sich ein solidarisches Denken den Mitgliedern dieser Schicksalsgemeinschaft gegenüber entwickelt:

*„Ich habe diesen Shop für andere Migranten eröffnet, damit sie telefonieren können. Aber ich habe auch die Möglichkeit, dass sie Geldüberweisungen machen können, das ist wichtig, den Kontakt mit der Familie zu halten“* (Aatif, narratives Interview, 13.04.2013).

Von einer situationsanalytischen Perspektive aus betrachtet, wird die transnationale Einbettung in den Produkten (Kleider) und Diensten (Internet) sichtbar. Meist sind diese nämlich erst Ausdruck einer Verbindung, die über nationale Grenzen hinweg aufrecht erhalten wird. Die Kleider, das Internet sowie das Telefon werden in den Interviewausschnitten zu nicht-menschlichen Aktanten im Sinne Clarkes, die Ausdruck für die Aufrechterhaltung von Beziehungen bzw. die Neu-Schaffung von Beziehungen im transnationalen Raum sind: „Nicht-menschliche Aktanten konditionieren die Interaktion in der Situation strukturell durch ihre spezifischen Materialeigenschaften und -anforderungen sowie durch unsere Verpflichtungen ihnen gegenüber.“<sup>11</sup> Beide Formen der Einbettung, sowohl jene in biographische als auch jene in transnationale Zusammenhänge, zeigen auf, dass die ökonomische Selbstständigkeit von Migrant\_innen nicht einem unilateralen Verständnis von Migration, sondern einem transnationalen Verständnis folgt:

*„Migration has never been a one-way process of assimilation into a melting pot or a multi-cultural salad bowl but one in which migrants, to varying degrees, are simultaneously embedded in the multiple sites and layers of the transnational social fields in which they live.“*<sup>12</sup>

Ein zirkulärer und transnationaler Blickwinkel auf das Phänomen ist somit nicht nur eine Möglichkeit der Betrachtung, sondern eine Notwendigkeit.

10 Alejandro Portes: *Economic Sociology. A systematic inquiry*. Princeton u. Oxford 2010, 42.

11 Adele Clarke: *Situationsanalyse: Grounded Theory nach dem postmodern turn*. Wiesbaden 2012, 104.

12 Peggy Levitt u. B. Nadya Jaworsky: *Transnational Migration Studies: Past Developments and Future Trends*. In: *Annual Review of Sociology* 33(1) 2007, 129–156, 130.

## 2.2 Soziale Eingebundenheit

Khalid stammt aus Marokko und ist vor zehn Jahren nach Südtirol gekommen. Er ist Besitzer eines kleinen Lebensmittelgeschäftes, das sich ungefähr fünf Gehminuten entfernt vom Bahnhof befindet. Seit drei Jahren kommt er „so über die Runden“, wie er in den Gesprächen immer wieder betont. Dass er das Geschäft überhaupt eröffnen konnte, verdanke er seiner Familie. Durch deren finanzielle Unterstützung konnte er auch die ersten Einrichtungsgegenstände kaufen:

*„Dass ich das Geschäft eröffnen konnte, verdanke ich meiner Familie in Marokko. Sie hat mich immer unterstützt. Das Geld, die Miete zu zahlen und die ganze Einrichtung, Produkte und so weiter, da hat mir meine Schwester 5.000 Euro überwiesen. Meine Schwester hat mir dann nochmals 5.000 Euro überwiesen,<sup>13</sup> damit ich die Kosten decken konnte.“*  
(Khalid, narratives Interview, 11.05.2013).

Im obenstehenden Interviewausschnitt sind es vor allem Verwandtschaftsbeziehungen, aus denen wichtige und wertvolle Ressourcen für das Projekt der ökonomischen Selbstständigkeit mobilisiert werden können. Wie die empirischen Daten zeigen, basieren die Beziehungen nicht immer auf „ethnic resources“<sup>14</sup>, sondern gestalten sich zunehmend kultur- und sprachübergreifend. Dies zeigt die Geschichte von Rashed. Im Mittelpunkt seines Beziehungsnetzwerkes steht eine ältere Frau, die hier Maria genannt werden soll. Maria hat Rashed seit seiner Ankunft in Südtirol begleitet. Im Laufe der Jahre hat sich eine sehr enge Beziehung zwischen den beiden entwickelt, die durchaus mit einer Mutter-Sohn Verbindung vergleichbar ist.<sup>15</sup> Im nachfolgenden Zitat wird nicht nur auf die emotionale Bindung und die finanzielle Unterstützung eingegangen, sondern auch auf die Brückenfunktion, die Maria zwischen ihm als „Ausländer“ und der Südtiroler Gesellschaft einnimmt. Diese Brückenfunktion war gerade in der ersten Phase der Geschäftsgründung wichtig:

13 In mehreren Studien werden Geldtransfers in Migrationskontexten vorwiegend in Form von Rücküberweisungen in die Heimatländer thematisiert, die die Wirtschaft ganzer Länder von den familiären Einkommen in Migrationskontexten abhängig macht (Levitt u. Jaworsky 2007, 134). Dem gegenüber zeigen die narrativen Beispiele auch die andere Seite der Medaille (wenngleich in nicht vergleichbarer Relation): Geldtransfers verlaufen auch in die umgekehrte Richtung, nämlich in die Richtung der Aufnahmeländer.

14 Vgl. Ivan Light u. a.: *Beyond the Ethnic Enclave Economy*. 1992. Online unter: <http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.1032.9147&rep=rep1&type=pdf>. (Stand: 2.5.2017).

15 Vgl. „fictive kinship“ In: T. C. Kiong u. Y. P. Kee: *Guanxi bases, Xinyong and Chinese business networks*. In: *British Journal of Sociology*, 49 (1) 1998, 75–96.

„Da gibt es eine alte Frau, sie hat für mich viel getan und wegen ihr bin ich immer noch auf den Beinen, sie ist meine Mutti, sie hat mir immer geholfen und hilft mir immer noch. Ich hab' sie kennengelernt '96, sie hat mir jede Menge Hilfe gemacht. Nicht nur bei finanziellen Sachen, auch bei der Suche nach einem Geschäft. Für Ausländer ist es sehr schwer einen Laden zu finden. Wenn du keinen kennst, dann ist es schwer.“ (Rashed, narratives Interview, 12.05.2013).

Eine ähnlich positive Ressourcenmobilisierung aufgrund gruppenübergreifender Beziehungen zeigt sich auch im nächsten Beispiel. Im Mittelpunkt der Geschichte von Furiam steht die Unterstützung einer älteren Frau aus Südtirol. Er bezeichnet sie im folgenden Zitat als „Freundin“ („amica“) und drückt damit Nähe und Festigkeit in der Beziehung aus.

„Ich habe das Geschäft eröffnet, auch wenn ich kein Geld hatte. Meine Freundin, eine ältere Frau von hier (...) sie hat verstanden, wer ich bin und hat mir geholfen. Fünfzehntausend Euro.“ (Furiam, narratives Interview, 11.05.2013).

Im Gespräch beschreibt er die Beziehung zu der Frau, die er erst in Südtirol kennenlernte, als großes Glück („avevo tanta fortuna“), da er einen Menschen getroffen hat, der an ihn und an sein Vorhaben glaubte. Deutlich tritt in dieser Erzählsequenz die Kreditwürdigkeit als eine grundsätzliche Voraussetzung, um an einem neuen Möglichkeitsfeld teilnehmen zu können und sich zugehörig zu fühlen, in den Mittelpunkt.<sup>16</sup>

Die Einführung der fiktiven Verwandtschaftsbeziehung in die Analyse zeigt deutlich, dass sich lokale Unternehmer\_innen mit Migrationshintergrund eben nicht nur innerhalb einer, sondern innerhalb mehrerer Zugehörigkeiten bewegen. Diese festgestellte Heterogenität folgt postmodernen und postkolonialen Theorien, die sich von essentialistischen Ansätzen distanzieren. In Anlehnung an Mecheril stehen hier unterschiedliche Differenzmerkmale und Zugehörigkeiten im Mittelpunkt. Begriffe wie „Hybridisierung“<sup>17</sup>, oder „Mehrfachzugehörigkeit“<sup>18</sup> drücken diese Erweiterung aus.

Geht man nun von individuellen sozialen Beziehungen weg und betrachtet das territorial-gemeinschaftliche Netz als Träger von sozialem Kapital (wie im Falle der muslimischen Unternehmer\_innen), so zeigen sich auch hier gruppenüber-

16 Vgl. Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel: Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, 183-198.

17 Homi Bhabha: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2007.

18 Paul Mecheril: Natio-kulturelle Mitgliedschaft – ein Begriff und die Methode seiner Generierung. In: Tertium comparationis 8 (2), 2002, 104-115.

greifende Unterstützungsfunktionen, die über die rein monetäre Unterstützung hinausgehen. Soziales Kapital als gemeinschaftliche (religiöse) Ressource wurde bereits in den Analysen von Robert Putnam hervorgehoben: „*Faith communities in which people worship together are arguably the single most important repository of social capital.*“<sup>19</sup> Ähnlich zeigt der folgende Gesprächsausschnitt die Sicht des lokalen Imam – selbst Unternehmer – wie er, als oberster Vertreter der lokalen Gemeinschaft, anderen Unternehmer\_innen als soziale Ressource zur Verfügung steht. Erst durch die Zugehörigkeit zum religiösen Netzwerk werden Ressourcen mobilisiert, die dem/der Einzelnen ansonsten nicht zur Verfügung stehen würden, wie dieses Beispiel zeigt:

*„Ich muss schon allen, die in die Moschee kommen, helfen, wenn jemand ein Problem hat. Egal von woher er kommt. Gestern hat mich ein anderer Händler angerufen, große Probleme, aber ich schau’ halt, dass ich ihm helfen kann. Bei den rechtlichen Problemen frag’ ich meinen Anwalt und der sagt mir dann, wie man das regelt“* (G.D., Experteninterview, 14.04.2013).

Das selbstständige Handeln von Migrant\_innen geht aber nicht nur mit neuen Möglichkeitsräumen einher, sondern ist auch immer mit neuen Verpflichtungen verbunden. Diese Verpflichtungen werden in den Daten nicht im Kontext von individuellen Gefälligkeiten und reziprokem Verhalten thematisiert, sondern vielmehr als verpflichtende Momente – resultierend aus einer bestimmten Zugehörigkeit, vor allem auf Gemeinschaftsebene. Dies wird zunächst auf transnationaler Ebene sichtbar.

Kehren wir zurück zur kleinen Näherei in Bangladesch, die erst durch die Selbstständigkeit von Rashed und Leyla entstanden ist. Das eigene ökonomische Handeln hat hier Konsequenzen nicht nur für Rashed und seine Familie im Aufnahmeland, sondern auch für die Frauen und deren Familien in Bangladesch:

*„Sicher habe ich Verantwortung gegenüber den Menschen dort, die die Kleider nähen. Ich muss immer weitermachen im Geschäft, ich kann nicht einfach so lassen, wenn ich untergehe, dann gehen wir alle unter. Das ist schon ein Druck, auch. [...] Nein, frei bin ich nicht, ich bin ja verantwortlich“* (Rashed, narratives Interview, 08.12.2013).

Die persönlichen Freiheiten, die durch die Selbsttätigkeit gewonnen wurden, zeigen sich hier als einschränkend. Rashed bettet seine neu gewonnenen Freiheiten

19 Robert Putnam: Bowling alone. America’s Declining Social Capital. In: Journal of Democracy, 6 (1) 1995, 65-78.

in gemeinschaftliche Kontexte ein und ist dadurch auch immer in persönliche Verpflichtungsnetzwerke verstrickt. Ähnliches wird auch im nächsten Zitat deutlich. Rashed's Rolle hat sich innerhalb der kulturellen Gruppe im Aufnahmeland durch den Weg in die Selbsttätigkeit verändert:

*„Siehst du, schon wieder Rechnungen, die von anderen, alle mein Mann bezahlen muss, alle (ufff) immer Leute bringen Rechnungen zu meinem Mann, wenn sie kein Geld mehr haben. Er bezahlt das alles, sagt nicht nein.“* (Leyla, narratives Interview, 04.08. 2013).

Im späteren Interviewverlauf wird deutlich, dass die Verpflichtungen, die Rechnungen von anderen Menschen aus dem Bekanntenkreis zu bezahlen, aus moralischen und religiösen Gründen entstehen. Das individuelle Handeln ist demnach immer in religiös-gemeinschaftliche Kontexte eingebettet:

*„Der Islam sagt, dass du helfen musst, wenn jemand Hilfe braucht, da musst du helfen. Das will der Islam so, da gibt es nichts. Auch heute habe ich erst später das Geschäft aufgetan, weil ich jemanden in die Post begleiten musste, er brauchte meine Hilfe. Das musst du verstehen, Gott will das von mir.“* (Rashed, narratives Interview, 08.12.2013).

Die Motivation, die hinter dem individuellen Handeln steckt, ist daher nicht so sehr altruistisch, wie sie Portes im Konzept der *bounded solidarity*<sup>20</sup> aufzeigt, sondern kann als eine wertrationale Motivation dargestellt werden. Zudem wird das Vertrauen, dass Gott *„weiß, was er tut“*, hier vor den persönlichen ökonomischen Vorteil gestellt.

In mehreren Studien werden das soziale Kapital und die Ressourcen, die daraus mobilisiert werden können, als gegeben vorausgesetzt: Jeder besitzt demnach soziales Kapital, jeder kann Ressourcen daraus mobilisieren. Doch existieren diese Ressourcen am Beispiel von Migrant\_innenökonomien a priori? Folgt man der theoretischen Überlegung, dass soziales Kapital nicht von Natur aus gegeben ist, dann nimmt man eine Prozessperspektive ein, die soziales Kapital immer als Institutionalierungs- und Beziehungsarbeit ansieht. Dabei verändert sich soziales Kapital, ähnlich den anderen Kapitalsorten, durch Migrationsprozesse. Bourdieu erläutert dies am Beispiel der Zugehörigkeit zur Nation, die im eigenen Land als Ressource gesehen wird<sup>21</sup> und sich nach der Immigration meist in ihr Gegenteil

20 Vgl. Alejandro Portes: *The economic Sociology of Immigration. Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship*. New York 1995.

21 Pierre Bourdieu: *Prekarität ist überall*. In: Ders.: *Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*. Konstanz 1998, 100.



wandelt. Wie die vorangegangenen Interviewausschnitte zeigen, muss der Wert, den soziales Kapital im je spezifischen Raum einnimmt, ausgehandelt werden.<sup>22</sup> Demnach kann „der Wert sozialer Beziehungen [...] nicht unabhängig von den sozialen Positionen der beteiligten Akteure bestimmt werden“<sup>23</sup>. Darüber hinaus stellt der Migrationsprozess einen sehr prekären Prozess dar, der ständig Transformationen unterworfen ist. Dies hat unmittelbare Auswirkungen auf die Mobilisierung von sozialem Kapital: Beziehungen können durch Migration an Intensität abnehmen, abbrechen oder auch von außen bewusst unterbrochen werden. Auf diesen möglichen Bruch wird im Interviewausschnitt von Muriam eingegangen, wo die Ressourcenmobilisierung in engen Zusammenhang mit der persönlichen Beziehungsarbeit gebracht wird. Diese muss nach der Immigration wieder von Neuem beginnen: Beziehungen und Kontakte müssen geknüpft werden, Freundschaften geschlossen und Telefonnummern ausgetauscht werden.

*„Als ich neu nach Südtirol kam, war es schwierig, Du bist alleine, hast niemanden. Du musst die Leute erst kennenlernen, von null beginnen.“* (Farim, narratives Interview, 09.06.2013).

Das Zitat bestätigt die Hypothese, dass die Mobilisierung der Ressourcen in der ersten Zeit der Immigration zunächst einen Rückgang erfährt. Erst nach und nach kann diese Einbettung in ein stabiles soziales Netzwerk ausgebaut und Ressourcen daraus mobilisiert werden. Darüber hinaus, und das zeigt das nächste Zitat, kann soziales Kapital, aus dem im Herkunftsland Ressourcen mobilisiert wurden, wie beispielsweise die persönliche Bekanntheit bzw. die Wichtigkeit des Familiennamens,<sup>24</sup> nach der Emigration als unmittelbare Ressource wegfallen, wie Farim aufgrund seiner Bekanntheit im eigenen Land berichtet.

*„In meinem Land, als ich gesprochen habe, sind zweitausend Menschen gekommen, um mir zuzuhören. Und hier, kenne ich die Sprache nicht, das heißt aber nicht, dass ich nicht verstehen kann. Ich bin viele Stufen heruntergestiegen, aber so ist das Leben. Hier ist niemand mehr.“* (Farim, narratives Interview, 09.06.2013).

22 Vgl. Anja Weiß: Raumrelationen als zentraler Aspekt weltweiter Ungleichheiten. In: *Mittelweg* 36 11 (2002), 2, 76-92. Online unter: [http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/12220/ssoar-mittelweg-2002-2-weiss-raumrelationen\\_als\\_zentraler\\_aspekt\\_weltweiter.pdf?sequence=1](http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/12220/ssoar-mittelweg-2002-2-weiss-raumrelationen_als_zentraler_aspekt_weltweiter.pdf?sequence=1). (Stand: 2.5.2017).

23 Hans-Uwe Otto u. Holger Ziegler: *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden 2008, 183.

24 Vgl. Bourdieu (wie Anm. 16), 183-193.

Aus der Analyse der narrativen Interviews zeigt sich zusammenfassend, dass Emigration und Immigration zunächst eine Krise des sozialen Kapitals darstellen.<sup>25</sup> Die Beziehungs- bzw. Institutionalisierungsarbeit muss nach der Emigration wieder neu aufgenommen werden und kann nicht a priori als Fortsetzung gesehen werden. Die Beziehungsarbeit nach der Immigration wird in den Interviews als Notwendigkeit wahrgenommen, um im Aufnahmeland überhaupt handlungsfähig zu bleiben.

### 2.3 Gesellschaftliche Eingebundenheit

Auf der anderen Seite wird die Mobilisierung der Ressourcen (besonders der finanziellen Ressourcen) aus der Lebenswelt häufig in Zusammenhang mit religiösen Beschränkungen thematisiert und somit nicht als Möglichkeit, sondern vielmehr als Notwendigkeit wahrgenommen. Exemplarisch hierfür steht ein Gesprächsauschnitt aus dem narrativen Interview mit Khalid. Für einen überzeugten Muslimen, so Khalid, ist in der westlichen Welt nur eine finanzielle Unterstützung von Seiten der Lebensweltebene denkbar, da nur eine solche mit der islamischen Wirtschaftsethik in Einklang gebracht werden kann. Deutlich wird dies vor allem in Zusammenhang mit einem der zentralen Elemente des islamischen Wirtschaftsverständnisses, der *Riba*:

*„Im Islam gibt es die Riba, ich darf kein Geld von der Bank leihen, das geht nicht. Das ist gegen meinen Glauben, deshalb leihe ich mir das Geld von der Familie oder von Bekannten und nicht von der Bank. Wenn du schaust, hat gerade das Zinssystem zu dieser Wirtschaftskrise geführt. Im Islam hätte es nie eine solche Krise gegeben.“* (Khalid, narratives Interview, 13.05.2013).

Der Begriff *Riba* leitet sich vom arabischen ربا ab und bezeichnet das Verbot von Geldzinsen. „Das Zinsverbot [*hara*] die stärkste Wirkung auf das Wirtschaftssystem des Islam. So ist es verboten, den Zins [...] zu nehmen oder zu zahlen, unabhängig davon, ob einer oder alle Beteiligten Muslime sind.“<sup>26</sup> Vor diesem Hintergrund ist es muslimischen Unternehmer\_innen verboten, verzinste Kredite (*Riba an-Nasi'ah*) von einer „westlichen“ Bank anzuleihen.

25 Vgl. Abdelmalek Sayad: La doppia assenza. Dalle illusioni dell'emigrato alle sofferenze dell'immigrato. Milano 2002.

26 Imran Hatem: Das islamische Wirtschaftssystem: Normen und Prinzipien einer alternativen Ökonomie. Paderborn 2008, 36.

Am Beispiel vom Feudalherrn und dessen Knecht beschreibt Weber, was passiert, wenn der soziale Abstand zwischen Knecht und Herrn sich vergrößert.<sup>27</sup> Dann nämlich lockert sich das Band der Legitimität und der Knecht verselbständigt sich. Übertragen auf muslimische Unternehmer\_innen zeigen sich in den Daten einige Parallelen, denn gerade in Migrationskontexten müssen religiöse Überzeugungen vor neuen Rahmenbedingungen verhandelt werden. Als Beispiel soll in Folge der Verkauf von Alkohol zeigen, wie das Prinzip *La darar wa la darar* („sich selbst schädigen“) in Frage gestellt wird. *Sich selbst zu schädigen* meint hier, Vorschriften aus der Scharia nicht zu befolgen. In diesem Zusammenhang erzählt Tarin von einem anderen Lebensmittelgeschäftsleiter in der unmittelbaren Nachbarschaft, der in seinem Geschäft Alkohol verkauft. Das Geld, das man mit dem Verkauf von Alkohol verdient, sei *haram*, so Tarin:

„Was meinst du wohl, was aus Kindern werden kann, die von haram erworbenem Geld ernährt werden“, und „guck’ dir an, welchen Schaden Alkohol anrichtet. Möchtest du derjenige sein, der so etwas unter Umständen mit zu verantworten hat?“.

Wie das Beispiel zeigt, geht es hier vor allem um die Legitimität der Grenzen innerhalb einer Zugehörigkeitsgruppe.

Die Unternehmen von Personen mit muslimischen Hintergrund sind *a priori* in ein vorherrschendes Wirtschaftssystem eingebunden. Gleichzeitig sind sie eingebettet in eine religiöse Gemeinschaft, in der das soziale Leben und die religiösen Vorschriften nicht nur in den privaten Raum eingreifen, sondern auch Einfluss auf das wirtschaftliche Handeln haben. Durch die eigene Wirtschaftsethik ist das wirtschaftliche Handeln immer in ein übergeordnetes religiöses Credo eingebettet. Dieses doppelte Eingebundensein (auf der einen Seite in ein kapitalistisch geprägtes Wirtschaftssystem und auf der anderen Seite in ein religiös sozial geprägtes Wirtschaftssystem) wirft im alltäglichen Handeln der Unternehmer\_innen Spannungsfelder auf, die unweigerlich auch an die Frage der traditionellen Legitimation geknüpft sind. In Bezug auf das Verbot, Alkohol zu verkaufen, wird ein Spannungsfeld freigelegt, das eine Aushandlung der Gültigkeit der Regeln im vorherrschenden System und in den spezifischen religiösen Lebenswelten erfordert.

27 Vgl. Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1988.

### 3. Selbstständigkeit von außen betrachtet

Die Analyse der Interviews weist auf eine Diskrepanz hin zwischen dem, wie das selbstständige Handeln von *außen* (Expert\_innen auf institutioneller Ebene) definiert wird und wie es von *innen* (Expert\_innen der Lebenswelt) verstanden wird. Demnach wird die ökonomisch selbstständige Tätigkeit von Migrant\_innen von außen nicht als *klassische Selbstständigkeit* eingestuft, sondern wird mehrheitlich mit einem *Abenteuer* bzw. einer *Notlösung* gleichgesetzt. Dabei setzt die Definition von *klassisch* in den Interviews eine Vorstellung von ökonomischen Verhaltensweisen voraus, die mit folgenden Eigenschaften beschrieben werden: planvolles Vorgehen, investieren, das Kennen des Marktes, das Wissen um die territoriale Spezifität, die Fähigkeit der Marktanalyse usw. Mit *klassisch* wird demnach etwas ausgedrückt, das eine bestehende (für eine bestimmte Gruppe sinnstiftende) Normalität reflektiert. Betrachtet man die oben dargestellten Eigenschaften, so spiegeln sie ein Wirtschaftsverständnis wider, das auf dem Menschenbild des *homo oeconomicus* basiert.<sup>28</sup> Die damit verbundenen rational-zweckorientierten Eigenschaften gehen mit einem bestimmten Bild des/der Unternehmer\_in einher. In diesem Verständnis ist es nicht der/die Unternehmer\_in, der/die von dem vorherrschenden Wirtschaftsverständnis abweicht, sondern jene\_r, der/die sich eben dieses zu Nutze macht und daraus profitiert. Dahinter steht ein Ökonomieverständnis, das den Markt als Hauptsteuerungselement sieht.<sup>29</sup> Das selbstständige Handeln von Unternehmer\_innen mit Migrationshintergrund wird als Abweichung von dieser Normalität gesehen. Dabei legt die Einordnung von Normal und Abweichung einen Normalitätsdiskurs frei, der auf bestehenden Machtdynamiken aufbaut: Es kristallisiert sich nämlich eine Vorstellung von Normalität heraus, die nicht als objektive Wahrheit gegeben ist, sondern eine, die in einem langen Prozess von einer bestimmten Gruppe konstruiert und geteilt wurde.<sup>30</sup>

Das selbstständige Handeln von Migrant\_innen wird in den Expert\_inneninterviews vorwiegend mit irrationalen Eigenschaften beschrieben: Blauäugigkeit, unvorbereitetes und unsystematisches Vorgehen, Kurzfristigkeit:

*„Sie gehen einfach blauäugig in das Projekt hinein. Sie machen sich keine Gedanken, ob das funktionieren kann oder nicht, sondern sie gehen sehr unsystematisch an die ganze*

28 Vgl. Adelheid Biesecker u. Stefan Kesting: Mikroökonomik. Eine Einführung aus sozial-ökologischer Perspektive. München 2003.

29 Susanne Elsen: Wirtschaftsförderung – Gemeinwesenökonomie – Soziale Ökonomie. Gleiche Ziele – verschiedene Handlungsansätze Lokaler Ökonomie? In: E&C-Zielgruppenkonferenz: „Lokale Ökonomie als Integrationsfaktor für junge Menschen in sozialen Brennpunkten“, 9. – 10. 12. 2004. Online unter: <http://www.eundc.de/pdf/22002.pdf>. (Stand: 2.5.2017)

30 Vgl. Mecheril (wie Anm. 18), 104-115.

*Sache heran [...] Das heißt, sie gehen nicht nach dem, wie wir hier denken, schauen sich die Marktlücken an, weil ich habe auch gesagt, schau' wenn du in den Markt hineingehst, dann schau' dir an, was es dort braucht, was brauchen die Kunden, dann machst du das. Aber sie machen dann das, was sie glauben, was sie bei anderen gesehen haben, was bei anderen funktioniert hat, ohne zu schauen, ob der Markt einen zweiten oder dritten hergibt.“* (D.I., Experteninterview, 12.03.2013).

Während die *klassische* („wie wir“) Herangehensweise sich vorwiegend auf „Marktlücken“ bezieht, orientiert sich die Herangehensweise von Migrant\_innen (von außen betrachtet) an dem, was sie sehen, was sie glauben, was richtig ist. In den Mittelpunkt rücken kulturelle Prädispositionen:

*„Das Handeln von Migranten würde ich allgemein mit Kurzfristigkeit beschreiben. Ich würde das an ihre Mentalität anknüpfen. Dieses unreflektierte und kurzfristige Handeln, das ist in ihrem Denken einfach drin. Ich glaube, das ist von ihrer Kultur her, dass sie eher kurzfristig denken, für sie ist es dann nicht ein Geschäft, das dann wachsen muss, das ist willkommen, wenn es so ist, aber es soll vor allem auch eine Alternative zur nichtgefundenen Arbeit sein.“* (D.I., Experteninterview, 12.03.2013).

Das Eröffnen eines Geschäftes wird hier vor allem als Übergangsphase gesehen – nicht als eine permanente Lösung für ein strukturelles Problem, sondern als eine punktuelle Lösung für bestehende Notsituationen.

*„Es ist immer ein Abenteuer. Das was ich sehe, viele Migranten werden selbstständig und öffnen das eigene Geschäft, weil sie keine andere Möglichkeit haben. Selbstständigkeit ist keine Lösung, sondern eine Übergangslösung. Hier können sie riskieren und versuchen, so der Krise zu trotzen“* (R.E., Experteninterview, 09.06.2013).

#### **4. „Du gehst sowieso unter, auf keinen Fall vorwärts kannst du nicht denken, nein!“**

Von dem romantischen Bild des Abenteurers ist in den Interviews nicht viel zu finden. Man wagt den Schritt in die Selbstständigkeit aus einer strukturellen Notwendigkeit heraus. Das Positive und Aufregende, das den Begriff des Abenteurers umgibt, kontrastiert in den Interviews mit zwei Kategorien, die die prekäre Situation in den Vordergrund rücken: zum einem das Bild des sogenannten Hamsterrades und zum anderen das Bild des Stillstandes: Bei gleichzeitiger Einschränkung des eigenen Handlungsraumes ist man ständig in Bewegung und muss auf äußere Umstände reagieren. Nach Weber lässt sich das Agieren und Reagieren mit jenem

*Sinn* in Zusammenhang bringen, der als Unterscheidungskriterium von Handeln und Verhalten eingeführt wird, nämlich der Sinn, den die/der Handelnde mit seinem Tun verbindet.<sup>31</sup> Dieses Spannungsfeld, welches am Beispiel von Rashed eng an das Gefühl des Mitlaufens gekoppelt ist, zeigt sich im nächsten Interviewausschnitt:

*„Ich und meine Frau, wir haben viel gearbeitet, wir arbeiten immer noch viel, wir arbeiten senza orario, ich arbeite ohne, das heißt selbstständig, wir in eigenes Arbeit wir arbeiten mehr als acht Stunden, ja da war es schön wenn man nur acht Stunden arbeitet, da hast du keine Schulden gehabt, jetzt kann ich es nicht einfach so lassen, jetzt muss ich durchhalten, sonst bist du auf der Straße, du verlierst alles, man kann nicht lassen, du musst weitermachen, wenn du im Rennen bist, musst du weitermachen, sonst ist nix mehr“* (Rashed, narratives Interview, 05.04.2013).

Hier wird die Metapher des Hamsterrades deutlich, welches das Individuum zwingt, immer weiterzumachen und weiterzulaufen. Auch Ulrich Bröckling benutzt in seinen Analysen das Bild des Hamsterrades und meint damit die Internierung im Käfig des flexiblen Kapitalismus, der die Individuen dazu anhält, immer in Bewegung zu bleiben und flexibel auf äußere Umstände zu reagieren: „Das Sportgerät der kleinen Nager steht nicht für Fitnesskult, sondern für sinn- und besinnungsloses Auf-der-Stelle-Treten hinter Gitter – eine Art Hospitalismus-Syndrom domestizierter Langzeit-Gefangener. Niemand zwingt die Tiere, das Rad am Laufen zu halten. Sie könnten ebenso gut dem Müßiggang frönen und sich faul in der Streu räkeln; ihr Gefängnis verlassen können sie, zumindest aus eigener Kraft, allerdings nicht.“<sup>32</sup> Das Bild des Hamsterrades ist demnach vor allen mit gesellschaftlichen Zwängen assoziiert und weist auf „Modelle des Ungleichgewichts hin“<sup>33</sup>. Folgt man dieser Analyse, können die beiden Kategorien Stillstand und Hamsterrad nicht als Gegensätze begriffen werden. Vielmehr sind beide Ausdruck widersprüchlicher Transformationsprozesse und stellen damit nicht migrations-spezifische, sondern gesamtgesellschaftliche Verhältnisse dar. Gerade aber durch kritische Umbrüche, wie sie Migrationserfahrungen verkörpern, kristallisiert sich dieses „Stillstehen im Laufen“ umso mehr heraus. Diese prekäre Situation und die Unsicherheit des Morgen drückt sich in einer persönlichen Stresssituation aus, welche wiederum das Denken an die Zukunft und die Arbeit erschwert. Der Druck auf das Individuum steigt dadurch immens und trägt zu einer Atmosphäre der Angst, Hilflosigkeit und Instabilität bei, die sich im ständigen Stressgefühl

31 Vgl. Weber (wie Anm. 27).

32 Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Frankfurt am Main 2013, 189.

33 Ebd., 194.

ausdrückt. Nicht der Erfolg steht im Mittelpunkt, sondern das Überleben. Ibrahim beschreibt dies sehr eindrucksvoll an einer Tür-Metapher, die zum Ausdruck dieser neuen prekären Realität wird.

*„Und jeden Tag sitze ich hier an meinem Schreibtisch und starre an die Tür. Ich hoffe jeden Tag, kommt jemand rein oder nicht? Immer warte ich, weil niemand kommt. Wenn niemand kommt, verdiene ich nichts. Kann ich die Schulden nicht zurückzahlen, muss ich zusperren. Und jeden Tag diesen Stress, verstehst du?“* (Ibrahim, narratives Interview, 24.07.2013).

Selbstständigkeit, die an der Überlebensschwelle angesiedelt ist, wird in den meisten Interviews nicht mit einem Anstieg der persönlichen Freiheiten in Zusammenhang gebracht, sondern vielmehr mit neuen Verpflichtungsmomenten. Dieses Gefühl drückt sich vor allem in der wahrgenommenen Einschränkung der Wahlfreiheit und Entscheidungsmöglichkeiten aus. Ähnlich der Metapher des Hamsterrades drückt das nachstehende Interview die Anforderungen an seine Person aus, ständig in Bewegung zu sein. In Verbindung mit dem Konzept der persönlichen Freiheit wird deutlich, dass dieses „in Bewegung bleiben“ nicht als grundsätzlich positiv gesehen wird, sondern dass es vielmehr in einen Zwangskontext gestellt wird.

*„Wenn du genug hast, dann musst du nicht ständig unterwegs sein. Wenn man Schwierigkeiten hat, dann musst du unterwegs sein. Um fünf aufstehen, muss ich nach Neumarkt fahren, das ist schon streng, wenn man keine Wahl hat, muss man, das heißt selbstständig zu sein.“* (Rashed, narratives Interview, 05.07.2013).

Selbstständig zu sein bedeutet hier, keine Wahl zu haben. Man arbeitet, um sich innerhalb der bestehenden Rahmenbedingungen bewegen zu können.

## **5. „Wenn es keinen Weg gibt, dann musst du schließen, ist doch scheißegal, oder?“**

Mit dem oben stehenden Zitat leitet Rashed den nächsten Abschnitt ein. Das Scheitern als Möglichkeit oder persönliche Katastrophe? Dieser Frage soll nachgegangen werden.

Die Kategorie des Scheiterns ist ein wesentlicher Bestandteil sowohl der Expert\_inneninterviews als auch der narrativen Interviews. Wie das Scheitern aber wahrgenommen wird, unterscheidet sich ganz wesentlich: Auf der einen Seite werden die persönlichen, als „irrational“ beschriebenen Eigenschaften von Migrant\_

innen unterstrichen, die das Scheitern als eine unausweichliche Wende im Projekt der Selbsttätigkeit sehen. Auf der anderen Seite werden aus narrativer Sicht vor allem strukturelle Faktoren genannt, wie ungünstige Geschäftslagen, Schulden, wenig Kund\_innen und geringer Umsatz. Auch die hohen Mieten, die das Stadtzentrum charakterisieren, erwähnt Rashed in diesem Interviewausschnitt. Gerade dieses Ungleichgewicht der hohen Betriebskosten und den im Vergleich geringen Einnahmen führt zur prekären Situation der Geschäfte:

*„Ja, ist nicht so einfach. Weil hier in der Stadt siehst du auch, dass viele Geschäfte geschlossen sind. Du, die Miete ist Wahnsinn. Miete ja gut, das müssen auch vernünftige Mieten sein, nicht so. Und die Besitzer wollen mehr verdienen. Aber das bedeutet auch, jemand macht auf zwei Monate und dann ist wieder geschlossen. Und die Besitzer, die wollen höhere Mieten, ma che o! In der Stadt drin zahlst du die Miete 2000, 2500, 3000 Euro, das ist eine Menge Geld, das ist nur Miete, dann noch alles. Na, die Miete ist extrem hoch.“* (Rashed, narratives Interview, 12.04.2013).

Um die hohen Mieten zu umgehen, siedeln sich viele an den Seiten- und Nebenstraßen an, wo die Mieten zwar vergleichsweise niedriger sind, aber auch die wirtschaftliche Attraktivität wesentlich geringer ist. Rasheds Geschäft befindet sich in einer Nebenstraße, nicht weit entfernt vom Zentrum. Trotz der Nähe zum Stadtkern bezeichnet Rashed die Straße als eine „tote“ Straße, eine Durchgangsstraße, die das Stadtzentrum mit dem nahegelegenen Wohnviertel verbindet. Hinzu kommen Diskriminierungserfahrungen, die vor allem das Suchen eines Lokals wesentlich beeinflussen können:

*„Das Leben, was willst du machen, du musst kämpfen, ich habe von hier viele Leute kennengelernt, die dir helfen. Hier für einen Ausländer ein Geschäft zu eröffnen ist nicht so einfach, na na. Das ist Unterschied: hier gibt dir keiner ein Geschäft, wenn du ein Ausländer bist, du brauchst Unterstützung, auch wenn du Geld hast, ist doch egal, in Bozen ist die Mentalität schon anders, viel offener. Bozen ist offener. Hier viel geschlossener.“* (Rashed, narratives Interview, 25.09.2013).

Das Scheitern als soziales Phänomen bezeichnet Sennett als „das große moderne Tabu“<sup>34</sup>. Folgt man seinen Analysen, so sind heutige Karrieren beeinflusst durch die Anforderungen eines flexiblen Kapitalismus, viel verletzlicher verglichen mit den „Normalbiografien“ Mitte des 20. Jahrhunderts. Trotz Wiederverwertung des eigenen institutionellen kulturellen Kapitals überwindet die Selbstständigkeit die prekäre Situation am Arbeitsmarkt nicht, sondern hält sie aufrecht. Die Sorge,

34 Richard Sennett: The Culture of the New Capitalism. Mailand 2006, 159.



ob genug Kund\_innen in das Geschäft kommen, ist ständige Begleiterin vieler Alltagsrealitäten:

*„Letztes Monat hat hier hinter der Ecke ein Lebensmittelgeschäft eröffnet. Wir unterstützen ihn manchmal und kaufen dort ein, aber auch das, gerade so schafft er es, über die Kunden zu kommen. Da ist einfach nicht der Markt dafür, deshalb da kommen keine Kunden, das hat er nicht eingeplant. Er schafft es zwar zu überleben, aber da darf nichts passieren, das sprengt ihn.“* (Expert\_inneninterview, 05.07.2013).

Um überleben zu können, darf nichts Unvorhersehbares passieren, nichts Überraschendes, Spontanes, etwas, das von der Normalkurve abweicht.

Dennoch kann das Streben nach der eigenen Karriere, verstanden als Kontinuität in der Lebenserzählung, nicht dringend als Antidotum gegen Drift bzw. als zielloses Dahinstreben verstanden werden.<sup>35</sup> Gerade in Verbindung mit Migrationserfahrung geht man mit eventuell drohenden plötzlichen Veränderungen sehr flexibel um. Das Scheitern wird in den meisten Interviews nicht als persönliche Katastrophe wahrgenommen, sondern als mögliche Entwicklung der Lebensbiographie.

*„Morgen, ein anderer Platz, übermorgen auch. Wenn das Geschäft nicht funktioniert, dann eröffne ich es an einem anderen Ort. Ich habe mein Leben in einem Tag geändert, das Geschäft neu zu eröffnen ist nichts dagegen.“* (Furiam, narratives Interview, 25.07.2013).

Das Denken und die Gestaltung der eigenen Lebenskarriere ist geprägt durch die Sowohl-als-auch-Logik im Sinne Ulrich Becks.<sup>36</sup> Es gibt nicht mehr diesen einen Entwurf der eigenen Lebenswelt, sondern eine Vielzahl verschiedener Möglichkeiten. Der Migrationsprozess, selbst ein unsicherer und instabiler Prozess, fördert diese Handlungsform entscheidend mit. In seinem Werk *Drift and Mastery* beschreibt Walter Lippmann diese Sowohl-als-auch-Logik und gleichzeitig das persönliche kreative Reagieren auf ungünstige äußere Umstände in Zusammenhang mit den ersten Arbeitsmigrant\_innen in Amerika. Sich auf Lippmann<sup>37</sup> berufend, schreibt Sennett:

*„Wie Immigranten müssen wir dem Widerstand der Realität einen Sinn abbringen; niemand schenkte den Einwanderern der Lower East Side etwas. Es ist an uns, (...) den Faden*

35 Vgl. Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. München 2000.

36 Vgl. Ulrich Beck: Freiheit oder Kapitalismus: Ulrich Beck im Gespräch mit Johannes Willms. Frankfurt am Main 2000.

37 Walter Lippmann: Drift and Mastery. Madison 1914.

*im Teppich zu finden, der aus kurzfristiger Arbeit, amorphen Institutionen, oberflächlichen und gesellschaftlichen Beziehungen und der ständigen Gefährdung der Arbeitsstelle eine persönliche Karriere zu machen. Gelingt es uns nicht (...) versagen wir buchstäblich vor uns selbst“.<sup>38</sup>*

## Schlussbemerkung

Betrachtet man die Entwicklungen des Südtiroler Erwerbsarbeitsmarktes in Zahlen, so zeigt sich Südtirol als eine der reichsten Provinzen Italiens, mit einer wirtschaftlichen Prosperität, die nicht mit anderen Regionen in Italien vergleichbar ist.

Im ersten Quartal des Jahres 2016 lag die Arbeitslosigkeit weit unter dem italienischen Durchschnitt. Strukturell gesehen hat Südtirol nach außen hin kein Beschäftigungsproblem. Dennoch zeigt die vorliegende Untersuchung, dass der lokale Erwerbsarbeitsmarkt seine Grenzen hat. Dabei geht es nicht so sehr um die Anzahl der Angebote der Arbeit, sondern vor allem um die Qualität der Arbeiten, die für Migrant\_innen vorgesehen sind. Die wirtschaftliche Nachfrage nach billigen Arbeitskräften wird auf nationaler Ebene durch eine Migrationspolitik unterstützt, die kurzfristige und prekäre Aufenthaltsbedingungen schafft. Die Arbeitsintegration in den Erwerbsarbeitsmarkt, so die Ergebnisse, orientiert sich an einem engen Arbeitsbegriff, der keine Alternativen zur produktiven, abhängigen Arbeit für Migrant\_innen vorsieht. In Zusammenhang mit Migration wird Arbeit nämlich nicht als in die Lebenskontexte verankert angesehen, sondern als vorwiegend produktive, zweckrationale Tätigkeit. Dies wird als Normalität im Migrationsdiskurs aufrechterhalten. Nach der Auswertung und Diskussion der Ergebnisse muss an dieser Stelle für eine Erweiterung des Arbeitsbegriffs und dem Verständnis, was Arbeitsintegration für Migrant\_innen noch bedeuten kann, auf struktureller Ebene plädiert werden. Mehr noch, es muss ein Denken gefördert werden, das über das gängige Nischenmodell hinausgeht: Die Vorstellung, für einige Mitglieder in der Gesellschaft seien nur bestimmte Bereiche im Erwerbsarbeitsmarkt bestimmt, führt unweigerlich zu einer Akzentuierung der sozialen Ungleichheit auf dem Erwerbsarbeitsmarkt.

Migrant\_innenökonomien im lokalen Kontext entstehen, folgt man den Ergebnissen, nicht innerhalb der drei Sphären Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, sondern entwickeln sich aus der Lebenswelt heraus, speisen sich aus konkreten sozialen Bedürfnissen und mischen sich in lokale wirtschaftliche Kreisläufe ein. Sie sind, so Susanne Elsen, „Grenzüberschreitungen aus der Lebenswelt in den politischen und ökonomischen Sektor. Sie bewirken [...] eine Entmonopolisie-

38 Sennett (wie Anm. 35), 165-166.

rung von Sektoren und Sachverstand und das Eindringen neuer AkteurInnen und lebensweltlicher Logiken in die Systeme Staat und Markt“.<sup>39</sup> Wie die Diskussion der Ergebnisse zeigt, stellt das Projekt der Selbstständigkeit für Migrant\_innen im lokalen Kontext durchaus eine Alternative zur Arbeitsintegration in den Erwerbsarbeitsmarkt dar, die sich positiv auf die persönliche Arbeitserfahrung auswirken kann. Aspekte der Selbstverwirklichung werden in diesem Zusammenhang zentral: Migrant\_innen verwirklichen durch den Weg in die Selbstständigkeit eine Idee oder greifen auf früher erlernte bzw. erworbene Qualifikationen zurück und verarbeiten diese innerhalb neuer Zusammenhänge.

Sie schaffen es aber nicht, prekäre Verhältnisse zu überwinden. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass der Weg in die Selbstständigkeit in den meisten narrativen Beispielen als individuelle Antwort auf gesellschaftliche (strukturelle) Problemlagen (Arbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigungsverhältnisse und Nischenbeschäftigung) beschrieben wird. Durch die meist nicht vorhandene Integration in die gegebenen strukturellen Rahmenbedingungen des Aufnahmelandes bleibt die Selbstständigkeit meist auf der Ebene der Lebenswelt(en) stehen. Der Weg in die Selbstständigkeit kann daher nicht als Überwindung von prekären arbeitspolitischen Verhältnissen gesehen werden, sondern als eine Reproduktion derselben auf Ebene der Lebenswelt. Diese Reproduktion prekärer Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt wirkt sich unweigerlich, und damit bestätigen die Ergebnisse der Arbeit die These von Sennett, auf den Charakter von Menschen aus. Die Metaphern des Stillstandes und des Hamsterrades drücken diesen persönlich wahrgenommenen Widerspruch aus.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Weg in die ökonomische Selbstständigkeit eine Möglichkeit darstellt, selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen. Diese Entscheidungen haben beides zur Folge: neue Freiheiten und neue Abhängigkeiten zugleich. Angesichts der herrschenden Rahmenbedingungen im Aufnahmeland, die für Migrant\_innen meist nur ein Reagieren erlauben, findet ein Agieren im Sinne eines selbstbestimmten reflexiven Handelns mehrheitlich nur zur Lebenswelt hin statt. Dort, wo ein bestimmter Grad an sozialer Vernetzung vorausgesetzt wird. Autonom bzw. selbstbestimmt zu handeln ist somit nur dort möglich, wo das Handeln soziale Sicherheit und Verwirklichungschancen erfährt. Autonomie und soziale Eingebundenheit, so die Schlussfolgerung, stehen somit in einem dialektischen Zusammenhang. Dem zugrunde liegt die Hypothese, dass autonomes Handeln immer als ein soziales Handeln verstanden werden muss. Menschen sind nicht isolierte Wesen, die in Abwesenheit von äußeren Einflüssen handeln, sondern sind immer in soziale Kontexte eingebettet. Autonomes Handeln kann somit nicht ohne sozialen Bezug existieren und kann

39 Elsen (wie Anm. 29), 12.

daher auch nicht unter dem Vorzeichen der „Entlassung aus [der] sozialen Solidarität der Gesellschaft“ stehen, sondern im Gegenteil, muss unter dem Vorzeichen der Rückeinbettung in die gesellschaftliche Solidarität gesetzt werden. Geschieht dies nicht, wird autonomes Handeln „eher bedrohlich, da es [das Individuum] den Anschluss an die Gesellschaft selbst finden muss und, im Fall des Scheiterns, mit dem Vorwurf konfrontiert wird, sich sozusagen selbst ausgeschlossen zu haben“<sup>40</sup>. Das Scheitern wird als individuelle Präferenzentscheidung gesehen und sozialstrukturelle Bedingungen bzw. deren Wirkungsmacht werden in der Wahrnehmung ausgeblendet.

Wie die Ergebnisse gezeigt haben, nimmt die Integration in den Arbeitsmarkt durch Selbstständigkeitsprojekte (als reale Alternative zur Integration in den Erwerbsarbeitsmarkt) in der Provinz keinen überaus großen bzw. ernst genommenen Stellenwert in der Entwicklung der lokalen Wirtschaft ein, sondern wird von einer institutionellen Perspektive aus als persönliches Abenteuer bewertet und ein mögliches Scheitern als individuelles Versagen interpretiert, welches nicht nur dem Individuum, sondern auch dessen/deren Familie und schlussendlich der ganzen Provinz schaden würde. Die Selbstständigkeit von Migrant\_innen wird somit nicht als Teil der lokalen Wirtschaftsentwicklung gesehen, sondern aus einer sozialen, humanitären Perspektive heraus relativiert. Was es braucht, ist eine Verstetigung auf institutioneller Ebene, damit die Projekte der Selbstständigkeit ein Stück weit aus der individuellen Verantwortung herausgerissen werden und in eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung rückgebettet werden. Diese Argumentation folgt den Anforderungen einer gestaltenden Sozialpolitik, „die zivile Selbstorganisation ermöglicht und fördert“<sup>41</sup>. Wie Habermas zeigt, bedarf es gerade solcher integrativer Kombinationen, um die dekonstruktive Wirkung der beiden Subsysteme Politik und Markt auf die Lebenswelt einzudämmen.<sup>42</sup>

40 Walter Lorenz: Spacing Social Work – zur Ambivalenz der Sozialraumnähe im Zeichen der Globalisierung. In: Fabian Kessl u. Hans-Uwe Otto (Hg.): Territorialisierung des Sozialen, Regieren über soziale Nahräume. Opladen 2007, 301.

41 Elsen (wie Anm. 29), 14.

42 Vgl. Habermas (wie Anm. 6).

## Bibliographie

- Aldrich, Howard E. u. Waldinger, Roger: Ethnicity and Entrepreneurship. In: Annual Review of Sociology, 16. 111-135. Palo Alto 1990. - Reprinted in Dieter Boegenhold (Hg.): Moderne amerikanische Soziologie. 243-278. Stuttgart 2000.
- Beck, Ulrich: Freiheit oder Kapitalismus: Ulrich Beck im Gespräch mit Johannes Willms. Frankfurt am Main 2000.
- Bhabha, Homi: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2007.
- Biesecker, Adelheid u. Kesting, Stefan: Mikroökonomik. Eine Einführung aus sozial-ökologischer Perspektive. München 2003.
- Bonacich, Edna: A Theory of Middleman Minorities. In: American Sociological Review, 38(5), 1973, 583-594.
- Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard: Soziale Ungleichheiten. Göttingen, 1983, 183-198.
- Bourdieu, Pierre: Prekarität ist überall. In: Bourdieu, Pierre: Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz 1998, 96-102.
- Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Frankfurt am Main 2013.
- Clarke, Adele: Situationsanalyse: Grounded Theory nach dem postmodern turn. Wiesbaden 2012.
- Elsen, Susanne: Wirtschaftsförderung – Gemeinwesenökonomie – Soziale Ökonomie. Gleiche Ziele – verschiedene Handlungsansätze Lokaler Ökonomie? In: E&C-Zielgruppenkonferenz: „Lokale Ökonomie als Integrationsfaktor für junge Menschen in sozialen Brennpunkten“, 9. – 10. 12. 2004. Online unter: <http://www.eundc.de/pdf/22002.pdf>. (Stand: 2.5.2017)
- Gallino, Luciano: Globalizzazione e disuguaglianza. Mailand 2002.
- Granovetter, Mark: Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: American Journal of Sociology, 91(3), 1985, 481-510.
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns. Berlin 2011.
- Hatem, Imran: Das islamische Wirtschaftssystem: Normen und Prinzipien einer alternativen Ökonomie. Paderborn 2008.
- Kiong, T. C. u. Kee, Y.P.: Guanxi bases, Xinyong and Chinese business networks. In: British Journal of Sociology, 49 (1), 1998, 75–95.
- Levitt, P. & Jaworsky, B. N.: Transnational Migration Studies: Past Developments and Future Trends. In: Annual Review of Sociology 33(1), 2007, 129- 156.
- Light, I. u. a. : Beyond the Ethnic Enclave Economy. 1992. Online unter: <http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.1032.9147&rep=rep1&type=pdf>. (Stand: 2.5.2017).

- Lintner, Claudia: *Economics in Between. Migrantenökonomien als Orte gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozesse*. Bozen 2015.
- Lippmann, Walter: *Drift and Mastery*. Madison 1914.
- Lorenz, Walter: *Spacing Social Work – zur Ambivalenz der Sozialraumnähe im Zeichen der Globalisierung*. In: Kessl, Fabian u. Otto, Hans-Uwe (Hg.): *Territorialisierung des Sozialen, Regieren über soziale Nahräume*. Opladen 2007.
- Mecheril, Paul: *Natio-kulturelle Mitgliedschaft – ein Begriff und die Methode seiner Generierung*. In: *Tertium comparationis* 8 (2), 2002, 104-115.
- Mecheril, Paulf u. a.: *Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten*. In: Paul Mecheril u. a. (Hrsg.): *Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive*. Wiesbaden 2013, 7-55.
- Nussbaum, Martha: *Creating Capabilities: The Human Development Approach*. Cambridge 2010.
- Otto, Hans-Uwe u. Ziegler, Holger: *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden 2008.
- Polanyi, Karl: *Ökonomie und Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1979.
- Portes, Alejandro: *Economic Sociology. A systematic inquiry*. Princeton u. Oxford 2010.
- Portes, Alejandro: *The economic Sociology of Immigration. Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship*. New York 1995.
- Putnam, Robert: *Bowling alone. America's Declining Social Capital*. In: *Journal of Democracy*, 6 (1), 65-78, 1995.
- Sayad, Abdelmalek: *La doppia assenza. Dalle illusioni dell'emigrato alle sofferenze dell'immigrato*. Milano 2002.
- Sen, Amartya: *Human Rights and Capabilities*. In: *Journal of Human Development*, 6 (2), 2005, 151-66.
- Sennett, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. München 2000.
- Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen 1988.
- Weiß, Anja: *Raumrelationen als zentraler Aspekt weltweiter Ungleichheiten*. In: *Mittelweg* 36 11 (2002), 2, 76-92. Online unter: [http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/12220/ssoar-mittelweg-2002-2-weiss-raumrelationen\\_als\\_zentraler\\_aspekt\\_weltweiter.pdf?sequence=1](http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/12220/ssoar-mittelweg-2002-2-weiss-raumrelationen_als_zentraler_aspekt_weltweiter.pdf?sequence=1). (Stand: 2.5.2017).

